

Julia Scholz

Agential Realism als Basis queer(end)er Experimentalpsychologie

Eine wissenschaftstheoretische
Auseinandersetzung

OPEN

 Springer

Agential Realism als Basis queer(end)er Experimentalpsychologie

Julia Scholz

Agential Realism als Basis queer(end)er Experimentalpsychologie

Eine wissenschaftstheoretische
Auseinandersetzung

OPEN

 Springer

Julia Scholz
GeStiK - Gender Studies in Köln
Universität zu Köln
Köln, Deutschland

Zugleich: Jena, Friedrich-Schiller-Universität, Dissertationsschrift, 2017

Gefördert durch ein Promotionsstipendium der Landesgraduiertenförderung Thüringen
(vergeben durch die Friedrich-Schiller-Universität Jena)



ISBN 978-3-658-22643-5 ISBN 978-3-658-22644-2 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-22644-2>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en) 2018. Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation. **Open Access** Dieses Buch wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Buch enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Für alle queerenden Menschen, die – ohne andere einzuschränken – immer wieder die Möglichkeiten des Lebens ausprobier(t)en und durch das Lossagen von essentialisierenden Festschreibungen – wie angeblich dies *sei* und jenes *nur so* funktioniere – neue Realisierungen von Leben entdeck(t)en, welche weniger Einschränkungen und *cuts*, sondern mehr Freiheiten mitbringen.

Mein Dank gilt

..meinen Doktoreltern Melanie C. Steffens und Karsten Kenklies, ohne deren jeweils überdisziplinäre Kompetenz und Offenheit sich diese Arbeit nicht materialisiert hätte.

..der Landesgraduiertenförderung Thüringen, ohne deren Promotionsstipendium sich diese Arbeit nicht materialisiert hätte.

..jenen mit mir *entangled* Menschen (und nicht-menschlichen Wesen) meines Lebens – es ist keine Frage, ob ihr mitgewirkt habt (es sind höchstens unterschiedliche Grade): Ohne Eure *agencies* hätte sich diese Arbeit nicht materialisiert.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	<i>Queer Theory</i> und ihre Anforderungen an Psychologie.....	15
2.1	Entwicklung der <i>Queer Theory</i>	15
2.1.1	Ausgangspunkte	17
2.1.2	Kritik an der Festlegung der Ausgangspunkte.....	21
2.2	Analysethemen der <i>Queer Theory</i>	25
2.2.1	Heteronormativitätsanalyse	28
2.2.2	Intersektionale Identitätskategorien als Analysethema.....	31
2.2.3	Analyse von Machtrelationen.....	35
2.2.4	Die Relevanz von Sprache und Sprechakten	39
2.2.5	Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit.....	42
2.2.6	Die Strategie der Dekonstruktion	44
2.3	Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie.....	46
2.3.1	Anforderungen auf Grundlage der Heteronormativitäts- analyse.....	46
2.3.2	Anforderungen durch die Kritik an Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive	50
2.3.3	Die Anforderung, Machtrelationen zu bedenken.....	56
2.3.4	Anforderungen aus der Rolle der Sprache und Sprechakte	59
2.3.5	Anforderungen hinsichtlich Bedenken der Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit.....	61
2.3.6	Dekonstruktion als Anforderung	64
2.3.7	Zusammenfassung der Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie	65
3	Experimentalpsychologie und queere Kritiken.....	69
3.1	Vorgehen und Forschungslogik der Experimentalpsychologie	72
3.1.1	Ontologische Grundannahmen der Experimental- psychologie.....	74

3.1.2	Art des Realismus und Art des Erkenntnisgewinns in der Experimentalpsychologie	80
3.1.3	Objektivität, Messen und Kausalität in der Experimentalpsychologie.....	82
3.1.4	Rolle des Menschen in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie.....	86
3.1.5	Verantwortung von Forschenden in der Experimentalpsychologie.....	89
3.2	Un-/Vereinbarkeit queerer Kritiken mit Experimentalpsychologie.....	92
3.2.1	Heteronormativität in der Experimentalpsychologie	92
3.2.2	Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive in der Experimentalpsychologie	99
3.2.3	Macht in der Experimentalpsychologie	110
3.2.4	Sprache und Sprechakte in der Experimentalpsychologie.....	113
3.2.5	Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit in der Experimentalpsychologie	114
3.2.6	Dekonstruktion in der Experimentalpsychologie	117
3.2.7	Zusammenfassung der Un-/Vereinbarkeiten queerer Kritiken mit der Experimentalpsychologie.....	118
4	<i>Agential Realism (AR) als forschungslogische Grundlage</i>.....	123
4.1	Barads <i>Agential Realism</i>	123
4.1.1	Relationale Ontologie des <i>Agential Realism</i>	124
4.1.2	Art des Realismus und Art des Erkenntnisgewinns im <i>Agential Realism</i>	133
4.1.3	Objektivität, Messen, Kausalität, Agency im <i>Agential Realism</i>	135
4.1.4	Die Rolle des Menschen im <i>Agential Realism</i>	146
4.1.5	Verantwortung von Forschenden im <i>Agential Realism</i>	150
4.2	Entwurf der queer(end)en Experimentalpsychologie mit <i>AR (ARqE)</i>	153
4.2.1	Relationale Ontologie der ARqE.....	154
4.2.2	Art des Realismus und Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns der ARqE.....	158

4.2.3	Objektivität, Messen, Kausalität und Agency der ARqE	161
4.2.4	Die Rolle des Menschen in der ARqE	174
4.2.5	Verantwortung von Forschenden innerhalb der ARqE.....	175
4.2.6	Zusammenfassung der ARqE	177
4.3	Grad der Queerness der ARqE	178
4.3.1	Heteronormativität in der ARqE	179
4.3.2	Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive in der ARqE.....	180
4.3.3	Macht in der ARqE.....	182
4.3.4	Sprache und Sprechakte in der ARqE	184
4.3.5	Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit in der ARqE.....	186
4.3.6	Dekonstruktion in der ARqE	187
4.3.7	Zusammenfassung der Queerness der ARqE	190
5	Erprobung einer ARqE-Anwendung	195
5.1	Auswahl – mit Begründung – des zu untersuchenden Phänomens....	198
5.2	Auswahl – mit Begründung – der Forschungsfrage und Methode	202
5.3	Ergebnisse	219
5.4	Interpretation	226
5.5	Diskussion	233
5.6	Fazit der Erprobung.....	247
6	Die <i>agential cuts</i> dieser Arbeit	253
	Literatur	279



1 Einleitung

“The concept of difference has nothing ontological about it. It is only the way that the masters interpret a historical situation of domination.”

(Wittig, 1980/1992, S. 29)

“Psychologists attempted to develop a periodic table of basic human behavior and laws that govern the formation of complex behavior.”

(Kim, 1999, S. 3)

„Im Allgemeinen versuchen Theorien in der Psychologie zu erklären, wie das Gehirn, der Verstand, das Verhalten und die Umgebung funktionieren und wie sie zusammenhängen könnten. (...) Die gemeinsame Grundlage der meisten psychologischen Theorien ist die Annahme des Determinismus, das heißt die Annahme, dass alle Ereignisse, gleich ob physikalischer, geistiger oder behavioraler Natur, das Ergebnis von spezifischen Kausalfaktoren sind oder von diesen bestimmt werden.“

(Zimbardo & Gerrig, 2004, 16.Aufl. , S. 27)

“What I term a paradigm I [one] conception of proper science argues that something is scientific insofar as (a) it is objective, eliminating the standpoint of the knower from the knowledge that is obtained so that a realm of pure facts as such is achieved and (b) it seeks principles of psychological functioning that are abstract, general, and universal.”

(Sampson, 1978, S. 1333)

“The notion that there might be a ‘truth’ of sex, as Foucault ironically terms it, is produced precisely through the regulatory practices that generate coherent identities through the matrix of coherent gender norms.”

(Butler, 1990/2006, S. 23-24)

Als (Experimental-)psycholog_inn_en sind wir bestrebt, Komponenten von menschlichem Fühlen, Denken und Verhalten – sowie die Kausalbeziehungen zwischen diesen – zu erforschen. Als Queertheoretiker_innen sind wir bestrebt, in Differenzen keine ontologischen Essenzen zu entdecken, sondern solche als Resultat von regulatorischen Praktiken zu sehen. Mit Experimenten wollen Forschende Gegebenheiten entdecken, während Queertheorien die Bedingungsabhängigkeiten jeder situierten Gegebenheit betonen. Also wäre eine Verknüpfung zu einer queer(end)en Experimentalpsychologie ein widersprüchliches Zusammenbringen von der Idee, etwas über bestehende Eigenschaften oder Zusammenhänge sagen zu wollen, mit der Vorstellung, dass solche Eigenschaften nicht an sich bestehen, sondern u. a. durch Forschungshandeln erst hergestellt werden. Doch die zentrale These der vorliegenden Arbeit ist, dass eine queer(end)e Experimentalpsychologie mit der Herangehensweise des *Agential Realism* kein Oxymoron ist, obwohl verbreitete Verständnisweisen von Queertheorien und von Experimentalpsychologie(n) dies berechtigterweise zunächst nahelegen.

Die Kluft zwischen den Perspektiven entsteht durch Vielerlei und wird auch Thema dieser Arbeit sein. Steffens und Ebert (2010) benennen als Unterschiede zwischen jener sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung, die ich als queertheoretisch geprägt bezeichnen möchte, und der Experimentalpsychologie „ganz andere Implikationen“ (S. 193) und „[n]eben den unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Grundfesten gibt es außerdem handfeste Verständnisschwierigkeiten“ (S. 194). Sie plädieren für einen Dialog zwischen den Feldern und für eine Integration. Allerdings schließen auch sie: „Es ist jedoch zu beachten, dass eine gemeinsame Basis noch zu schaffen ist: Welche Methoden gelten als anerkannt, um Erkenntnisfortschritte zu erzielen? Welche Konzepte werden wie verwendet und haben welche Implikationen? (...) Auf welcher Abstraktionsebene forschen wir?“ (S. 203). Von den „unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Grundfesten“ handelt die vorliegende Arbeit.

Vertreter_innen der Experimentalpsychologie sind bestrebt, pure Fakten, deren Erkenntnis vom Standpunkt der_des Erkennenden losgelöst ist, sowie abstrakte, generelle und universale Prinzipien von psychologischem Funktionie-

ren zu finden – wie das Zitat von Sampson (1978) oben darlegt. Sampson selbst argumentiert für einen Paradigmenwechsel und fasst dafür das klassisch naturwissenschaftliche, wie eben genannt, zusammen. Auch Zimbardo und Gerrig nennen 2004 als Erkenntnisziel das Funktionieren (siehe obiges Zitat). Zwar fällt in der Ausgabe von 2008 (vgl. Gerrig & Zimbardo, 2008) dieser eine Satz weg, doch sie bleiben bei der Annahme des Determinismus‘. Wenn dagegen Queertheoretiker_innen davon ausgehen, dass nirgends eine Essenz gegeben ist, sondern generative Strukturen uns jede Stabilität nur aufgrund von Wiederholungen als solche erscheinen lassen, dann könnte man schließen, dass es keine queer(end)e Experimentalpsychologie geben kann, die noch beide Namensteile verdient hätte. Wie soll man ein Experiment anlegen, wenn doch die Grundidee des Experimentierens darin besteht, dass man durch Beobachten der Reaktion einer Entität auf die Variation von Umständen auf die Gegebenheiten der Entität schließt und nun gleichzeitig eine (z. B. experimentell) gefundene Differenz das Resultat dessen sein soll, wie Herrschende eine historische Situation interpretieren (vgl. obiges Zitat von Wittig, 1980/1992)? Wie soll eine Analyse noch sinnvoll als queer(end) bezeichnet werden können, wenn eine Quantifizierung von Gegebenheiten angestrebt wird statt deren Dekonstruktion? So kann man diese Widersprüche für unauflösbar und, wie beispielsweise Rogers (2003), eine solcherart kritische Experimentalpsychologie für unmöglich halten. Sie veröffentlichte ein “introductory textbook that seeks to bring together the mainstream approach – largely based upon experimental methods – and the emerging approach that I have called ‘critical’, but is also referred to as ‘discursive’ and ‘social constructionist’ social psychology.” (Rogers, 2003, S. xv). Allerdings bedeutet „zusammenbringen“ bei Rogers bezeichnenderweise *gegenüberstellen* und keine Integration.

What I have tried to do, therefore, is to construct a book that steers a rather difficult path – one that aims to do justice to each approach, that relates them to each other, but, crucially, does not pretend they can be integrated. (...) They are, fundamentally, incommensurable with and opposed to each other. As I set out in Chapter 2, they are based on two conflicting epistemologies (theories of the nature of knowledge and how it can be obtained) and two conflicting ontologies (theories of what things “are” in the world, here, particularly, of

the nature of the social world and people's relationship to it) that cannot be reconciled. (Rogers, 2003, S. xv)

In der vorliegenden Arbeit diskutiere ich jene Unvereinbarkeiten der Epistemologien und Ontologien der Herangehensweisen von queertheoretischer Kritik mit jenen von aktueller akademischer Experimentalpsychologie des europäisch und US-amerikanisch geprägten Raumes. Ich diskutiere jedoch auch Vereinbarkeiten, die entstehen, wenn wir eine bestimmte, nicht klassisch-realistische Perspektive einnehmen. In der Sicht von Karen Barads (2007) *Agential Realism* entstehen Entitäten nur in Bezug auf spezifische epistemische Konstellationen:

“Recall that concepts obtain their meaning by reference to a particular apparatus marking the placement of a constructed boundary between the ‘object’ and the ‘agencies of observation’.”
(Barad, 1996, S. 180)

Damit können Aussagen über Verhalten, Umgebung und wie sie zusammenhängen (vgl. obiges Zitat von Zimbardo & Gerrig, 2004) getroffen und gleichzeitig eine Matrix von bestimmenden Normen (vgl. obiges Zitat von Butler, 1990/2006) anerkannt werden, weil die Existenz eines jeden Konzeptes als konfigurationsabhängig erachtet wird. Legt man den *Agential Realism* als wissenschaftstheoretische Position zugrunde, so die These meiner Arbeit, ist eine queer(end)e Experimentalpsychologie möglich, die ihr queerendes Potential nicht durch ihre Themenwahl, sondern durch ihre grundlegende Herangehensweise an Phänomene innehat:

“Knowledges are not innocent representations, but intra-actions of natures-cultures: knowledge is about meeting the universe halfway.”
(Barad, 1996, S. 189)

Das Thema der Arbeit ist also eine Synthese von zunächst gegensätzlichen Herangehensweisen, die möglich wird, wenn wir im Barad'schen Sinne das Universum ‚auf halbem Wege treffen‘. Ich konfrontiere experimentalpsychologische Wissensproduktion mit queertheoretischen Kritiken. Letztere dekonstruie-

ren Normen bezüglich kulturellen Strukturierungskategorien in Durchkreuzung miteinander. So werden Differenzachsen, wie Geschlecht, Sexualität, kulturelle Herkunft, Kultur, Hautfarbe, Schicht/Klasse, Fähigkeit und Alter als miteinander verschränkt gesehen und analysiert. Queertheorien gehen nicht von einem Periodensystem vom Grundverhalten des Menschen aus (vgl. obiges Zitat von Kim, 1999) und streben auch nicht die Loslösung einer Aussage von einem Standpunkt an (vgl. obiges Zitat von Sampson, 1978). Ganz im Gegenteil demonstrieren sie die Offenheiten, Lücken, Überschneidungen, Unstimmigkeiten und Verfehlungen:

That's one of the things that "queer" can refer to: the open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning when the constituent elements of anyone's gender, of anyone's sexuality aren't made (or *can't be* made) to signify monolithically. (Sedgwick, 1993, S. 7)

Es gibt geistes- und sozialwissenschaftliche Psychologie(n), die für diese Überschneidungen und Unstimmigkeiten viel offener sind als die Experimentalpsychologie bzw. queere Kritiken schon in ihre Herangehensweisen eingebaut haben. Sie sind jedoch nicht Gegenstand dieser Arbeit. Mein Interesse gilt an dieser Stelle nicht einer queer(end)en Psychologie überhaupt, sondern einer queer(end)en Experimentalpsychologie. So schließt sich die Frage an, welchen Vorteil Experimente überhaupt bringen können. Warum habe ich überhaupt Interesse an Experimenten, wenn mir deren Voraussetzungen problematisch erscheinen? Lehrbücher sprechen häufig von der gegenstandsangemessenen Methode. Für jede Frage eignet sich die eine oder andere Methode besser zu deren Beantwortung. Ich gehe davon aus, dass es Phänomene gibt, deren Zusammenhänge besser durch quantitative Verfahren zu zeigen sind als durch qualitative, genauso wie auch andersherum. Beispielsweise kann man durch Experimente besser die Auswirkungen bestimmter Konfigurationen *für viele Personen* zeigen. Beispielsweise hatte sich in zahlreichen Sprachen lange Zeit durchgesetzt das generische Maskulinum zu verwenden, um von allen Geschlechtern zu sprechen. Doch Experimente (u. a. beispielsweise von Stahlberg und Sczesny, 2001, für den deutschsprachigen Raum) konnten vorführen, dass Lesende dabei überwiegend an *Männer* denken und dass alternative Formen

(unterschiedlich stark) weniger einseitig bevorzugend wirken. So kann durch Experimente eine Auswirkung für *vielen* Lesende eines Textes beschrieben werden. Dieses Zusammengruppieren zu *vielen Personen* birgt einige Probleme¹, auf die ich noch zu sprechen komme. Dennoch konnten solche quantitativen Aussagen gesellschaftlich verwendet werden, um eine einseitig bevorzugende Sprache zu verändern. Heute gibt es unzählige amtliche und offizielle Empfehlungen, geschlechtergerechtere Sprache zu verwenden, wie beispielsweise in den Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (2016).

Weiterhin scheinen Experimente manchmal geeigneter, um Phänomene zu zeigen, die sich der bewussten Beschreibung von Personen entziehen. Stefens und Viladot (2015) fassen neben vielen Phänomenen zum Beispiel empirische Arbeiten darüber zusammen, unter welchen Umständen die geschlechtliche Zuordnung einer beurteilten Person im Arbeitskontext diese Beurteilung leitet (wann z. B. Personen, die sich auf einen Job bewerben, schlechter beurteilt werden, nur weil sie als *Frau* kategorisiert wurden). Beurteilenden mag es in den meisten solcher Fälle nicht bewusst sein, dass sie diskriminieren, und wenn, so würden es die wenigsten zugeben. So kann ein Experiment, das trotz all seiner Einschränkungen quantitativ zeigen kann, was ein Großteil einer Gruppe *tut* – unabhängig davon was *behaupet* wird –, dieses Phänomen eines nicht artikulierten Sexismus⁴ besser aufzeigen als beispielsweise ein Interview.

Die Hoffnung, mit Experimenten relevante Beschreibungen von Phänomenen unserer Welt beitragen zu können (und sicher nicht als alleinige oder stets überlegene Methode), bedingt mein fortbestehendes Interesse an Experimentalpsychologie, auch wenn ich mit Karen Barad Aussagen nach Experimenten nicht mehr als ontologische sondern ethico-epistem-ontologische (siehe

¹ Als erstes sei erwähnt, dass die meisten Studienteilnehmenden von psychologischen Studien, aus denen Aussagen über Menschen generell abgeleitet werden, sich in westlichen, gebildeten, industrialisierten, reichen, demokratischen Zusammenhängen befinden (vgl. Henrich, Heine & Norenzayan, 2010). Henrich und Kollegen urteilen, dass diese WEIRD (i.e. “western, educated, industrial, rich, democratic”) Menschen äußerst unrepräsentativ sind, um von ihnen auf die Menschheit schließen zu können. Selbst wenn also eine Aussage über „Viele“ getroffen werden soll, kann höchst problematisch sein, wer zu diesen „Vielen“ dazugehört und wer nicht.

Kapitel 4) betrachte. Ich behalte also die Erwartung, dass es für Menschen bedeutungsvoll sein kann, dass wir für bestimmte Situationen Vorhersagen machen können (wobei diese Situiertheit ein zentraler Punkt dieser Erwartung ist), die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit eintreffen. Dass Vorhersagen funktionieren können, ist das, was Barad als “science works” (Barad, 1996, S. 162) bezeichnet. Die generelle Haltung von Barad, dass „Wissenschaft funktioniert“ und sie Experimenten nicht prinzipiell kritisch gegenübersteht, macht ihren *Agential Realism* meines Erachtens nach besonders anschlussfähig für die Experimentalpsychologie. Ich gehe davon aus, dass die Anschlussfähigkeit auch über die (Experimental-)Psychologie hinaus gilt. Allerdings müssen über die Übertragbarkeit in andere experimentell arbeitende Disziplinen die jeweils dort Sachkundigen urteilen.

Eine Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichem Vorgehen bei gleichzeitiger kritischer (beispielsweise feministischer) Haltung ist nicht neu. Feministische Theorien haben schon seit Jahrzehnten vielfältige Antworten auf verschiedene Widerspruchs-Probleme geliefert (nur beispielhaft: Collins, 1990, Haraway, 1988, Hartsock, 1987, Longino, 1990). Eine kurze Einordnung in Bezug auf Psychologie(n) liefern Anna Sieben und ich in (*Queer-*) *Feministische Psychologien. Eine Einführung* (Sieben & Scholz, 2012). In der vorliegenden Arbeit werde ich *nicht* auf die unterschiedlichen Antwortmöglichkeiten eingehen, sondern mich fokussiert mit Barad auseinandersetzen. Die Arbeit liefert also keinerlei Vergleichsargumente für eine Abwägung verschiedener möglicher (queer-)feministischer Psychologiekonzeptionen untereinander, sondern erprobt das queeren der Experimentalpsychologie auf Grundlage von Karen Barads *Agential Realism*. Gleichzeitig soll dies nicht von einem neutralen Nirgendwo aus geschehen, sondern aus einer lokal, temporär und situativ beschränkten Position heraus. Auf weitere Implikationen dessen werde ich auch am Ende der Arbeit noch zu sprechen kommen und nenne zunächst nur meine situierte Einschränkung auf den seltsamen Kulturkreis der *WEIRD academia* (vgl. Fußnote 1). Das bedeutet, dass jedes Konzept, von dem ich spreche, seine Bedeutung vor allem in diesen *WEIRD* Zusammenhängen hat. Folgendes Beispiel soll demonstrieren, dass Bedeutungen nur entlang von Prämissen entstehen und Grenzbeziehungen nicht gänzlich auszuweichen ist, sie aber hinterfrag- und verschiebbar

sind. Wir können, wie Gudrun Perko (2005), *Queer Theory* als Gesellschaftstheorie verstehen:

Damit etabliert sich Queer in seiner pluralen Variante als innovative und radikale Theorie und Praxis zu einer umfassenden Gesellschaftstheorie, die grundsätzlich gegen Fremdbestimmung und Kategorisierungen und gegen die Konzeptuierung eindeutiger Identitäten und Identitätspolitik sowie Diskriminierungen von Menschen an- und für ein eröffnendes Denken eintritt. (Perko, 2005, S. 140)

Andererseits gilt Judith Butler und ihre Argumentation hinter der Einsicht “sex (...) was always already gender” (Butler, 1990/2006, S. 9) als zentral für die Entstehung der *Queer Theory* (Näheres dazu folgt in Kapitel 2). Damit wäre die Dekonstruktion einer als sonst (im europäisch und US-amerikanisch geprägten Raum) natürlich und körperlich erachteten Struktur, welche dadurch Gegenstand der Naturwissenschaften sein könnte, eine der Triebfedern der *Queer Theory*. Das ernst nehmend, ließe sich nun diskutieren, ob die *Queer Theory* passenderweise als Gesellschaftstheorie beschrieben werden darf oder schon immer eine metatheoretische Perspektive auf das Sein und Werden der Welt – inklusive ihrer nicht-kulturellen bzw. nicht-sozialen Entitäten – darstellte. Doch selbstverständlich folgt allein die Frage danach gewissen Grenzziehungen, zum Beispiel zwischen Natur versus Kultur, Gesellschaftstheorie versus naturwissenschaftlichen Theorien und so weiter. Barad selbst folgt beispielsweise diesen Trennungen nicht, sondern geht im Sinne von Donna Haraway von *natures-cultures* aus (siehe obiges Zitat, Barad, 1996, S. 189), was in Folge auch keine Unterscheidung in Gesellschafts- und Naturwissenschaft rechtfertigen würde. Die Diskussionen, die ich in dieser Arbeit führen werde, und die Argumente, die ich bilden werde, beinhalten zwangsläufig solche Grenzziehungen. Die ganze Arbeit fußt unausweichlich auf *WEIRD* Konzeptionierungen, die nur in bestimmten Zusammenhängen Sinn machen. Diese Zusammenhänge und ihre Voraussetzungen müssen jeweils benannt werden, wobei leider auch klar ist, dass dies nicht mit wirklich jedem verwendeten Konzept – das bezöge sich sonst auf jedes einzelne Wort – vollzogen werden kann. Dennoch soll die Arbeit innerhalb gewisser Denkräume – wie der Experimentalpsychologie – Interpretationen bei-

steuern. So ist sie eine situierte Arbeit, die trotz ihrer Lokalität und Temporalität hoffentlich einen Teil eines Dialoges zwischen den Denkräumen *Queer Theory* und *Experimentalpsychologie* im europäisch und US-amerikanisch geprägten Raum zum Anfang des 21. Jahrhunderts darstellt. Gleichzeitig soll die Arbeit auch für ihre eigenen bzw. ich für meine Grenzziehungen kritisiert werden.

Die Verschiedenheit dieser Denkräume ist in einzelnen Konzeptionierungen unterschiedlich deutlich. Beispielsweise ist der Gebrauch der Bezeichnung *Theorie* situiert und in diesem Falle durch die Arbeit hindurch nicht gleichförmig, weil der Textkorpus, der sich aktuell als *Queer Theory* verstehbar gemacht hat, nicht aus den gleichen Gründen Theorie genannt wird, weshalb beispielsweise die *Social Categorization Theory* (SCT) innerhalb der Psychologie Theorie genannt wird. Solcherlei Kontextabhängigkeit ist jedoch kein Problem, sondern geradezu eine Exemplifizierung, dass sich auch mit Konzepten arbeiten lässt, die keine universal gültige Definition haben, wenn dies den damit Hantierenden bewusst ist. Hier verstehe ich unter *Queer Theory* – entgegen der Bezeichnung Theorie – kein “set of statements that organizes, predicts and explains observations” (Bem & De Jong, 2013, S. 20), sondern eher „ein offenes politisches und theoretisches Projekt“ (Perko, 2005, S. 7), das grundlegend kritisches Potenzial (Woltersdorff, 2004) beinhaltet. Aus diesem Grund verwende ich auch gelegentlich die Mehrzahlform *Queertheorien* und will damit die Vieltätigkeit dieses offenen Projektes andeuten.

Diese Grenzziehungen, an denen ich mich hiermit beteilige, stellen etwas – die *Queer Theory* oder die Experimentalpsychologie – als Gegenstand her, was selbstverständlich auch anders gefasst werden könnte. Diese konkrete Konsolidierung solcher Gegenstände funktioniert nur durch gemeinschaftliches Teilen (in bestimmten Rezipient_innen-Kreisen) von Grenzziehungen, also durch Wiederholungen, die dann Stabilität erscheinen lassen. Erst durch die wiederholte Erzählung bestimmter (z. B. akademischer) Akteur_innen, was denn *Queer Theory* tue (vgl. Kapitel 2), entsteht und wiederholt sich ein Bild von der Figur *Queer Theory*. Diese Art der Beschreibung macht nach Verständnis der *American Psychological Association* (APA) den Fehler der Anthropomorphisierung: Man soll Tieren oder unbelebten Bezugspunkten keine menschlichen Charakte-

ristika oder menschliches Verhalten zuschreiben (APA, 2010). Folglich wäre es inkorrekt zu sagen, dass die *Queer Theory* etwas *tun* würde. In Bezug auf diese großen Gestalten *Queer Theory*, Experimentalpsychologie und *Agential Realism* werde ich jedoch gelegentlich anthropomorphisieren und beispielsweise konstatieren, dass die Experimentalpsychologie von etwas ausgeht oder eine bestimmte Auffassung nicht vertritt. Ich wähle dieses Vorgehen, um von einem Feld zu sprechen, das aus mehr besteht als den Menschen, die darin arbeiten. So gehe ich davon aus, dass auch in der Experimentalpsychologie im Butler'schen Sinne generative Strukturen installiert wurden, die gewisse Ergebnisse intelligibel machen und andere nicht. Dann spielen im Sinne von Barad nicht nur Menschen und ihre Handlungen, sondern auch entwickelte Konfigurationen drumherum eine Rolle, wie Mechanismen der Forschungsförderung, Studiencurricula, Berufungspraxen an Universitäten, das (Nicht-)Vorhandensein von Institutionalisierungen und so weiter. Mit Barad gehe ich davon aus, dass auch diese Strukturen eine *agency* haben in dem Sinne, dass sie an Ergebnisherstellung beteiligt sind, auch wenn sie *nicht im menschlichen Sinne handeln* (dieses Verständnis wird genauer in Kapitel 4 beschrieben). Beispielsweise führen etablierte Publikationspraxen von Fachzeitschriften zu einem *publication bias*. In der Psychologie ist das ein anerkanntes und diskutiertes Phänomen (siehe beispielhaft, neben vielen anderen, Fiedler, 2016). Selbstverständlich haben Menschen die Publikationssysteme installiert, jedoch entstanden gewisse Strukturen, unter denen es den meisten Akteur_inn_en schwerfällt bis unmöglich erscheint, von heute auf morgen die Publikationspraxis zu ändern. Es wurden also Konfigurationen aufgebaut, die wiederum das Handeln von Psycholog_inn_en mitbestimmen. Insofern handelt es sich dann nicht um Anthropomorphisierung im Sinne der APA, sondern um *Agentialisierung* in dem Sinne, dass einem Gebilde wie der Experimentalpsychologie Mitgestaltungsmacht zuerkannt wird, die über das direkte Handeln der Experimentalpsycholog_inn_en hinausgeht. So wäre es durchaus wünschenswert, wenn Lesende über eine vordergründige Anthropomorphisierung stolpern, sich dann aber an die Barad'sche und Butler'sche Sichtweise auf *agency* von *generativen* Strukturen erinnern.

Eben habe ich das Wort „Phänomen“ verwendet, um folgendes Ergebnis zu benennen: „Statistisch signifikante Ergebnisse haben eine weitaus größere

Chance, publiziert zu werden, als nicht-signifikante Ergebnisse. Dies führt zu einer Verzerrung der empirischen Wirklichkeit in der publizierten Literatur, die in selektiver Weise starke Variablen-Zusammenhänge repräsentiert und schwache bzw. fehlende Zusammenhänge unterrepräsentiert.“ (Fiedler, 2016, S. 69-70). Nun ist aber situiert das Wort Phänomen anders konnotiert, als ich es hier verwende. Absichtlich verwende ich es nicht im Sinne einer philosophischen Phänomenologie, sondern mit Barad für eine Erscheinung, für etwas, das wir erleben: “to refer to that which is observed, what we take to be real.” (Barad, 2007, S. 412, Fußnote 30). Auf Barads Umgang mit der Bezeichnung Phänomen werde ich in Kapitel 4 zurückkommen. Hier soll er als Beispiel dienen, dass ich versuchen werde, das Verständnis von verwendeten Konzepten zu nennen. Dies ist u. a. auch deshalb ein grundlegender Baustein der Arbeit, weil es in der Integration der verschiedenen Perspektiven oft gerade um verschiedene Verständnisse von einzelnen Konzepten geht. So wird es – neben „Phänomen“ – fundamental wichtig sein zu verstehen, was Barad beispielsweise unter Objektivität versteht und wie die Experimentalpsychologie bisher damit umgeht. Sicher kann auch diese Arbeit nicht erfüllen, dies an jeder Stelle ausreichend zu leisten; die übrigen Fehlstellen laden hoffentlich zu weiterer Klärung ein.

Insgesamt werde ich für die Integration zu einer *queer(end)en* Experimentalpsychologie eher Konzeptionierungen der Experimentalpsychologie – wie ihr Verständnis von Objektivität – einer Reformulierung unterwerfen, als dass ich queertheoretische Kritik prinzipiell verändern würde. Daher bezeichne ich den Zug dieser Arbeit als *queeren der Experimentalpsychologie*, aber nicht als „Vernaturwissenschaftlichung“ oder „Experimentalisierung“ der *Queer Theory*. Außerdem verwende ich die doppeldeutige Ausdrucksweise „queer(end)e“ Experimentalpsychologie, also die gleichzeitige Belegung der resultierenden Psychologie mit einem Adjektiv wie auch mit einem Verb, um genau diese Gleichzeitigkeit von Sein und Handeln zu benennen. Nach meiner These stellt ein psychologisches Vorgehen aus einer *Agential Realist*-Perspektive² mit queerfeministischer Haltung eine Psychologie dar, die – je nach Gelingen der

² Wie Barad selbst (vgl. Barad, 2007) verwende ich als Adjektiv des *Agential Realism* “*realist*” und nicht “*realistic*”.

hier zu entwickelnden Anforderungsumsetzungen – einerseits als queer³ bezeichnet werden darf und gleichzeitig angewendet werden kann, um weitere Phänomene zu queeren.

Der Einbezug einer Haltung (ja geradezu die Unmöglichkeit, sich einer Haltung zu entziehen) wird genauer in Kapitel 4 erläutert. Ein Beispiel dafür ist meine folgende Entscheidung: Aus queertheoretischer Perspektive ist das Bestreben, die soziale Konstruktion von aktuell sozial sehr relevanten Kategorien, wie „Frau“, „Mann“, „Schwarze“, „weiße Frau“, „westlich“ zu markieren, ein guter Grund, jede solcher Bezeichnungen mit einem typographischen Asterisk zu versehen (d. h., „Frau*“). Aus Perspektive des *Agential Realism* könnte dann wiederum jedes Wort mit einem Asterisk versehen werden, um dessen Bedingungsabhängigkeiten zu markieren. Jede Variante hat eigene Vor- und Nachteile. Mit der Platzierung dieser Arbeit auf einer *Agential Realist*-Perspektive entscheide ich mich gegen die besondere typographische Hervorhebung.

Wenn die Arbeit nun von Beginn an in diesen spezifischen Verständnisweisen situiert ist, so kann man fragen, mit welcher Berechtigung auf klassisch gewonnene Aussagen zurückgegriffen werden darf, wie ich eben von Studien über die Wirkung des generischen Maskulinums berichtete. Ist es gerechtfertigt, argumentativ ein Ergebnis zu verwenden, das unter anderen Voraussetzungen zustande kam? Meine Antwort ist, dass die Legitimität von der Art der argumentativen Verwendung abhängt. Betrachten wir beispielsweise das Ergebnis, dass wir die Geschlechtszugehörigkeit einer Person automatisch mitenkodieren, wenn wir einem Gespräch zwischen Personen folgen (dies wurde vielfach in Arbeiten konstatiert, die dem sogenannten *who-said-what-paradigm* folgen, welches aus der Arbeit von Taylor, Fiske, Etcoff und Ruderman (1978) entstand; mehrere Beispiele finden sich in Klauer und Wegener, 1998). Im klassischen Verständnis wird aber daraus geschlossen, dass sich hier ein Mechanismus unseres Denkens offenbart: “Most current theories of stereotyping and

³ Für mich ist eine queere Haltung eine spezifische feministische (und nicht etwa queer eine Weiterentwicklung aus Feminismen heraus, siehe auch Kapitel 1). Queer ist hier also als pointierte feministische Ausformung behandelt und nicht außerhalb dessen platziert (siehe auch Sieben und Scholz, 2012).

impression formation regard social categories as cognitive structures organizing information about the members of the category” (Klauer & Wegener, 1998). Mit klassisch-realistischer Perspektive gehen sie von determinierenden kognitiven Strukturen aus, die das Ergebnis ‚beim Beobachten einer Diskussion enkodieren Zuschauende automatisch das Geschlecht einer sprechenden Person‘ hervorrufen. Aus der *Agential Realist*-Perspektive gehe ich dagegen davon aus, dass bestimmte Konfigurationen, die auch über die Kognition der wahrnehmenden Person hinaus gehen, dieses Ergebnis begünstigen und dass umgekehrt Grenzbeziehungen verschiedene mögliche Ergebnisse ausschließen und nur noch jene (oder ggf. auch weitere) Realisierung(en) offen lassen. Beispielsweise beschränkt die kulturelle Intelligibilität von Geschlechtskategorien, dass die meisten (aktuell lebenden) Menschen (des europäisch und US-amerikanisch geprägten Raumen) nur zwei Geschlechter erkennen werden und nicht etwa drei oder fünf. Die Logik wäre dann, dass die umgebende Kultur ebenfalls das Ergebnis mitbestimmt (und nicht nur weil sie vorher die kognitiven Strukturen der wahrnehmenden Person determiniert hätte und wiederum diese nun kausal die Enkodierung determinieren). Das heißt, aus klassisch-realistischer Perspektive werden Aussagen über erzeugende Entitäten gemacht, während aus *Agential Realist*-Perspektive Aussagen über beschränkende Konfigurationen gemacht werden, die zu einer (von ggf. mehreren möglichen) Materialisierungen führen. Trotzdem kann ich unter beiden Perspektiven die Aussage „beim Beobachten einer Diskussion enkodieren Zuschauende automatisch ein Geschlecht einer sprechenden Person“ verwenden in dem Sinne, dass situiert ein Zusammenhang von ebenfalls situierten Konzepten (z. B. was „Geschlecht“ hier bedeuten soll) beschrieben wird, den man empirisch vorführen kann. Nur die Referenzierung auf Gründe für das Ergebnis wäre verschieden: “[T]he fact that science ‚works‘ does not mean that we have discovered human-independent facts about nature” (Barad, 1996, S. 162). Dies soll zeigen, dass es nicht widersprüchlich sein muss, mit *Agential Realist*-Perspektive Aussagen zu verwenden, die mit klassisch experimentalpsychologischen Methoden gewonnen wurden. Jedoch ist auf die abgeleitete Bedeutung zu achten. Auch darauf komme ich in den Kapiteln 5 und 6 ausführlicher zurück.

Ingesamt soll diese Arbeit sowohl jenen in der Experimentalpsychologie Sachkundigen, wie auch den darin Unkundigen zugänglich sein. Daher wird in

Kapitel 3 das Vorgehen psychologischer Forschung mit naturwissenschaftlichem Selbstverständnis erläutert. Doch andersherum werden hoffentlich auch hinsichtlich Queertheorien Unkundige zu den Lesenden dieser Arbeit gehören, denen zuvor die *Queer Theory* näher gebracht werden soll. Kapitel 2 führt queertheoretische Kritiken zunächst mithilfe einer Entstehungsgeschichte (Kapitel 2.1) ein. Nach der Explizierung von zentralen Analysethemen der *Queer Theory* (Kapitel 2.2) formuliere ich entsprechende Anforderungen an eine queer(end)e Psychologie (Kapitel 2.3). Die Psychologie, die hier adressiert wird, ist die spezifische (aktuell durchaus dominante Ausgestaltung von akademischer Psychologie im europäisch und US-amerikanisch geprägten Raum der) Experimentalpsychologie. Diese Experimentalpsychologie mit ihrem bestimmten naturwissenschaftlichen Selbstverständnis wird in Kapitel 3 beschrieben (Kapitel 3.1). Außerdem lege ich die queertheoretischen Anforderungen aus Kapitel 2 an das Vorgehen in der Experimentalpsychologie an und diskutiere deren jeweilige Umsetzbarkeit (Kapitel 3.2). Vor allem wegen der unterschiedlichen Sichtweise von Entitäten und Phänomenen von Zusammenhängen fällt die Umsetzbarkeit von queeren Kritiken in experimentalpsychologischem Vorgehen sehr gering aus. Kapitel 4 beschreibt Karen Barads *Agential Realism* und dessen Perspektive auf Entitäten, Phänomene und Erkenntnismöglichkeiten (Kapitel 4.1). Ich erarbeite einen Übertrag dieser Sichtweisen in experimentalpsychologisches Vorgehen (Kapitel 4.2) und diskutiere anschließend dessen queerendes Potential (Kapitel 4.3). In Kapitel 5 bespreche ich eine einzelne experimentelle Studie und diskutiere an konkreten Stationen die verschiedenen Sichtweisen, bevor ich in Kapitel 6 meine eigenen Grenzziehungen der Arbeit reflektiere und mit einer Zusammenfassung schließe.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





2 *Queer Theory* und ihre Anforderungen an Psychologie

Nikki Sullivan (2003) will in ihrer *critical introduction to queer theory* nicht beschreiben, was Queertheorien *sind*, sondern was sie *tun*. Dies drückt eine wichtige queertheoretische Haltung gegenüber Phänomenen unserer Welt aus, nämlich diese nicht zu essentialisieren, sondern ihr Gewordensein nach Handlungen (zum Beispiel nach Bezeichnung) hervorzuheben. In meiner Vorstellung der *Queer Theory* fokussiere ich auf deren wiederkehrende Themen und Analysestellen, um aus diesen Anforderungen an eine queer(end)e Wissenschaft abzuleiten.

Die Analysestellen und Kritiken sind mitunter in queertheoretischen Analysen schon als relativ deutliche Desiderate an politische Handlungen aber auch an Wissenschaft formuliert, eben weil sie als Kritiken geäußert wurden. Doch an manchen Stellen sind Desiderate nur indirekt abzuleiten bzw. stellt meine Ableitung nur ein mögliches Desiderat aus verschiedenen möglichen dar. An andere Disziplinen als die der experimentellen Psychologie wären die Anforderungen im Konkreten mitunter anders zu formulieren, auch wenn sie inhaltlich derselben Argumentation folgen würden. Auch wenn meine abgeleiteten Anforderungen mitunter eher allgemein klingen, so zielen sie im Wesentlichen auf die Experimentalpsychologie. Umgekehrt rufen andere Einsatzfelder möglicherweise nach Anforderungen, die ich aufgrund meines Fokus‘ auf die Experimentalpsychologie nicht nenne.

2.1 Entwicklung der *Queer Theory*

Um die aktuellen Perspektiven von Queertheorien zu verstehen, erachte ich hier als hilfreich, sich ein Bild von Entwicklungen zu machen, die dieser Bezeichnung als vorausgehend beschrieben werden können. Zwar kann in post-strukturalistischer Logik keine Erzählweise als richtige Wiedergabe der Genea-

logie der *Queer Theory* entwickelt werden, aber die sozial gewachsenen und geteilten Narrationen über Ereignisse erachte ich als passend, um ein Verständnis der Denkfigur *queer* zu entwickeln, das in aktuellen europäisch und US-amerikanisch beeinflussten Kontexten häufig geteilt wird. Gerade bei einem derart kontextgeprägten Phänomen wie der *Queer Theory* ist nicht selbstverständlich, sondern äußert bedenkenswert, welches kausale Modell aufgestellt wird, um zu erklären, welche Menschen aufgrund von welchen gesellschaftlichen, politischen, sozialen Konfigurationen welche Einstellungen erlangten, welche Handlungen vollzogen, womit die wiederum welche Folgen auslösten, etc. Ich will aus jenen feministischen Analysen der Geschichtsschreibung Konsequenzen ziehen, welche herausarbeiten, wie Geschichtsschreibung über lange Zeit androzentrisch verzerrt *Entwicklungen* beschrieb und diese dennoch als neutral deklarierte (vgl. Griesebner, 2005; Hark, 2005). Entsprechend soll eine Darstellung von Queergenealogien in keinem Fall nahe legen, dass sie eine objektive Erzählung historischer Fakten und Abfolgen seien. Vielmehr wird angenommen, dass das Bedenken von möglichen Entwicklungsstationen in dieser Arbeit helfen kann, die Denkrichtung *queer* zu verstehen. Daher werden einige Erzählweisen (des deutschen und englischen Sprachraums) über Entwicklungen der *Queer Theory* vorgestellt. Hierbei ist stets zu bedenken, dass jede Grenzziehung – zum Beispiel jene zwischen nicht-akademisch und akademisch oder zwischen homo- und heterosexuell – nur unter speziellen Voraussetzungen funktioniert und ebenfalls nicht selbstverständlich ist. Auf ähnliche Weise sollte nicht selbstverständlich sein, welche Queerliteratur überhaupt rezipiert wird. Die vorliegende Arbeit fokussiert aufgrund meiner Sprachkompetenzen auf englisch- und deutsch-sprachige Literatur und hat zwangsläufig ein eingeschränktes Sichtfeld⁴. *Queer* wird also auch hier als offenes Projekt (vgl. Perko, 2005) begriffen

⁴ Ein weiteres Gebot ist die nötige Vorsicht gegenüber der Art von Formulierungen. Beispielsweise wird in Formulierungen wie „queere Forderungen lehnten sich an poststrukturalistische Kritik an“ eine Erzählweise eingeschlagen, die womöglich besser heißen sollte: „Manche Menschen nahmen eine Kritik auf, die andere aus bestimmten Gründen ‚poststrukturalistisch‘ nennen, und erzielten Wirkungen durch bestimmte Handlungen (z. B. Performances) oder Texte, die später von manchen als ‚queer‘ bezeichnet werden“. Selbstverständlich sind solche Formulierungen wie letztere ungleich umständlicher, jedoch verdeutlichen sie die Subjektivität jeder Feststellung viel besser als erste Formulierung. Um jeweils beide Vor- und Nachteile anzunehmen, wird hier versucht, beide Formulierungsarten zu verwenden.

und dennoch als eines, für das bestimmte Themen als zentrale Analysestellen festgehalten werden können. Eine Verschiebung der klassischen Erzählweise der Queergenealogien wird am Ende von 1.1 vorgestellt.

2.1.1 Ausgangspunkte

Meist werden in Publikationen, die die Entstehung von *Queer Theory* oder eines queeren Verständnisses beschreiben (z. B. Ebeling, 2006; Hark, 2004; Jagose, 1996; Perko, 2005; Sullivan, 2003; Turner, 2000), mehrere wichtige Stationen und Einflussgrößen genannt, über die sich die Autor_inn_en weitestgehend einig sind. Dabei ist insbesondere bei späteren Publikationen zu bedenken, dass sich über die Zeit eine gewisse Erzählweise etablierte und Autor_inn_en voneinander eine Entstehungsgeschichte übernehmen, was natürlich auch meist (aber womöglich nicht immer) an der expliziten Referenz aufeinander erkennbar ist. Einstimmig wird beispielsweise als die Person, welche den Begriff *queer* in einen theoretischen, akademischen Text-Diskurs brachte, Teresa de Lauretis genannt, die im Nachgang der 1990 stattfindenden und so betitelten Konferenz an der University of California, Santa Cruz, dann 1991 ihren Text in *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* (Jg. 3/2, Heft 2) mit dem Titel überschrieb: „Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities: An Introduction“. Hierbei haben sicherlich die wenigsten der Autor_inn_en, die jenes vermeintliche Faktum nennen, selbst viele Texte überprüft und eigens festgestellt, dass diese Stelle die erste ist, an der das damalige Schimpfwort *queer* in einem akademischen Kontext als positive Selbstbezeichnung behandelt wird. Viele Theoretiker_innen bejahen allerdings, welche Tür dadurch offenbar geöffnet wurde: Seit diesem Zeitpunkt trauen sich viele Akademiker_innen, den Begriff *queer* – der im Englischen eine Konnotation hat wie im Deutschen vielleicht die Begriffe „pervers“ oder „abartig“ – zusammen mit dem heiligen Wort „Theorie“ zu verwenden (man stelle sich „Perversenforschung“ oder „Abartigentheorie“ als Fach an deutschen Universitäten vor). Halperin (2003) behauptet, de Lauretis habe die Bezeichnung vorher im positiven Sinne von Aktivist_inn_en, Straßenkindern, Künstler_inne_n gehört. Vor einem Urteil über

diese Erzählweisen werden zunächst einige jener – von Theoretiker_inne_n wiederholt genannten – Ausgangspunkte für die Entwicklung von Queertheorien beschrieben.

Homophobes gesellschaftliches Klima

Sowohl Hark (2004) als auch Perko (2005) und Ebeling (2006) beschreiben das gesellschaftliche Klima in den USA in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren als repressiv gegenüber LGBT-Menschen. Sie wurden verfolgt, oft verhaftet und zwangsgeoutet, AIDS-Kampagnen wurden oft homophob geführt und vieles mehr. Annamarie Jagose (1996), Turner (2000) und Sullivan (2003) schreiben etwas ausführlicher auch über die vorherige Erfindung der Bezeichnungen *homosexuell* – und bald darauf *heterosexuell* – und über die verschiedenen Ansätze, Homosexualität entweder als Sünde, als kriminelles Verhalten, Krankheit oder Abweichung vom Natürlichen zu klassifizieren. Diese Aufarbeitungen sollen hier nicht weiter ausgeführt werden. Interessierte Leser_innen seien auf Sullivan (2003) und Turner (2000) verwiesen. Eine gute Beschreibung von lebensnahen Umständen, unter denen Lesben und Schwule zwischen den 1950er und 1970er Jahren lebten, findet sich auch bei Carter (2004). Rubin (1993) schrieb 1984 eine ausführliche Aufarbeitung der feindlichen und ablehnenden gesellschaftlichen Stimmung in den USA in dieser Zeit gegenüber nahezu allen Sexualitäten, die als nicht reproduktiv begriffen wurden.

Erstarken der Frauen- und Homobewegungen

Jedoch war dies auch eine Zeit von erstarkenden Bewegungen. Sowohl die feministische Frauenbewegung wie auch die *Gay Liberation* (Homo-Befreiungsbewegung) wuchsen zu Massenbewegungen und erzielten zahlreiche politische Erfolge. Die maßgebliche Strategie war das Entwickeln einer positiven, selbstwertstarken Identität. Frauen erklärten spezifische Unterdrückungsmuster, die vorher als privat galten, zu politischen Fragen und setzten Themen, in denen sie gegenüber Männern benachteiligt waren, auf ihre Agenda der

Emanzipation. Sie entwickelten ein breites Zusammengehörigkeitsgefühl und damit die Chance, in der Gruppe *der Frauen* für Schutz vor Gewalt, für körperliche Unversehrtheit zu kämpfen und dafür, gleiche Rechte wie Männer zu erhalten. Mit der selbstbewussten Selbstbezeichnung als Lesbe oder Schwuler bahnten diese sich einen Weg aus der Scham, *nicht normal zu sein*. Als Strategie gegenüber den alten Klassifizierungen als krank, sündhaft oder kriminell, bauten sich Homosexuelle im Sinne von *gay pride* ein positives Selbstwertgefühl auf. *Lesbe* und *Schwuler* wurden für viele zu positiven Identitäten.

Kritik innerhalb dieser Bewegungen

Andererseits war es für viele unverständlich, warum bestimmte Aspekte der individuellen Identität, wie *weiblich sein* oder die sexuelle Präferenz so viel wichtiger als andere Aspekte sein sollten. Beispielsweise waren Schwarze⁵ Frauen misstrauisch gegenüber dem feministischen Fokus auf Geschlecht, weil sie viele Unterdrückungsformen eher mit Schwarzen Männern teilten als mit weißen Frauen, obwohl sie natürlich zusätzlich im patriarchalen System die sexistischen Benachteiligungen gegenüber Schwarzen wie weißen Männern zu spüren bekamen (Sullivan, 2003). Viele fühlten sich entweder vom Vorgehen der neuen Massenbewegungen nicht repräsentiert oder bezweifelten gänzlich den Sinn einer identitären Festschreibung auf diese Weise. Sie begriffen die Kategorie *homosexuell* als künstlich und wollten dessen Ausformung nicht unterstützen. Zum Beispiel greift Sedgwick (1990) die Feststellung von Foucault auf, dass *der/die Homosexuelle* zu einer Identität wurde, beispielsweise *der/die Masturbierende* allerdings nicht, und nennt es sehr erstaunlich, dass zwischen sehr vielen Möglichkeiten, Menschen anhand ihrer genitalen Aktivität voneinander zu unterscheiden, gerade das Geschlecht des begehrten Menschen der definierende Faktor wurde. Außerdem fühlten sich Chicanas_Chicanos, Schwarze und

⁵ Ich schreibe dies in meiner Arbeit groß, um dem Vorschlag von u. a. Anne Chebu (2014) zu folgen: „Da ‚Schwarz‘ keine Farbe ist, sondern eine politische Bezeichnung, ein selbst gewählter Eigenname, wird es groß geschrieben. Dies soll deutlich machen, dass Schwarz sein eben keine Eigenschaft ist. Wenn du Schwarz groß schreibst, zeigst du, dass Schwarz sein mehr ist als die Hautfarbe“ (S. 35).

Coloured Frauen und Männer ethnisiert und marginalisiert, weil ihren besonderen Mehrfachdiskriminierungen nicht Rechnung getragen wurde. Eine empfehlenswerte Ausführung dieses Argumentes findet sich beispielsweise bei Anzaldúa (1998). Viele, die nicht nach den sexuellen Normen der neuen Bewegungen lebten, wurden ausgeschlossen. So wurden lesbische politische Anliegen in feministischen Gruppen oft ungern verfolgt; Bisexuelle, SM-Praktizierende, Butch-Femme-Lebende, Tunten, etc. fühlten sich von der Homo-Bewegung ausgegrenzt, die schnell entweder eine Anpassung an Heterosexualität oder auch eine Überbeanspruchung von Toleranz diagnostizierte. Erst recht schienen Menschen, die, wie Trans-Menschen und Intersexuelle, nicht in ein binäres Geschlechtersystem passen, keine Zugehörigkeit zu finden.

Umdenken in der politischen und aktivistischen Strategie

All jene, die sich in den wachsenden Massenbewegungen nicht repräsentiert fühlten, übten scharfe Kritik an den Identitätsmodellen der Frauen- und der Homosexuellenbewegung. Sie folgten als Strategie aus der Unterdrückung nicht der Entwicklung einer positiven *gay-identity*, sondern weigerten sich, auf Kategorien zu referieren, die aus einer weißen, heterosexuellen Kultur stammten. Sie wollten sich nicht als Mann, der Männer begehrt und deshalb ein Schwuler ist, oder als Frau, die Frauen begehrt und deshalb eine Lesbe ist, begreifen, weil unter Worten wie *Mann*, *Frau* und *begehren* doch wieder nur bestimmte, sehr festgelegte Inhalte verstanden werden. Es wurde als passender erachtet, die Settings zu untersuchen, die dazu führten, dass bestimmte Handlungen oder Individuen ausgegrenzt wurden, und gemeinsam jene Machtrelationen zu verändern statt als *die Einen* gegen *die Anderen* zu kämpfen. Als Konsequenz übten sie sich in einer Abkehr von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten. *Queer* wurde als positive Aneignung der ursprünglich als Beschimpfung verwendeten Bezeichnung zum Sammelbecken all jener, die nicht in das Raster derjenigen passten, die sich als *wir Frauen* und *wir Homosexuelle* verstanden und die als politische Strategie nicht die Anerkennung als *genau so normal wie Heterosexuelle* verfolgten, sondern eine Auflösung der heterosexuellen Normen über Geschlecht und Sexualität anstrebten.

Die Einsicht, dass dies – neben den ideellen Gründen – auch eine ganz praktisch sinnvolle Strategie sein kann, gewannen einige bei der Beobachtung von Aufklärungskampagnen über Infektionsgefahr mit dem HI-Virus. Die zunächst praktizierte Politik der USA war eine identitätsgebundene und häufig äußerst homophobe. AIDS wurde als die Schwulenseuche bezeichnet und HIV-Infektion wurde als Problem der Schwulen wahrgenommen. Dies war einerseits eine völlig unzutreffende Verallgemeinerung, weil selbstverständlich nicht alle Schwulen eine höhere Infektionsgefahr aufwiesen als beispielweise heterosexuelle Männer. Vielmehr gingen auch viele heterosexuelle Männer durch ihr Verhalten eine hohe Infektionsgefahr ein. Folglich ist diese Gleichsetzung von *schwul* und *HIV-gefährdet* – neben der abzulehnenden Wertung durch diese – auch praktisch schlichtweg falsch. Die geforderte alternative Aufklärungsstrategie lautete, nicht über Risikogruppen zu sprechen, sondern über riskantes *Verhalten* (unabhängig von einer identitären Empfindung). Ähnlich gehen auch heutige Gesundheitsorganisationen vor, wenn sie nicht von Schwulen sprechen, sondern von „Männern, die Sex mit Männern haben“ (MSM, “Men who have sex with men”). Ihre Erfahrung zeigt, dass sie dann auch Klientel erreichen, das sich selbst nicht als schwul definiert, aber Sex mit Männern hat und dann eine Aufklärung über bestimmte Gefahren bei bestimmten Praktiken durchaus annehmen kann. Ein solches Fokussieren auf das für eine bestimmte Frage eigentlich Relevante übten Menschen im Sammelbecken von *queer*. Sie sahen wenig Sinn im Verallgemeinern durch große Konzepte, sondern versuchten, diese zu unterwandern.

2.1.2 Kritik an der Festlegung der Ausgangspunkte

Gerade bei der Erzählung einer Entstehungsgeschichte ist zentral, in welcher Weise auf welche Vorläufer_innen Bezug genommen wird. Wenn mehrere Ausgangsfaktoren einer bestimmten Entwicklung nachgezeichnet werden und konstatiert wird, dass nicht völlig klar zu sagen ist, welche Entwicklung in welcher Weise auf welche Umstände wirkte usw., so geschehen mit der Nachzeichnung doch bestimmte Auslassungen und Verstärkungen.

In der eben berichteten, relativ verbreiteten Erzählweise wird häufig *der Feminismus* als begeisterter Anwender von Identitätspolitikern gezeichnet. Dadurch geschehen zwei Dinge. Erstens wird Feminismus auf eine Denkrichtung verkürzt und nur die – durchaus vertretenen aber nicht alleinstehenden – essentialisierenden Ansätze besprochen. Zweitens wird die geäußerte Kritik an Identitätspolitikern als eine von Außen kommende Kritik am Feminismus dargestellt und der Feminismus damit als rückständig gegenüber der modernen *Queer Theory* gezeichnet. Beispielsweise führt Schlichter (2005) diesen Vorwurf der Provinzialisierung aus, indem sie argumentiert, dass der innerhalb der Queertheorien namhafte David Halperin in seinem Text von 1995 (Saint Foucault: Toward a Gay Hagiography) „eine problematische Territorialisierung kritischen Wissens [betreibt], wenn er die Theoretisierung – und damit die Denaturalisierung – von Heterosexualität ausschließlich als Errungenschaft der Gay und Lesbian bzw. Queer Studies in der Folge von Foucault beschreibt“ (Schlichter, 2005, S. 133). Schlichter kreidet ihm die Nichtbeachtung solcher Texte an, wie Kate Millets *Sexual Politics* (1970), Gayle Rubins *The Traffic in Women* (1975), oder Adrienne Richs *Compulsory Heterosexuality* (1980), die schon die Institutionalisierung von Heterosexualität feministisch kritisieren (S. 134)⁶. Halperin selbst schreibt in 2003, dass die Hegemonie der *Queer Theory* den nicht wünschenswerten und fehlleitenden Effekt mit sich bringen würde, alle Arbeiten der *lesbian and gay studies* als unter-theoretisiert darzustellen, und dass diese nur verengende Identitätspolitikern verfolgen würden (Halperin, 2003, S. 341). Diese Stelle nutzt er allerdings nicht, um auch den Feminismus als unangemessen vernachlässigt zu bezeichnen und ihm damit Anerkennung zu zollen. Schlichters Kritik der Feminismus-Provinzialisierung ist also auch indirekt – indirekt deshalb, weil er nicht explizit den Feminismus nennt – auf Halperins Text von 2003 anzuwenden.

⁶ Sicher ist hier auch Monique Wittig zu erwähnen, die beispielsweise schrieb: "by its very existence, lesbian society destroys the artificial (social) fact constituting women as a 'natural group'. A lesbian society pragmatically reveals that the division from men of which women have been the object is a political one and shows that we have been ideologically rebuilt into a 'natural group.'" (Wittig, 1981/1992, S. 9).

Auch Antke Engel (2005) betreibt eine gewisse Feminismus-Provinzialisierung, wenn sie betont, dass erst Butlers These, dass auch das biologische Geschlecht (*sex*) sozial konstruiert ist, Theoretiker_innen grundlegend erschütterte. Dadurch sei Butler eine Begründerin des Konzeptes *queer*, nachdem zuvor feministische und lesbisch-schwule Theorie das soziale Geschlecht (*gender*) und Sexualität als historische, gesellschaftliche und politische Kategorie sichtbar gemacht hätten. Engel (2005) konstatiert, dass die Natürlichkeit der binären Geschlechterdifferenz bis dahin weitgehend unhinterfragt blieb, womit sie *queer* eine neue Qualität in der Kritik zuschreibt und damit gleichzeitig feministische Kritik als flacher darstellt. Dem entgegen verortet Butler selbst die Debatten über Essentialismus – und damit alle vertretenen Positionen von jenen, die eine weibliche Essenz postulieren, bis zu jenen, die keine solche annehmen (“which do not assume in advance what the content of ‚women‘ will be”, Butler, 1990/2006, S. 19) – *innerhalb* des Feminismus’: “The contemporary feminist debates over essentialism raise the question of the universality of female identity and masculinist oppression in other ways.” (S. 19). Damit könnte man, entgegen Engel, festhalten, dass die Abwägungen über ein gegebenes biologisches Geschlecht auch schon vor Butler im Feminismus stattfanden, z. B. von Monique Wittig, wenn sie 1976 schreibt: “The category of sex does not exist a priori, before all society.” (1976/1992, S. 5); und 1980: “The concept of difference [between ‚man‘ and ‚woman‘] has nothing ontological about it. It is only the way that the masters interpret a historical situation of domination.” (1980/1992, S. 19).

Es soll hier jedoch kein Urteil über einzelne Erzählweisen getroffen werden, sondern insgesamt auf das Problem der Positionierung durch die Anwendung bestimmter Formulierungen aufmerksam gemacht werden. Ein weiteres Beispiel sei noch genannt: Judith Butler selbst schrieb 1999 ein weiteres Vorwort zu ihrem 1990 erschienenen *Gender Trouble*, in dem sie gleich zu Beginn betont, dass sie hofft, dass *Gender Trouble* als *Selbstkritik* aus einer feministischen Perspektive verstanden wird und nicht als Kritik von Außen am Feminismus (vgl. Butler, 1990/2006). Sabine Hark (2005) sieht in der Entscheidung des deutschen Verlages, in der deutschen Übersetzung von *Gender Trouble* den Untertitel “feminism and the subversion of identity” wegzulassen, eine Anti-

zipation der anfänglich distanzierten deutschen Reaktion. Es wäre jedoch auch möglich, dass diese Formulierung eine Mitwirkung an der distanzierten Reaktion hatte. Sicher stützten sich die Kritiker_innen von Butler viel mehr auf Butlers Argumente als auf die Formulierung des Titels. Nichtsdestotrotz setzt ein Titel einen bestimmten Bezugsrahmen und es mag Einfluss gehabt haben, dass im Deutschen der eindeutige Bezug, sich innerhalb einer feministischen Debatte zu bewegen, von der zweiten Zeile des Textes an fehlte. Wiederum schreibt Butler im Vorwort zu *Körper von Gewicht* (1993/1997), dass *Gender Trouble* im deutschsprachigen Publikum deutlich anders aufgenommen wurde als anderswo und dass sie darauf auch reagiere. Somit hat sie sicherlich einige Argumentationen darauf abgestimmt.

An dieser Stelle soll daraus (erneut) die (nicht neue, sondern schon alte feministische) Einsicht gezogen werden, dass jede Verortung von *Queer*, Feminismus oder bestimmten Argumenten subjektiv ist. Dass sie einerseits – wie hier gehofft und deshalb angewendet – helfen kann, mit einer Idee über Entstehungsfaktoren Argumente zu begreifen; dass sie andererseits eine Festlegung vornimmt, die es zumindest zu bedenken gilt.

Peter Hegarty (2011, S. 45) nennt (eher beiläufig denn als Definition der Entstehung von *Queer Theory*), dass Anfang der 1990er Jahre in schon vorher verfassten Texten etwas wiedererkannt wurde, das queere Kritiken aufnahmen: Nämlich, dass Sexualität und sexuelle Identitäten historische und soziale Rollen sind und nichts Natürliches. Damit stellt er queere Kritik nicht als Neuerfindung dar, sondern beschreibt vielmehr einen fließenden Übergang, der retrospektiv irgendwann als neue Qualität empfunden und von manchen lieber *queer* statt feministisch genannt wurde. Das gleiche Phänomen beschreibt Halperin (2003, S. 341): “Queer theory, therefore, had to be invented after the fact, to supply the demand it had evoked.” Er beschreibt, dass jene Texte, die rückblickend oft als die Gründungstexte der *Queer Theory* angesehen werden – nämlich Sedgwick’s *Epistemology of the Closet* und Butlers *Gender Trouble* –, geschrieben wurden, deutlich bevor jemand von *queer* hörte, also nicht, um einen queeren Text zu schreiben.

Mir scheint eine Erzählweise über die Queerentstehung am sinnvollsten, die sensibel bleibt für die Konsequenzen, die jede Verortung mit sich bringt.⁷ Sie hat einerseits den Sinn, durch die Nennung, und damit Festlegung, von bestimmten Einflussfaktoren Verständnisweisen von bestimmten Argumentationen zu evozieren und andererseits bleibt sie kritisierbar für die selbstproduzierten Auslassungen und Wiederholungen.

Unter Berücksichtigung der enthaltenen Auslassungen möchte ich folgende Erzählweise vorschlagen: *Queer*, wie es als Idee auf der Straße, in Bars und Klubs und als gelebtes Leben von individuellen Menschen entstand, hatte (und hat) sicher viel mit der Abgrenzung zu Identitätspolitik und dem Ausbrechen aus einer binären Geschlechternorm sowie den sonst schnell pathologisierenden Sexualitätsnormen zu tun. Die akademische *Queer Theory* wuchs innerhalb⁸ feministischer Theorie in Verbindung mit poststrukturalistischen Analysen, zum Großteil als Aufarbeitung von praktischen, politischen und aktivistischen Fragen. Konkrete zentrale Themen werden nun im folgenden Abschnitt 2.2 ausführlich dargestellt.

2.2 Analysethemen der *Queer Theory*

In den folgenden beiden Abschnitten sollen die Anforderungen, die queere Kritiken an psychologische Forschung stellen, herausgearbeitet werden. Dabei werden zunächst zentrale Analysestellen der *Queer Theory* beschrieben, wobei die Zentralität, wie andere Eigenschaften auch, nur durch die Wiederholung hergestellt wird, eben Manches immer wieder als zentral zu bezeichnen. Ich beteilige mich an der Wiederholung, wissend, dass dies eine künstliche Stabilisierung ist, weil ich die *Queer Theory* mit diesen folgenden Analysestellen für

⁷ Mit Anna Sieben zusammen (Sieben & Scholz, 2012) entschied ich mich explizit für den Ausdruck „queer-feministisch“, um die Kontinuitäten zum Feminismus genauso aufzuzeigen wie die Diskontinuität zu vielen feministischen Ansätzen (z. B. zu den essentialisierenden).

⁸ (– und man bedenke den Effekt, den es hat, an solchen Stellen entweder „innerhalb“ oder „aus ihr heraus“ zu verwenden –)

eine hervorragende Pointierung halte. Ich sage *Pointierung*, weil nicht jede These der *Queer Theory* ein neues Argument darstellt und versierte Philosophie-Historiker_innen sicher mehrere verschiedene philosophische Schulen wiederentdecken. Ebenso sind zahlreiche feministische Argumente zu finden und um die Kontinuität zum Feminismus aufrecht zu erhalten, ist es wichtig zu betonen, dass die *Queer Theory* bestimmte Argumente zuspitzt, die in feministischen Debatten schon vorher diskutiert wurden, sich nur der Feminismus eher durch Diversität der Ansätze statt durch Fokussierung auf eine bestimmte Herangehensweise auszeichnet.

Wichtig – um in der queertheoretischen Denkfigur zu bleiben – ist hier die Erinnerung, dass die Rationale nicht ist, dass Psychologie bisher die folgenden Analysestellen vergessen hätte und durch die Aufnahme jener eine – in einem objektiven Sinne – bessere Psychologie darstellen würde. Dies widerspricht grundlegend einer queertheoretischen Auffassung von Güte. Vielmehr verändert die *Queer Theory* die Auffassung darüber, was Psychologie überhaupt leisten kann und sollte, und damit auch ihre Forschungslogik und ihr Vorgehen. Wenn allerdings an die bisher betriebene Mainstream-Psychologie nicht der Vorwurf der Auslassung von wichtigen Themen gemacht werden kann, lässt sich die Frage stellen, unter welcher Rationale die Psychologie dann überhaupt einer Veränderung bedarf bzw. was der Gewinn einer Veränderung wäre. Anders gefragt wäre dies: Wenn das Queeren der Psychologie sie nicht näher an ein *objektiv richtig* führt (u. a. weil die *Queer Theory* gar nicht in der Unterscheidung von *objektiv richtig* und *falsch* arbeitet), warum sollte überhaupt jemand queertheoretische Anforderungen umzusetzen versuchen? Die queertheoretische Antwort lautet: Weil dies weniger Ausschlüsse von Menschen und weniger Unterdrückung nach sich ziehen würde – was wünschenswert ist.

Die *Queer Theory* beinhaltet Werte und expliziert diese. Sie entwickelte sich parallel zu politischem Aktivismus (*queer activism*) und vertritt auch mit Einzug in die Universität keine Wissenschaftsauffassung von neutraler, objektiver Erkenntnis, sondern eine von Kontextgebundenheit und Standpunktabhängigkeit jeder Erkenntnis. Wissen ist in diesem Verständnis kein Wissen über ontologisches So-Sein der Welt, sondern ein Resultat der Anwendung von pro-

duktiven, diskursiven Regeln (vgl. u. a. Turner, 2000). Durch die Betrachtung als Ergebnis eines Diskurses gehört es für die *Queer Theory* zur Wissensproduktion dazu, die angenommenen Werte zu nennen, da diese aktiv verfolgt werden und nicht Neutralität angestrebt wird. Diese Auffassung wird in den folgenden Abschnitten 2.2 und 2.3 noch näher ausgeführt. Bereits an dieser Stelle sollen diese grundlegenden Werte der *Queer Theory* jedoch expliziert werden, damit deutlich wird, unter welchen Zielen die folgenden Analysestellen bearbeitet werden.

Als einer der tragenden Ausgangspunkte der *Queer Theory* wird immer wieder die Kritik an festschreibenden Identitätskategorien beschrieben (s. o.), weil sich z. B. *Queers of Color* nicht auf eine Homosexualität festschreiben lassen wollten, die (zumindest implizit) als weiß konzeptioniert wurde. Dieses Wehren gegen Identitätskategorien („weil [sie] nur jene zuließ[en], die dem entsprechenden 'Wir' angehörten“ (Perko, 2005, S.121)) beinhaltet den Wert der Chancengleichheit aller Menschen unabhängig von angenommenen Charakteristiken. Alle Menschen sollten etwas für sie Erstrebenswertes in gleichem Maße erhalten und behalten können, sofern die Grenzen von anderen Menschen nicht überschritten werden. Niemand soll von Erreichens- und Entwicklungsmöglichkeiten ausgeschlossen werden. Ich behaupte, dass implizit auch die Werte Freiheit, körperliche sowie seelische Unversehrtheit und Selbstbestimmung dazu gehören, obwohl diese Werte nur indirekt aus Texten der *Queer Theory* gelesen werden können. Sie leiten sich beispielweise aus expliziter Kritik am Kolonialismus und an kolonialistischem Verhalten in eigentlich postkolonialen Zeiten ab, wie sie u. a. in Gloria Anzaldúas *Borderlands* (2007) zu finden ist.

Es ist zu bedenken, dass Queeraktivismus nicht als philosophische Übung begonnen hat, darüber zu reflektieren, welche Werte für eine neue politische Strategie am Besten in den Mittelpunkt zu rücken wären. Vielmehr wurde konkret an den Schnittstellen von Geschlecht, Sexualität und Ethnizität begonnen, gegen Unterdrückung anzugehen, die u. a. auch aus der kategorialen Festschreibung resultierte. Dies geschah allerdings mit der neuen Strategie der subversiven Unterwanderung statt affirmativer Identitätspolitik (vgl. oben 1.1.1). Von Beginn an wurde also Unterdrückung von geschlechtlich und sexuell Normabweichenden bekämpft und die gleichzeitige Ethnisierung untersucht.

Dann wurden in folgenden Reflexionen auch weitere soziale Kategorien erkannt, die ähnlichen Produktionsmechanismen unterliegen und aus queertheoretischer Sicht der gleichen Dekonstruktion bedürfen. So ist die Konstruktion von Homosexualität an bestimmte ethnische, Alterskonstruktionen oder Vorstellungen über Habitus gebunden. Daher ist es ein zentrales Anliegen vom Queeraktivismus wie von der *Queer Theory*, Unterdrückungen abzubauen, die an mehrere sozial relevante und gesellschaftsstrukturierende Kategorien (*beginnend* bei Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, Schicht/Klasse, Gesundheit, Alter) gebunden sind.

Diese Werte stehen auch hinter der Auswahl der folgenden typischen queertheoretischen Analysestellen, welche in die Anforderungen an Psychologie münden. Um eine bessere Verständlichkeit zu erzielen, werden hier zunächst zentrale Analysethemen der *Queer Theory* vorgestellt und erst in einem Folgeschritt die Bedeutung der dahinter stehenden Argumente für psychologische Forschung beschrieben. Erst in Abschnitt 2.3. werden diese queertheoretischen Problemstellen in konkrete Anforderungen an eine empirische Forschung übersetzt.

2.2.1 Heteronormativitätsanalyse

Als eines der Schlagworte der *Queer Theory* etablierte sich *Heteronormativität*. Judith Butler legte in *Gender Trouble* eine ausführliche Analyse unserer gesellschaftlichen Normen über Geschlecht und Sexualität vor und beschrieb diese als *heterosexuelle Matrix*, was ich weiter unten näher ausführe. Michael Warner verwendete im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen *Fear of a Queer Planet* (1991) erstmals den Begriff Heteronormativität, um das zu beschreiben, wogegen die Autor_inn_en in seinem Buch argumentieren, wenn sie davon ausgehen, dass „die fragliche theoretische Sprache sexuelle Identitäten nur in einer Weise benennen kann, mit der auch wieder die Ideologie einer heterosexuellen Gesellschaft hergestellt wird“ (Warner, 1991, S. xvi, eigene Übersetzung). Als Beispiel zu dessen Erläuterung vergegenwärtige man sich, dass die Bezeichnung *homosexuell* nur verstehbar und sprachlich sinnvoll ist, wenn (min-

destens) zwei Geschlechter angenommen werden. Weiterhin muss angenommen werden, dass sich ein Individuum einer Geschlechtskategorie dann entweder zu Personen der eigenen Geschlechtskategorie sexuell hingezogen fühlt (= homosexuell) oder zu Personen der anderen Geschlechtsidentität. In zahlreichen gesellschaftlichen Praktiken wird noch eine weitere verbreitete Annahme klar. Beispielsweise durch die Wahrnehmung eines Phänomens namens Transsexualität als Krankheit oder zumindest als unnormale Variante wird die implizite Annahme offenbart, dass biologische Männer eine männliche Geschlechtsidentität und biologische Frauen eine weibliche Geschlechtsidentität aufweisen müssen, um als gesund und normal zu gelten. Damit sind auch schon die zentralen Normen der Heteronormativität genannt:

1. Es gibt eine biologische Geschlechtskategorie (engl. *sex*), die sich in zwei Gruppen aufteilt, Männer und Frauen; eine dritte, als Ausnahme deklarierte Gruppe der Intersexuellen wird als unnormale oder pathologisch verstanden.⁹
2. Normalerweise entwickeln biologisch männliche Individuen eine männliche Geschlechtsidentität (engl. *gender*) und biologisch weibliche Individuen eine weibliche Geschlechtsidentität; alles andere gilt als pathologisch.¹⁰
3. Normalerweise richtet sich das sexuelle Begehren (engl. *desire*) eines männlichen Mannes auf eine weibliche Frau und umgekehrt.

Diese angenommenen Grundsätze über *sex*, *gender* & *desire* stellen die von Warner genannte Ideologie einer heterosexuellen Gesellschaft dar. Nun wurden aber auch die davon abweichenden Geschlechts- und Sexualitätsidentitäten mit Begriffen derselben Ideologie bezeichnet. Somit verlassen die Bezeichnungen "Transsexuelle_r" oder "Homosexuelle_r" nicht das binäre Geschlechterschema, sondern erhalten eine heteronormative Weltansicht. Denn mit

⁹ Beispielsweise erhalten Intersexuelle in den meisten Ländern keinen rechtlichen Personenstand und ihre körperlichen Eigenschaften werden als krankhafte Syndrome verstanden und häufig sogar schon Kinder (meist mit erheblichen Folgeschäden) chirurgisch angepasst, damit sie in das Binärsystem passen (vgl. Kessler, 1990; Richter-Appelt & Schweizer, 2012).

¹⁰ Zunächst wird hier vereinfachend nur von Geschlechtsidentität gesprochen, später folgt die Differenzierung von dieser, Geschlechtsrolle und Geschlechtsausdruck.

der Annahme von Homosexualität wird zwar "gleichgeschlechtlich liebend" zu einer kulturellen Identität erhoben, aber gleichzeitig die Annahme von heterosexuell als *normale Sexualität*, von der sich Homosexualität unterscheidet, stabilisiert. Damit wird auch beibehalten, dass sich eine Identität über eine bestimmte *sex-gender-desire*-Konfiguration definiert statt beispielsweise über eine Konfiguration, wie *Masturbierende*, die sich nur auf *desire* bezieht (siehe oben S. 19, Argument von Sedgwick, 1990).

Die queerfeministische These nimmt an, dass diese Normen Grundpfeiler unserer Gesellschaft (was einen eingeschränkten Bereich bezeichnet) bilden und enorm viele kulturelle Handlungen, Mechanismen und Institutionen durchziehen (Butler, 1990/2006). Schon eine Anrede zwischen zwei Menschen lässt nur die Optionen Frau oder Mann zu. Je nach Zuordnung folgen unterschiedliche Zuschreibungen¹¹ und damit auch Erwartungen¹². Je nach Zuordnung sind bestimmte Äußerungen und Handlungen kulturell problematischer als andere¹³. Ein staatliches Rechtssystem erlaubt je nach Zuordnung unterschiedliche Lebensformen¹⁴ und fällt Urteile in Abhängigkeit von der Zuordnung verschieden¹⁵. Auch ein Gesundheitssystem klassifiziert je nach Zuordnung unterschiedliche Diagnosen¹⁶ und viele Beispiele mehr. *Queer Theory* vertritt die These, dass diese – wie Butler sie nennt – „regulatorischen Praktiken“ einer Kultur, eine Geschlechterbinarität aufrechterhalten. Dies nicht nur in einem sozialen Verständnis, sondern auch in dem Sinne, dass auch das sogenannte *biologische Geschlecht* eine historisch gewachsene Kategorie ist. An dieser Stelle verweist Butler auf die konkreteren Aufarbeitungen der Geschichte des *biologischen Geschlechts* von Foucault oder Laqueur und Gallagher. Von ihrer Feststellung,

¹¹ z. B. Männer seien handwerklich begabter als Frauen, Frauen seien sensibler als Männer

¹² z. B. wenn das Auto eines heterosexuellen Paares kaputt ist, soll er sich darum kümmern; von Frauen wird z. B. oft mehr Fürsorge für Kinder erwartet als von Männern; oder die Erwartung, in lesbischen Paaren hätte eine die Frauen-, die andere die Männerrolle.

¹³ z. B. ein Mann soll weniger weinen als es einer Frau erlaubt ist.

¹⁴ z. B. wenn Intersexuelle keinen Personenstand als solche erhalten; oder unterschieden wird/wurde zwischen Ehe und Lebenspartnerschaft zwischen zwei Menschen

¹⁵ z. B. wenn Frauen bei Mord zu höheren Haftstrafen verurteilt werden; oder wenn Hate-Crimes gegenüber Homosexuellen/Transsexuellen nicht als solche behandelt werden.

¹⁶ z. B. wird Brustreduktion bei Männern anders gehandhabt als bei Frauen (vgl. Garner, 2011)

dass *biologisches Geschlecht* ebenso kulturell konstruiert ist wie ein *soziales Geschlecht*, stammt Butlers berühmt gewordener Ausspruch: “sex’ (...) was always already gender” (Butler, 1990/2006, S. 9).

Butler (1990/2006) nennt es die *heterosexuelle Matrix*, um das Geflecht von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und Unmöglichkeiten, die Verstrickung von kulturell Gängigem und Ungewöhnlichem zu beschreiben. Vor allem die Verwobenheit ist zentral. Die Zuordnung *Frau* geschieht nicht ohne zeitgleiche Zuordnung zu *heterosexuell*, denn wenn sich Bilder über *Frauen* generieren, dann sind dies Bilder über heterosexuelle Frauen. Das imaginierte Bild einer lesbischen Frau sähe gleich ganz anders aus. Das bedeutet, dass Eigenschaften, die oft als Anteile von Identität begriffen werden – weil ein Mensch als *weiblich und homosexuell und deutsch* beschrieben wird, wie beispielsweise APA (2010) die Beschreibung von Studienpartner_inne_n fordert, – queertheoretisch nicht als *additive* Teile verstanden werden, sondern als *sich gegenseitig konstituierende Strukturen*. Diese Intersektionalitätskonzeption wird im nächsten Abschnitt genauer ausgeführt.

Heteronormativitätsanalyse widmet sich also der Beachtung und Entlarvung jener Faktoren, die Heterosexualität als selbstverständliches Ideal stabilisieren und erhalten. Butler (1990/2006) erinnert uns explizit, dass die Aufgabe nicht sei, zu versuchen einen Standpunkt außerhalb von konstruierten Identitäten bzw. außerhalb der heterosexuellen Matrix zu suchen, sondern die konsolidierenden Strategien aufzudecken, um Alternativen entwickeln zu können. Die *Queer Theory* betreibt dies an verschiedensten Texten und Argumenten immer wieder neu und kritisiert die unproblematisierte Übernahme von heteronormativen Annahmen und Argumenten.

2.2.2 Intersektionale Identitätskategorien als Analysethema

Die Mahnung, bei der Definition einer Gruppe von Menschen als beispielsweise *Frauen*, gründlich zu prüfen, auf welchen vorherigen Setzungen und

Entscheidungen diese Definition beruht und diesen kritisch zu begegnen, gilt in der *Queer Theory* für jede Identitätskategorie. Ebenso sehr wie es eine kulturelle Entscheidung ist, eine selbst wiederum nur aufgrund bestimmter Setzungen als zusammengehörig und körperlich empfundene Struktur (z. B. Gonaden) als Kriterium zu bestimmen, nach dem Menschen in Gruppen (z. B. Frauen und Männer) eingeteilt werden, ist es eine kulturelle Entscheidung, zu bestimmen, wer als Mensch mit Migrationshintergrund gilt, wer als gesund gilt, wer als homosexuell gilt und so weiter. Aus dieser Einsicht heraus wurde eine generelle Kritik gegenüber externer Festlegung von Zugehörigkeit von Individuen zu menschlichen Gruppen entwickelt. Butler (1990/2006) legt nahe, dass die gleichen regulatorischen Praktiken, die *Gender* reglementieren, auch das festlegen, was kulturell verstehbare Identitäten sind. Es sind also die Normen dieser Intelligibilität, die etwas Kontinuierliches in Personen herstellen, und nicht die vermeintliche Tatsache, dass die Person eine bestehende Eigenschaft besäße (vgl. Butler, 1990/2006).

Diese Kritik bezieht sich nicht auf die Eigenbenennung von Individuen. So ist es queertheoretisch kein Widerspruch, dass sich eine Person, die bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurde (ohne jegliche sogenannte *Geschlechtsangleichung* durchlaufen zu haben) als *schwul* begreift – wie Jill Nagle (1997) es tut –, auch wenn dieses Label zunächst mit klassisch heteronormativen Kategorien von Mann und Frau arbeitet. Durch ihre *seine* Verwendung als eine Person, die nach heteronormativen Annahmen nicht schwul sein kann, verschiebt sie *er* Bedeutungen im Sinne queertheoretischer Weise und man kann höchstens darüber streiten, wie groß – oder möglicherweise noch zu klein – eine solche Verschiebung für queere Utopien ist. Nicht queer wäre hingegen die Festlegung anderer Individuen aufgrund gesetzter Prämissen, denen erst zugestimmt werden müsste. Das Zwischenfeld zwischen diesen Extrempolen bildet ein Umgang, der Bewusstsein für die gesetzten Prämissen und deren Kontextabhängigkeit an den Tag legt und mit ihnen kritisch umgeht. Das kann eine Wiederholung heteronormativer Annahmen beinhalten, solange sie gleichzeitig entselbstverständlich werden. Butler formuliert es so: „So sehr Identitätsbegriffe verwendet werden müssen, (...) müssen dieselben Vorstellungen doch Gegenstand einer Kritik an den ausschließenden Operationen zu ihrer eigenen Herstel-

lung werden“ (Butler, 1993/1997, S. 312). Wir können also queertheoretisch kompatibel durchaus von *Frauen* sprechen, wenn wir gleichzeitig kritisch damit umgehen, wie diese Kategorie gebildet wird und welche Ausschlüsse dadurch vollzogen werden. Vor allem aus politischen Gründen erkennt Butler situative Notwendigkeiten von temporären Verwendungen von Identitätsbegriffen. So äußert sie, dass bestimmte feministische Strategien *die Frauen* brauchen, aber nicht wissen müssen, *wer* sie sind (vgl. Villa, 2003). Butler (1990/2006) versteht die Vorstellung von Identitätseigenschaften als normatives Ideal und geht davon aus, dass das Gefühl von identitärer Kohärenz aus der kulturellen Idee über dieselbe entsteht. Explizit warnt sie davor, Geschlecht als stabile Identität zu verstehen oder als Ort der Handlungskraft, von wo aus verschiedene Aktionen ausgeführt werden können. Stattdessen bedürfte es eines Modells, das Geschlecht als *soziale Zeitlichkeit* (“*social temporality*” Butler 1990/2006 191) versteht.

Ausführlich führen queere Untersuchungen diese schon lange von bestimmten feministischen Strömungen thematisierten Analysen der Bedingungsabhängigkeit von Identitätskategorien (vgl. Crenshaw, 1989, 1993) fort und erinnern daran, dass soziale Differenzkategorien sich gegenseitig konstituieren. Dies meint, dass die Unterscheidung zwischen hetero- und homosexuell gleichzeitig eine Unterscheidung zwischen *westlich* und *nicht-westlich* herstellt, weil homo- und heterosexuell heutige, westliches Konstrukt sind und Annahmen beinhalten, die nur in einer heutigen, westlichen Logik funktionieren. Beispielsweise wird schon die häufig wiederholte Übertragung des Konzeptes von Homosexualität auf die alten Griechen von queeren Analysen als unzulässiges Überstülpen einer modernen Denkfigur auf Kontexte entlarvt, auf die die modernen Annahmen nicht anwendbar sind (Halperin, 1991).

Die Erkenntnis dieser Bezogenheit von Differenzkategorien (z. B. homo- und heterosexuell) auf andere Differenzkategorien (westlich und nicht-westlich) wird unter dem Stichwort der *Intersektionalität* herausgearbeitet. Hierbei geht es um die Erkenntnis, dass sich soziale Identitäten gegenseitig konstituieren und informieren. Wir können nicht die soziale Identität *Lesbe* verwenden, ohne damit gleichzeitig zu ethnisieren. Anzaldúa illustriert dies anschaulich in

ihrer Beschwerde, dass das Label Lesbe für eine Person mit ihrem kulturellen Hintergrund nicht funktioniert:

For me the term lesbian *es problemón*. As a working-class Chicana, mestiza – a composite being, *amalgama de culturas y de lenguas*—a woman who loves a women, ‘lesbian’ is a cerebral word, white and middle-class, representing an English-only dominant culture, derived from the Greek word *lesbos*. (Anzaldúa, 1998, S. 263)

Aus der artikulierten Unzufriedenheit von Individuen, die sich, wie Anzaldúa, von einem breiteren Diskurs nicht repräsentiert fühlten, entstand die Einsicht über die Intersektionalität jeder Identitätsposition. Als beispielsweise Schwule die Ziele einer Homobewegung proklamierten, fühlten sich Lesben nicht mitgemeint. An Stellen, wo Schwule und Lesben gemeinsame Ziele formulierten, oder als Frauen für die Frauenbewegung Ziele nannten, fühlten sich *Queers of Color* und Menschen der Arbeiterschicht nicht mitgemeint und vielerlei mehr. Intersektionalitätsforschung untersucht genau jene Schnittstellen (*intersection* = Kreuzung) zwischen verschiedenen Differenzkategorien und arbeitet mit der gegenseitigen Konstituierung anstatt sie zu verleugnen oder ignorieren (siehe ein Beispiel dessen bei Castro Varela & Dhawan, 2005). Fehlender Einbezug solcher Schnittstellen ist aus queertheoretischer Perspektive kritikwürdig. Die intersektionale Perspektive entsteht aus der Einsicht, dass Achsen, die theoretisch orthogonal zueinander stehen sollten, es praktisch in unserer Kultur nicht tun. Beispielsweise sagt eigentlich die Information, dass sich eine Person als weiblich versteht, nichts über ihre Präferenz für bestimmte Partner_innen aus. Praktisch denken aber Menschen unserer momentanen Kultur bei *weiblich* an heterosexuelle Weiblichkeit (siehe Aufarbeitung der Heteronormativität in der *Queer Theory* und als empirisches Beispiel Diamond und Butterworth, 2008). “According to the theoretical framework of intersectionality, no identity status is experienced—or can be meaningfully understood—in isolation” (Diamond & Butterworth, 2008, S. 371). Wenn etwas über Geschlecht geäußert wird, dann wird auch etwas über Sexualität, ethnische Zugehörigkeit und Klasse gesagt. Diamond und Butterworth (2008) halten fest: “Yet the experiences of the women profiled here indicate that (...) it is impossible to completely disentangle one’s own sense of femaleness and maleness from one’s own

understanding, experience, and interpretation of sexual desire for female and male partners” (S. 371). Tatsächlich ist die Verschränkung von *gender* und *desire* in der Psychologie schon länger bekannt: “Regardless of how closely an individual’s attributes and behavior match the male or female prototypes stored within the gender schema, violation of the prescription to be exclusively heterosexual is sufficient by itself to call into question the individual’s adequacy as a man or a woman” (Bem, 1981, S. 361). Diamond und Butterworth (2008) gehen außerdem davon aus, dass eine intersektionale Betrachtung von Identitäten gegen den Irrtum der Essentialisierung derselben schützt. Sie äußern, dass Intersektionalität richtigerweise betonen würde, wie sehr jede subjektive Erfahrung aufgrund von sich wandelndem sozialen Kontext kontinuierlich verändert, wiederholt und neu verhandelt wird.

Als Hauptprobleme bei der Verwendung von Identitätskategorien wird also in queeren Analysen zweierlei erkannt: Erstens, dass identitätslogische Konzepte implizieren, dass es markierende Eigenschaften gäbe, die eine Zuordnung nach objektiven Gegebenheiten erlauben würde; zweitens, dass Zuordnungen vorgenommen werden, ohne die gleichzeitigen Zusatz-Zuordnungen, die kulturell mit der ersten zusammenhängen, zu thematisieren. Shields (2008) erinnert daran, dass die Verwendung des Identitätskonzeptes soziale Schichtenbildung hervorruft. So sehr Eigenschaften als individuelles Merkmal empfunden werden können, so sehr sind sie gleichzeitig in Machtbeziehungen eingeflochten (Shields, 2008). Dies führt uns zum nächsten in der *Queer Theory* verbreiteten Thema, der Reflexion von Machtverhältnissen.

2.2.3 Analyse von Machtrelationen

Ähnlich wie Shields (2008) nennt auch Warner (2008) als zentral, dass eine intersektionale Betrachtungsweise Identitäten als mit Status und Machtgefüge verknüpft versteht. Dies spricht den Zustand an, dass beispielsweise als männlich gelesene Personen gegenüber den als weiblich gelesenen Personen in unserer Kultur einen höheren Status genießen, aber eine als Schwarzer Mann

gelesene Person einen *geringeren* Status als eine als weiße Frau gelesene Person. Solche gesellschaftlichen Positionen ermöglichen je nach sozialem Kontext unterschiedliche Chancen, etwas zu erreichen, und unterschiedliche Unterdrückung. Die Idee, dass Machtrelationen in menschlicher Kultur omnipräsent sind, führt zu zahlreichen Analysen derselben in der *Queer Theory*. Dabei setzte sich allerdings das spezifische Machtverständnis von Michel Foucault (1926-1984) durch, welches sich hier andeutet: „(...) wenn ich von der Mechanik der Macht spreche, denke ich an die feinsten Verzweigungen der Macht bis dorthin, wo sie an die Individuen rührt, ihre Körper ergreift, in ihre Gesten, ihre Einstellungen, ihre Diskurse, ihr Lernen, ihr alltägliches Leben eindringt.“ (Foucault, 1976, S. 32).

Eines der Spezifika des Machtverständnisses – das auch in die *Queer Theory* übergeleitet wurde – ist jene Vorstellung, dass eine Machtauswirkung sich *nicht* darin zeigt, dass eine mächtige Person eine ohnmächtige nach Lust und Laune dirigieren kann. Vielmehr zeigen Machtbeziehungen ihre Auswirkungen darin, dass sich das Verhalten von Individuen, ihre Einstellungen und ihre Sprache an mächtigen Geboten, Verboten und dergleichen ausrichten. Betrachten wir kurz als Beispiel das Problem, dass viel mehr Personen der Gruppe M als Personen der Gruppe F in den Aufsichtsräten der deutschen DAX-Unternehmen sitzen. Eine Erklärung könnte darauf hinauslaufen, dass der Zusammenhalt von mächtigen Personen der Gruppe M – z. B. dahingehend, als Nachfolger_innen Personen der Gruppe M zu bevorzugen – verhindert, dass Personen der Gruppe F nachrücken können. Diese Erklärung würde Personen der Gruppe M in dieser Situation gegenüber den Personen der Gruppe F als die Mächtigeren beschreiben und aus dieser Machtkonstellation können Personen der Gruppe M aktiv ihren Vorteil ziehen. Ein Foucault'sches Machtverständnis hingegen würde davon ausgehen, dass implizite Normen, die verwendete Sprache und wiederholte Handlungen dieses Ungleichgewicht bewirken und dass jene Verzweigungen der Macht sich um *alle* Personen (und durch sie hindurch) ranken. Normen regulieren z. B., welche Worte überhaupt verstanden werden, welche in welchem Kontext zulässig sind und wie sie verstanden werden. Das gleiche gilt für Gesten oder äußerliche Erscheinungsformen. Sampson (1993) schreibt über dieses Machtverständnis, dass es die Kontrolle über jene Begriffe beinhaltet, mit denen

über Identität und Subjektivität gesprochen wird. Und dies bezieht sich nicht darauf, dass eine Person die totale Kontrolle hätte. Butler (1990/2006) widerspricht mit der Nutzung foucault'schen Machtverständnisses jenen Teilen von feministischer Theorie, die eine_n Handelnde_n hinter einer Handlung annehmen. Zur Macht gehört auch die Art und Weise, wie Personen einen Ort und eine Subjektivität erlangen, aus der heraus sie in einem Diskurs agieren können (Sampson, 1993, S. 1223). Im obigen Beispiel bezeichnet Sampsons Formulierung, dass die Menschen benachteiligt werden, die die dominanten Sprach-, Körper-, Gesten- und Einstellungsspiele¹⁷ nicht mitspielen (können oder wollen). Butler (2004) formuliert es zugespitzt so, dass ein Mensch erst durch bestimmte vorangenommene Bedingungen bezüglich Normen und Praktiken als Mensch erkannt wird.

Foucault beschreibt weiterhin, dass Machtwirkungen nicht nur beschränken, sondern auch kreieren. Es ist also nicht so zu verstehen, dass den als weiblich gelesenen Personen etwa nur Zutritt verwehrt wird, sondern dass Machtwirkungen auch etwas hervorbringen:

Wenn die Macht nur Unterdrückungsfunktionen wahrnehme, wenn sie nur noch auf die Weise der Zensur, des Ausschließens, des Absperrens, der Verdrängung, in der Art eines großen Über-Ichs arbeitete, wäre sie sehr zerbrechlich. Wenn sie stark ist, dann deshalb, weil sie auf der Ebene des Begehrens positive Wirkungen produziert – das weiß man inzwischen – und auch auf der Ebene des Wissens. Die Macht, weit entfernt davon, Wissen zu verhindern, bringt es hervor... (Michel Foucault, 1976, S. 0, Klappentext Innenseite)

Mit diesem Machtverständnis würden wir die Situation der Bewerbung einer Frau für einen hohen Aufsichtsratsposten also eher so lesen: Die sich bewerbende Frau und die entscheidenden Männer befinden sich alle in einem Denksystem, das bestimmte Konzepte überhaupt nur zulässt und andere gar nicht für möglich hält. So bringen beispielsweise unsere gesellschaftlichen Vorstellungen Männer und Frauen als unterschiedliche Wesen überhaupt erst hervor. Dann

¹⁷ Ich verwende den Ausdruck „Spiele“ in Referenz auf die Verwendung des Ausdruckes „Sprachspiele“ von Norbert Groeben und Brigitte Scheele, unter anderem beispielsweise in Groeben und Scheele (2005), erweitere ihn aber auf die von Foucault genannten Orte der Machtverzweigungen.

ist es in unserer Kultur aktuell nicht möglich, einen Menschen ohne Relation zu diesen Kategorien wahrzunehmen. Wirkungsvolle Macht durchzieht damit alle Konstellationen unserer Gesellschaft. Stellen wir uns als weiteres Beispiel vor, dass es auf der ganz privaten Ebene des Begehrens eines einzelnen Menschen dazu kommen kann, dass dieser ein für sich bedeutungsvolles *Coming-out als Homosexuelle_r* haben kann, wobei die Bedeutung von homosexuell von anderen erzeugt wurde. Die Macht wirkt also darin, dass jemand eine von anderen Menschen erdachte Bezeichnung, die auch noch bei vielen anderen Menschen negativ konnotiert ist, zur Selbstbezeichnung wählt. Oder dass er_sie sich in Folge des Coming-Outs ähnlich zu anderen Homosexuellen fühlt. Queertheoretiker_innen bemühen sich immer wieder, bezüglich verschiedener Lebensbereiche spezifische Machtverzweigungen aufzudecken. Beispielsweise in der Betrachtung der Heirat als kulturelle Praktik und in der Entlarvung der mitwirkenden Voraussetzungen, Festschreibungen und erfolgenden Ausschlüssen (vgl. Warner, 1999).

Die Machtgefüge schreiben vor, was als Wahrheit zählt und was nicht (Butler, 2004). Und nur innerhalb eines dominanten Diskurses spielt sich ab, was intelligibel ist. Butler (2004, S. 42) schreibt: "To be not quite masculine or not quite feminine is still to be understood exclusively in terms of one's relationship to the 'quite masculine' and the 'quite feminine.'" Auch die Beschreibung der Abweichung agiert innerhalb eines mächtigen Diskurses (z. B. darüber, was unter *weiblich* und *männlich* verstanden wird), ansonsten ist die Abweichung gar nicht verstehbar (nicht einmal als abweichend).

Das führt zu einem weiteren Spezifikum dieser Vorstellung von Machtrelationen: Man kann sich niemals völlig außerhalb jener befinden. Etwas vereinfacht illustriert heißt das: Wenn ich gestoßen werde, bin ich Teil des Phänomens *Stoßen*. Foucault schreibt: „Allgegenwart der Macht: nicht weil sie das Privileg hat, unter ihrer unerschütterlichen Einheit alles zu versammeln, sondern weil sie sich in jedem Augenblick und an jedem Punkt – oder vielmehr in jeder Beziehung zwischen Punkt und Punkt – erzeugt“ (Foucault, 1983, S. 94). Sobald also etwas in einer Beziehung zueinander steht, ist Macht erzeugt; beide *Punkte* haben nun eingeschränkte Freiheitsgrade, weil ihre Bewegungsmöglichkeiten von

der Beziehung abhängig sind. Und wenn Menschen nicht ohne Beziehung zu anderen Konzepten existieren können, so können sie auch nie außerhalb von Machtrelationen stehen. Dazu gehört inhaltlich die Überzeugung, dass es keine Möglichkeit gibt, sich bezüglich eines Themas, zu dem es gesellschaftlich einen Diskurs gibt – der dann notgedrungener Weise mit Machtgefällen durchzogen ist – ohne Bezug zu jenem Diskurs zu äußern. Dies hängt unter anderem mit unserem Sprachgebrauch zusammen. Beispielsweise ist ein Wort immer eine Zitation. Wir wiederholen, was vorher schon einmal gesagt wurde. Damit bewegen wir uns aber mit diesen Worten auch im vorherigen Denkraum. Es mag kleine Verschiebungen zum Vorherigen geben, aber wenn keine Verbindung zu einer früheren Wortverwendung erkennbar wäre, wäre das Wort auch nicht verstehbar. Aufgrund dieses Zusammenhanges ist Sprache eine wichtige weitere Analysestelle in der *Queer Theory*.

2.2.4 Die Relevanz von Sprache und Sprechakten

Die Beachtung von Sprache, Diskursen und Sprechakten wurde in der *Queer Theory* deshalb relevant, weil diese von Queertheoretiker_inne_n als mit die wichtigsten¹⁸ Orte der Herstellung von Phänomenen erachtet werden. Beispielsweise spricht Perko (2005) über „(...) die Möglichkeit, anderes zu verwirklichen. Diese Verwirklichung beginnt im Falle von Queer, dem wie allen Denkrichtungen und politischen Bewegungen die Kraft der Veränderung zukommt, nicht so sehr in der Abgrenzung, sondern in der Benennung von anderem.“ (Perko, 2005, S. 116). Solche Benennungen werden in der *Queer Theory* als wichtige Angelpunkte zur Veränderung von Machtrelationen erachtet. Damit sind sie besonders interessant für Queeraktivismus. Schon die frühe Schwulen- und Lesbenbewegung machte eine stärkende Erfahrung mit der Aneignung von pejorativ gemeinten Bezeichnungen zur Selbstbezeichnung. Damit wird die Macht der Abwertung von den Bezeichner_inne_n genommen und die Bezeichneten gehen selbstbewusst und kreativ mit Labels um. Dies wird in verschiedens-

¹⁸ Daneben gehören auch Handlungsakte dazu, die ich hier als nicht-sprachlich behandle.

ten Kontexten bis heute fortgesetzt. Ein Beispiel ist die Benennung von Geschlechts- und Sexualitätsidentitäten, die deren klassische Vorannahmen verschieben, bei gleichzeitigem Versuch, sie nicht zu sehr als neue fixe Identitäten zu verstehen. In einem dominanten Zwei-Geschlechter-System, in dem andere Geschlechter als Frau und Mann nicht sichtbar sind, stellt die Benennung von Menschen als Androgyne, Bi-Gender, Femme, Gendernaut, Tomboyfemme (vgl. Perko, 2005, S. 22-24) und anderes zwar eine Produktion dieser Kategorien dar, aber gleichzeitig eine Verschiebung der herkömmlichen Bezeichnungen *weiblich* und *männlich*. Perko (2005) attestiert queeren Ansätzen diesbezüglich eine „Doppelheit von identitätslogischem Gehalt und magmatischen Dimensionen“ (Perko, 2005, S. 116).

Allerdings kann man hier auf das oben erwähnte Problem zurückkommen, dass es nicht möglich ist, eine neue Bezeichnung zu finden, die nicht auf den dominanten Diskurs referenziert und trotzdem verstehbar ist. Das Label *ZRYTZK* beinhaltet keine Zitation, wie es z. B. für die Label *Nonbinary* und *Genderqueer* zutrifft, aber ist auch nicht verstehbar. Das Label *Two spirit* (zu finden bei Kuper, Nussbaum & Mustanski, 2012) ist nur je nach Kulturraum oder persönlicher Sozialisation als Geschlechtsidentität verstehbar, hingegen die intendierte Bedeutung von *Bigender* (Kuper et al., 2012) ist für englischsprachige Menschen sehr wahrscheinlich aufgrund der verwendeten Zitationen ableitbar.

Es ist also wiederholt Inhalt von queertheoretischen Analysen, wie solche Bezeichnungen in der Vergangenheit ein Phänomen erschufen, welches eben als nicht per se vorhanden erachtet wird, sondern als erst durch die Verschiebung von Bedeutungen und Zitationen entstanden. Prominentes Beispiel hierfür ist die Foucault'sche Analyse des Diskurses über den Sex. Hierin empfiehlt Foucault (1983), die Diskurse über den Sex zu befragen, auf welche Weise sie etwas hervorbringen können, „welche Wechselwirkungen von Macht und Wissen sie gewährleisten“ (S. 101) – und wann sie zur Anwendung kommen –, „welche Konjunktur und welche Kräfteverhältnisse ihren Einsatz in dieser oder jener Episode der verschiedenen Konfrontationen notwendig macht“ (S. 101). Dafür liefert er in seiner Analyse zahlreiche Muster in unserer *westlichen* Geschichte.

Diesem Verständnis folgt auch Butler (2004), wenn sie feststellt, dass der Ausspruch „Es ist ein Mädchen!“ bei der Geburt eines Kindes eigentlich gleichbedeutend ist mit „Sei ein Mädchen!“ und damit auf die folgenden Formungen des Menschen durch dominante Diskurse anspielt. Beispiele dafür, was solche Formungen bewirkt, sind: Wie sprechen wir zueinander, welche Worte verwenden wir und welche nicht, welche sind wann und wo intelligibel und welche nicht, welche Konnotationen haben unsere Formulierungen, was wird als erklärungsbedürftig erachtet und was als selbstverständlich. Dies beinhaltet auch den Standpunkt, dass keine Bezeichnung neutral ist – worauf ich im Zusammenhang mit der experimentalpsychologischen Forschungslogik noch zurückkommen werde.

Butler (1993/1997) begreift mit Referenz auf Žižek die Konstruktion einer Identität durch Benennung als Realisierung, welche zeigen kann, dass eine Bezeichnung gleichzeitig eine Festlegung sowie die grundlegende Veränderbarkeit bestätigt. Queere Analysen beschäftigen sich also in Folge mit konkreten Praktiken der Benennungen, mit deren Wirkungen und ihrer Kontextualisierung, mit der Art des Einflusses vom heteronormativen Diskurs auf Eigenbezeichnungen und mit den Grenzen der Verschiebbarkeit von Bedeutung (vgl. Dwyer, 2010; Lewis, 2013). Queertheoretisch wird die Bezeichnung verstanden als eine ohne per se existierenden Referenzpunkt – sie bezeichnet nicht etwas Präexistentes. Dieses Verständnis nennt Butler „Anti-Deskriptivismus“ und erkennt darin „eine linguistische Theorie für eine anti-essentialistische Identitätspolitik“ (Butler, 1993/1997, S. 286). Erinnern wir uns an die oben vorgestellte Strategie von Butler, dass es möglich ist, die Kategorie *Frauen* zu verwenden und sie gleichzeitig als

andauernden Ort der Auseinandersetzung (...) zu verstehen, heißt davon auszugehen, daß es keine Geschlossenheit für diese Kategorie geben kann und aus politisch bedeutenden Gründen auch niemals geben sollte. Daß die Kategorie niemals deskriptiv sein kann, ist die eigentliche Bedingung ihrer politischen Wirksamkeit. (Butler, 1993/1997, S. 302)

Queere Analysen loten die bei Bezeichnungen entstehenden und wiederholten Handlungsspielräume und Begrenzungen aus. Zudem lassen sich in Sprache sehr konkret wirkende Machtverhältnisse zeigen. Sprache bietet aber auch zahlreiche Möglichkeiten, durch Verschiebung von Bedeutung, traditionellere Kategorien zu dekonstruieren – siehe als Beispiel die von den Studienpartner_innen von Kuper et al. (2012) genannten Identitäten.

2.2.5 Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit

Neben den spezifischen Perspektiven auf Identitätskategorien und Macht offenbart gerade auch das queertheoretische Verständnis von der Rolle der Sprache die Vorannahme der Kontextabhängigkeit eines jeden Phänomens. Wenn Butler davon ausgeht, dass Diskurse formierend sind, in dem Sinne, „daß es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre“ (Butler, 1993/1997, S. 33), so befindet sich nach diesem Verständnis jedes Phänomen, mit dem wir interagieren, in einem bestimmten formierendem Diskurs. Wenn wir von *biologischem* oder *sozialem* Geschlecht sprechen, können wir nicht anders, als dies von einem spezifischen Standpunkt aus zu tun und in Abhängigkeit von spezifischen kontextuellen Konstellationen. Feministische und Marxistische Standpunkttheorien haben die Annahme, dass jedes Wissen von einem bestimmten Standpunkt aus entwickelt wird und daher von jenem gefärbt ist, schon in den 1970er und 1980er Jahren elaboriert (vgl. z. B. Sieben & Scholz, 2012). Diese Einsicht hat sich auch in der *Queer Theory* fortgesetzt und schlägt sich in der Historisierung einer jeden Erscheinung nieder. Ein Sprechen über – oder Agieren mit – Körper(n), Dinge(n), Bezeichnungen oder Konstellationen ohne Einbezug der dominanten Diskurse, innerhalb derer das Sprechen oder Agieren stattfindet, kommt für die *Queer Theory* nicht in Frage, da es keine Bezugnahme ohne weitere Formierung gibt (siehe Butler-Zitat von eben).

Queertheoretische Kritik bezieht sich in diesem Punkt auf jene Art der Wissensproduktion, welche sich selbst als aufdeckend statt produktiv begreift.

Kritisiert wird ebenso die Haltung, dass unsere Welt einer deterministischen Logik folge, welche zu den vorfindbaren Ergebnissen führe. Beispielsweise würde queertheoretisch die Behauptung kritisiert, dass Menschen immer zwischen Personen mit unterschiedlicher Hautfarbe unterscheiden würden – diskriminieren im doppelten Sinne des Wortes –, weil es angeblich die Mechanik unserer menschlichen Wahrnehmung sei. Queere Analysen würden eher die These verfolgen, dass unsere momentane Welt einem solchen Unterschied Bedeutung verleiht und sich daher ein Effekt wie der der Unterschiedlichkeitswahrnehmung materialisiert (– es wird nämlich auch nur zwischen bestimmten Hautfarben unterschieden). Queertheoretiker_innen gehen davon aus, dass wir nie eine Tatsache entdecken, ohne an deren Produktion mit beteiligt zu sein. Das klingt im Abschnitt über das queertheoretische Verständnis von Identitäten schon an. Eine Identität ist queertheoretisch auch nicht etwas Kohärentes, Stabiles – nichts, dem wir uns von jedem beliebigen Standpunkt aus nähern könnten und idealerweise zur selben Einschätzung kommen sollten. Statt dessen wirken “regulatory practices that generate coherent identities through the matrix of coherent gender norms” (Butler, 1990/2006, S. 24). Und je nachdem, wie historisch, lokal und situativ die jeweilige Matrix geformt ist, ergeben sich verschiedene Erscheinungen.

Dies greift explizit das traditionelle Wissenschaftsverständnis an, dass von einer objektiven Wahrheit ausgeht, der wir uns zumindest prinzipiell durch Forschung nähern könnten. Dies gilt im Besonderen, wenn Forschende davon ausgehen, dass es sich lohne zu versuchen, sich einem objektiven Standpunkt anzunähern. Queertheoretisch macht dies nicht nur keinen Sinn, sondern verschleiert auch die Vorannahmen, unter denen die Aussagen nur zutreffen, sowie die Abhängigkeiten, in denen Aussagen stehen, und ist daher zu kritisieren. Turner (2000) nennt diese Kritik in der Einführung seiner *Genealogy of Queer Theory* “contesting truth” – also „Wahrheit in Frage stellen“. Dieses Befragen

von Wahrheiten gehört neben anderen¹⁹ zu den Haupthandlungen der *Queer Theory* und des Queeraktivismus‘.

Dem Queeraktivismus bietet die Kontextabhängigkeit die Grundlage der Veränderlichkeit von (unbefriedigenden) Konstellationen. Und zwar nicht nur auf der Bedeutungsebene, auf der wir beispielsweise versuchen könnten, einer Geschlechterdifferenz keine Bedeutung mehr zuzuschreiben, sondern auch auf der ontologischen Ebene, dass wir Menschen gar nicht mehr in zwei Geschlechter einteilen müssen, weil dies eine diskursive Konstruktion ist und wir von einem anderen Standpunkt aus auch ganz andere Kategorien formieren können.

2.2.6 Die Strategie der Dekonstruktion

An dieser Stelle sei ein kurzes Unterkapitel der Dekonstruktion gewidmet. Kurz deshalb, weil es sich hierbei nicht um ein in der *Queer Theory* prominentes Thema der Analyse handelt. Dennoch soll sie erwähnt werden als die häufigst angestrebte²⁰ Strategie zur Veränderung benachteiligender Hierarchiestrukturen. Perko (2005) hält zur Dekonstruktion fest:

Der zentrale Terminus Dekonstruktion wird in queeren Theorien und in queerer Praxis in Anlehnung an Butler herangezogen. Kaum wird dabei hingegen auf Jacques Derrida rekurriert, auf den er ursprünglich zurückgeht. Butler selbst verwendet ihn als Strategie, um die Struktur innerer Konstruktionen (von Geschlecht) zu verschieben, zu verrücken, zu transformieren und schließlich aufzubrechen und einen neuen Zustand herbeizuführen. Mit Hilfe der Dekonstruktion wendet sich Queer insgesamt gegen einen hartnäckigen Rekurs auf eindeutige Identität und Identitätspolitik, die als vermeintliche in Frage gestellt und als Illusionen entlarvt werden. (Perko, 2005, S. 29)

¹⁹ Nämlich: „contesting scholarship and politics“, „contesting categories“, „contesting identity“, „contesting liberalism“, „contesting history“ und „contesting subjectivity“ (Turner, 2000, Introduction).

²⁰ Wobei darüber, was als „dekonstruierend“ gelten mag, und was nicht, wiederum diskutiert werden kann.

Die Idee des Veränderungspotentials klang auch in den vergangenen Abschnitten immer wieder an, weil sie sich aus der Kombination der verschiedenen Analysestellen speist. Keine Kategorie wird für selbstverständlich erachtet – und damit könnte jede auch anders konzeptionalisiert werden. Es wird die Wirkung der Kreuzung von Differenzachsen hervorgehoben, was die Situativität jeder Differenzierung betont. Konkrete Phänomene werden als Resultate von wirkenden Machtrelationen verstanden, wobei andere Machtkonstellationen auch zu anderen Ergebnissen führen können. Und nicht zuletzt steuert Sprache wesentlich, was überhaupt erkennbar und verhandelbar ist, was wiederum impliziert, dass zukünftig Anderes erkennbar und verhandelbar sein kann. Die Möglichkeit der Veränderung wohnt grundsätzlich im queertheoretischen Verständnis der Welt, z. B. hinsichtlich Identitäten: “(...) the reconceptualization of identity as an *effect*, that is, as *produced* or *generated*, opens up possibilities of ‘agency’ that are insidiously foreclosed by positions that take identity categories as foundational and fixed” (Butler, 1990/2006, S. 201). Dieses Potential zur Veränderung soll über Dekonstruktion ausgeschöpft werden. Wobei die queertheoretische Hoffnung, selbst die als äußerst stabil und fix erachtete Kategorien, wie *biologisches* Geschlecht, als veränderlich zu begreifen, nicht beinhalten soll, dass von heute auf morgen eine Umstrukturierung geschehen kann. Aber durch den Einsatz von “Strategies of Displacement” (Butler, 1990/2006, Chapter 1 VI) wird es prinzipiell als möglich erachtet. Traditionell wurde Dekonstruktion zunächst vermehrt als spezifische Methode der Textanalyse bei geschriebenem Text betrieben, obwohl selbst Derrida (1987) äußerte: „Ich nenne eine Institution ebenso wie eine politische Situation, einen Körper oder auch einen Tanz, Text“ (S. 11). Gleichermäßen gibt es für queertheoretische Kritiken keine Einschränkung dahingehend, worauf die Strategie der Dekonstruktion angewendet werden kann.

2.3 Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie

Wenn nun eine queertheoretische Perspektive eingenommen wird, ergeben sich aus den eben elaborierten Analysethemen, denen sich große Teile der queer-theoretischen Arbeiten wiederholt widmen, mehr oder weniger konkrete Anforderungen an psychologisches Verständnis und Vorgehen. Die Leitfrage für diesen Abschnitt lautet also: Wenn wir den Argumenten und Kritiken der *Queer Theory* folgen, wie genau würde sich das auf das Ziel, akademische Experimentalpsychologie zu betreiben, auswirken? Was müsste beachtet und umgesetzt werden, damit wir eine psychologische Herangehensweise noch sinnvoll als gequeert bezeichnen dürften? Eventuell ließen sich solche Überlegungen auch auf praktische psychologische Anwendungsarbeit, wie die Therapie, anwenden. Dies soll hier jedoch nicht ausgeführt werden. Der Blick der vorliegenden Arbeit richtet sich auf psychologisch-empirische Forschung und die entsprechende Theoriearbeit dazu.

2.3.1 Anforderungen auf Grundlage der Heteronormativitätsanalyse

Wie oben ausgeführt ist es ein verbreitetes Vorgehen von queertheoretischen Auseinandersetzungen, Annahmen und Argumente auf Heteronormativität hin zu prüfen und gegebenenfalls daraufhin zu korrigieren. Als direkteste Forderungen leite ich aus der praktizierten Heteronormativitätsanalyse der *Queer Theory* ab, a) auch in psychologischer Forschung keine heteronormativen Argumentationen oder Denkfiguren anzuwenden und b) Heteronormativitätsanalyse anderer Konzeptionierungen durch Forschung selbst zu betreiben. Psychologische Forschung sollte also selbst diese Prüfung immer mit betreiben und anstreben, Heteronormativität zu minimieren. Dies bezieht sich sowohl auf Theorien und Hypothesen, als auch auf Erklärungen, auf Untersuchungsdesigns, auf Darstellungsweisen von Ergebnissen und auf Forderungen an weiterführende Forschung. Das bedeutet konkret beispielsweise, dass keine Theorie und keine Erklärung mehr unproblematisch nur zwei Geschlechtskategorien beinhalten soll. Ebenso darf nicht automatisch vom wechselseitigen Begehren der Vertre-

tenden dieser Kategorien ausgegangen werden. Eine solche Setzung dürfte zwar durchaus noch vollzogen werden, jedoch nicht in selbstverständlicher Weise, sondern als explizit normative oder situativ pragmatische Setzung. Ein Beispiel ist, die Verwendung von nur zwei Geschlechtskategorien in einem Experiment damit zu begründen, dass dies die gängigsten Personenbezeichnungen in einer bestimmten Sprache sind, wobei experimentell die Behauptung widerlegt werden soll, dass sich alle angesprochen fühlen, wenn nur eine dieser Bezeichnungen verwendet wird. Rothmund und Scheele (2004, oder auch Irmen & Linner, 2005) testeten beispielsweise, ob sich auch Frauen angesprochen fühlen, wenn in einem Text das generische Maskulinum verwendet wird. Mit ihrem empirischen Ergebnis, dass dem nicht so ist, wiederholen sie einerseits die heteronormative Festlegung von nur zwei distinkten Geschlechtern, leisten aber andererseits einen emanzipatorischen Beitrag für die Gleichstellung wenigstens jener Geschlechter und lenken unseren Blick auf Wirkungen von Nichtbenennung. Dies könnten wir wiederum als Ausgangspunkt für Forschung über die Wirkung von Nichtbenennung weiterer Geschlechtskategorien verwenden. In diesem Beispiel ließe sich argumentieren, dass eine Wiederholung von heteronormativen Grundannahmen auch im queertheoretischen Sinne zu einem bestimmten Grad sinnvoll sein könnte, wenn sie problematisiert wird und ein situativ emanzipatorischer Grund für die Wiederholung geliefert wird.

Dieses Beispiel soll zweierlei verdeutlichen. Zum einen soll es illustrieren, dass die Anforderung, heteronormative Annahmen zu minimieren, nicht in die Antwort münden soll, jede Arbeit mit einem heteronormativen Gedanken als komplett disqualifiziert zu erachten. Zum Zweiten soll es verdeutlichen, dass Gütekriterien für die Qualität der Umsetzung der queertheoretischen Kritik nötig sind, welche durch die Formulierung der Anforderungen nicht mitgeliefert sind. Letzteres wird in diesem Kapitel wiederholt zu Tage treten. Kapitel 4.2 wird dann Gütekriterien andiskutieren.

Die Entscheidung zur Wiederholung heteronormativer Setzungen soll also bewusst getroffen und begründet werden. Zunächst fasse ich diese zu minimierenden Setzungen nochmal zusammen, danach werden die klassischen Stellen in einem Forschungsprozess, an denen diese Setzungen vorkommen können,

genannt. Zu minimieren sind also Aussagen, die Geschlecht in eine biologische und eine soziale Komponente aufteilen und jene Aussagen, die implizieren, dass ein biologisches Geschlecht eindeutig bestimmt werden kann. Stattdessen sind auch solche Entscheidungskriterien als sozial geteilt und nicht als natürlich vorgegeben zu verstehen. Welche Struktur (z. B. Chromosomensatz, Gonaden, der recht variable Hormonspiegel oder die sozial eher selten sichtbaren äußeren sogenannten *Geschlechtsorgane*) auch immer als Trägerin eines Unterscheidungskriteriums bewertet wird, sie qualifiziert sich aufgrund sozialer Entscheidungen dazu.²¹ Danach ist die Unterteilung in *biologisch* und *sozial* nicht zutreffend, da streng genommen jede Differenzierung, auch die angeblich biologische, eine soziale ist. Deshalb setze ich diese Bezeichnungen kursiv.

Weiterhin sind alle wertenden Äußerungen über *biologische* oder *soziale* Zwischenformen zwischen den traditionellen Geschlechtskategorien möglichst zu unterlassen, denn die Tatsache dass irgendeine Ausprägung seltener vorkommt, ist kein Grund zur Deklassierung (Beispiel: Wenn man sich auf den Chromosomensatz als die Struktur einigen würde, die das Unterscheidungskriterium trüge, müssten auch Menschen mit der Ausprägung XXY, X0, XYY, XXXY und andere, eigene intelligible Geschlechtskategorien erhalten). Des Weiteren soll keine Begehrensform zwischen Menschen als selbstverständliche oder natürliche oder normale dargestellt werden ohne explizite Offenlegung, aufgrund welcher Entscheidungen von wem eine solche Einteilung vorgenommen wird.²² Dies gilt auch für implizite Setzungen, wie wenn beispielsweise kommentarlos ausschließlich Homosexualität als erklärungsbedürftig behandelt wird und Heterosexualität nicht oder das Geschlechtsrollenpassing von Transgender-Personen beobachtet und erklärt wird und das von Cisgender-Personen nicht.

²¹ Ausführlicher über die Konstruktion des biologischen Geschlechtes siehe Voß (2011, 2012, 2013).

²² Selbstverständlich leitet sich aus der Feststellung, dass die Existenz von Individuen mit bestimmter Ausstattung nötig ist, damit eine Art sich fortpflanzen kann, nicht ab, dass alle Individuen einer Art jene Fortpflanzung gewährleisten können müssen. Also ist die Gegebenheit der zygotischen Fortpflanzung kein Beweis für die natürliche Existenz von ausschließlich zwei distinkten Geschlechtsausprägungen.

Als weiterer Punkt ist auch die identitätslogische Verwendung der Konzepte Heterosexualität, Bi- und Homosexualität zu vermeiden, weil diese selbst auf der Differenzierung von *biologischem Geschlecht* in mindestens zwei Geschlechter beruht. Ebenso ist die Idee, dass das Begehren – in welcher Form auch immer – bei Individuen zeitlich stabil bestehen bleibt, eine heteronormative, welche nicht unkritisch angewendet werden soll. Die Anforderungen, keine identitäre Kategorisierung zu verwenden, werden ausführlicher im nächsten Abschnitt behandelt.

All jene Forderungen sollten in jedem Schritt eines Forschungsvorhabens – inklusive der Publikation – umgesetzt werden. Das heißt, es ist Vorsicht gefragt bei der Aufarbeitung vorangegangener Arbeiten, bei der Bildung von Bezügen zu anderen Theorien oder bei der Anwendung von Konzepten; bei der Formulierung der Fragestellung und der Hypothesen, bei der sogenannten Operationalisierung²³ der Konstrukte und in der Entwicklung des Forschungsdesigns; bei der Wahl der Studienteilnehmer_innen, des Settings und der Versuchsmaterialien; bei der Sprache in Versuchsmaterialien und der Gestaltung der Untersuchungssituation; bei der Wahl der statistischen Methode und der angewendeten kognitiven oder statistischen Modelle; bei der Art der Dateninterpretation, bei der Wahl dessen, was erklärt wird und wie es erklärt wird; bei der Sprache über den Versuch, bei der Beschreibung der Studienpartner_innen²⁴ und welche Forschungsführung vorgeschlagen wird.

Dies fokussierte nun zunächst auf das Vorgehen psychologischer Forschung selbst. Darüber hinaus ist es möglich, die Ressourcen und Werkzeuge der Psychologie zur Heteronormativitätsanalyse anderer Phänomene und Konzeptionierungen zu nutzen. Beispielsweise könnte die Heteronormativität von menschlichen Reaktionen zu bestimmten Zeiten in bestimmten Settings auf die Konfrontation mit Kindern, die bezüglich ihrer Geschlechtsrollen unkonform sind, untersucht werden. Wenn die Mutter eines geschlechts kreativen Kindes

²³ Das Konzept der klassischen Operationalisierung wird in Kapitel 3.2.3 dekonstruiert.

²⁴ In dieser Arbeit verwende ich statt der Bezeichnung „Versuchsperson“ den Ausdruck Studienpartner_innen um die Konnotation ihrer Mitwirkungsmacht zu verstärken und die Konnotation, man könnte an einer passiven Versuchsperson etwas demonstrieren, zu schwächen.

aufgrund der Tatsache, dass ihr *biologisch* als männlich klassifiziertes Kind mit drei Jahren gerne ausschließlich rosa Kleider tragen würde, überlegt, ob es schwul ist (vgl. Duron, 2013), ist das eine heteronormative Reaktion, die auf psychologischer Ebene näher beleuchtet werden könnte. Gerade über implizite kulturell geteilte Annahmen sollten Psycholog_inn_en viel sagen können. So könnte allein an der Frage an eine werdende Mutter, *was* es denn sei, Forschungsarbeiten aufgehängt werden. Vermutlich würde die Frage nicht so häufig gestellt werden, wenn es lediglich um das Aussehen der Genitalien ginge.

2.3.2 Anforderungen durch die Kritik an Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive

Im Abschnitt 2.2.2 benannte ich das spezifische queertheoretische Verständnis von Identitätskategorien als prinzipiell kulturell geformt, kritikwürdig aufgrund der Festschreibungen und als unbedingt intersektional zu thematisieren. Wie im vorherigen Abschnitt besteht die einfachste Ableitung einer Forderung darin, dass psychologische Forschungslogik dasselbe Verständnis von Identitätskategorien an den Tag legen sollte. Diese eventuell einfach klingende Forderung beinhaltet eine große Tragweite. Um diese gleich konkret ausführen zu können, betrachte ich zuerst den aktuellen Standpunkt der eingegrenzten Mainstream-Psychologie bezüglich der Kategorien, mit denen sie arbeitet. Diese Frage wird in Abschnitt 3.1.1 bei der Diskussion der ontologischen Grundannahmen der Experimentalpsychologie ausführlicher diskutiert. An dieser Stelle halte ich zunächst eine Einschätzung von Danziger (1990) fest, der zu dem Urteil kommt, dass die Annahme, dass die Objekte, Prozesse und Ereignisse, auf die sich unsere theoretischen Konzepte beziehen, eine „natürliche Existenz“ („natural existence“, S. 335) aufweisen würden, eine lange Tradition in der Psychologie hat und äußert verbreitet ist. Dabei spricht er ebenfalls explizit von der hier spezifizierten europäisch und US-amerikanisch geprägten Psychologie, die er an anderer Stelle (vgl. Danziger, 1997) einer Indonesischen als grundlegend verschieden gegenüberstellt. Ebenso hält Smith (2005) fest: “Standard histories of psychology presuppose that people have always exhibited ‘psychological’ states,

that there is a basic unchanging core of such states and that most cultures from ancient to modern times have recognised and had a language for this” (S. 58). Er konstatiert außerdem: “(...) the Western convention is that ‘psychology’, however loosely, describes a class of phenomena in the world which is ‘really there’” (S. 59). Wenn die Annahme ist, dass es etwas wie Homosexualität *wirklich gibt* und nicht nur als kulturelle Idee, dann folgt daraus die Annahme, dass benannte Identitäten, wie *die Homosexuellen*, als real existierend angenommen werden. Weiterhin gibt es fachliche Diskussionen darüber, welche Kategorien *natürliche* sind und warum (vgl. Kalish, 2002). Diese Frage der Differenzierung impliziert selbstverständlich die Existenz von zumindest einigen *natürlichen Kategorien*. Im vorherigen Abschnitt wurde am Umgang von Psycholog_inn_en mit *biologischem Geschlecht* herausgearbeitet, dass meistens von einem solchen ausgegangen wird.

Identitätskategorien als prinzipiell kulturell geformt

All dies zeigt, dass das Ausgehen von der Existenz von *natürlichen* Kategorien in der eingegrenzten Psychologie absolut verbreitet ist. Wenn überhaupt, dann wird von Psycholog_inn_en bezüglich spezifischer Kategorien nur diskutiert, ob es sich hierbei um eine *natürliche* oder eine *kulturelle* handelt²⁵. Keinerlei disziplinäre Verankerung hat hingegen die Vorannahme, dass *keine* Kategorie eine *natürliche* sei. Entsprechend wird die Tragweite der Forderung nun klar, wenn diese lautet, *jede* Kategorisierung – auch und vor allem jene in menschliche Identitätskategorien – sollte von der Psychologie als kulturelle Differenzierung behandelt werden.

Würde die Psychologie das tun, so könnte sie keine Kategorie unhinterfragt übernehmen – erst recht, weil gerade Psycholog_inn_en so viel über die Wirkungen von Antezedenzen und Konsequenzen von sozialer Kategorisierung zu wissen meinen. Psycholog_inn_en gehen z. B. davon aus, dass schon allein

²⁵ Ein Beispiel ist der prominente Streit über den Intelligenz-Quotienten. Ein anderes von sicher unzähligen Beispielen ist die Diskussion, ob Schizophrenie eine natürliche Grundlage hat oder einer kulturellen Konstruktion entspringt (vgl. u. a. Gilman, 2008).

der Vorgang, Stimuli in zwei Gruppen zu teilen, die Wahrnehmung der Stimuli verändert (klassischer *Label-Effekt*, vgl. Tajfel & Wilkes, 1963). Dann müssten sie allerdings auch die Wirkung auf ihre eigenen Forschungsergebnisse und Interpretationen diskutieren, wenn sie ihre Studienpartner_innen in *weiblich und männlich* oder *extrovertiert und introvertiert* einteilen. Auch wurde innerhalb der *Social-Categorization-Theory* (vgl. Hornsey, 2008) diskutiert, "which particular identity will become the basis for categorization in any one context" (Hornsey, 2008, S.208). Dasselbe sollte nicht nur für Situationen, in denen sich Studienpartner_innen wiederfinden, sondern auch für Forschungssettings abgewogen werden. Wenn Psycholog_inn_en mit Allport (1954) davon ausgehen, dass Kategorisierung für Menschen unumgänglich ist und wir uns häufig auf einfache Vorannahmen verlassen (vgl. Aronson, Wilson & Akert, 2004), sollte diese Erkenntnis erst recht im Forschungsprozess bedacht werden. Durch selbstkritische Analyse könnten Einsichten dahingehend entstehen, warum Forschende bisher bei den einen Forschungsfragen Kategorien der einen Art verwendet haben und bei anderen Fragen andere Kategorien. Dies wiederum impliziert die Forderung nach Rechtfertigung der Wahl der in einem Forschungsprozess verwendeten Kategorien. Denn ein durchgängiges Verständnis von Kategorien als *kulturelle* beinhaltet, dass keine Kategorisierung aus einer anderen Disziplin übernommen werden dürfte, ohne dass die Psychologie selbst eine Rechtfertigung für deren Sinnhaftigkeit vorlegen würde.

Identitätskategorien sind kritikwürdig aufgrund der Festschreibungen

Das Bestreben, in einem queertheoretischen Sinne gegen externe Festschreibungen zu arbeiten, um einerseits Ausschlüsse und andererseits Festlegungen derer zu vermeiden, die definiert wurden, wirft in der Psychologie folgende Anforderung auf: Jedes Kategorisierungskriterium – und sei es ein temporäres –, mit dem Forschende arbeiten, ist zunächst prinzipiell kritikwürdig. Ideal wäre es im queertheoretischen Sinne, wenn psychologisch Forschende mit Kategorien arbeiten könnten, die *unbestimmt* bleiben könnten. Das hieße, die Aussagen der psychologischen Modelle sollten sich idealerweise auf ontologisch unbestimmte Entitäten beziehen. Besonders problematisch sind Unterscheidungskriterien, die

als stabil in der Person verankert gelten, weil dies einer Essentialisierung entspricht.²⁶ Weniger problematisch ist eine explizit temporäre Kategorisierung und eine solche, die sich auf konkretes Verhalten bezieht, weil dies zeitliche Vergänglichkeit der Kategorisierung bedeutet. Wenn ein Mensch aufgrund eines spezifischen Verhaltens kategorisiert wird, wird er nicht als Person klassifiziert.

Eine gewisse Kompatibilität mit queerer Kritik entstünde durch die gleichzeitige Problematisierung jener verwendeten Kategorisierungsform und der Abwägung dessen, was und wen sie bevorzugt und benachteiligt. Psychologische Forschung müsste es also schaffen, ihre eigene Kategorisierung Gegenstand einer Kritik an den ausschließenden Operationen werden lassen zu können, die bei der Herstellung der Kategorien beteiligt sind (siehe oben S. 32, Argument von Butler, 1993/1997, S. 312). Dies ist der queertheoretische Kompromiss, da der Versuch der völligen Vermeidung von Kategorien keine praktische Option ist, auch wenn anzustreben ist, die Anzahl von Kategorisierungen zu minimieren. Gefordert ist also, idealerweise Kategorien unbestimmt zu lassen, so wenige Kategorien wie möglich zu verwenden, und jene, welche verwendet werden, der Kritik zu unterziehen.

Dies wird nicht davor bewahren, dass jene die forschen die Kategorisierungen, die jene erfahren haben die an ihren Studien teilnehmen, je nach Fragestellung thematisieren müssen. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob etwas über die Erfahrungen jener Personen gesagt wird, die von anderen als Frauen gelesen werden, und dafür diese Kategorisierung aufgreifen, oder ob die forschende Person von Frauen spricht. Forschende sollten also ihre eigenen Kategorisierungen in *Frauen*, *Extravertierte* oder *Intelligente* minimieren. Gleichzeitig müssen sie manchmal damit arbeiten, dass Menschen Erfahrungen *als Frau* und *als intelligente Schwarze* machen.

²⁶ Wohlgemerkt wird die Problematik hier durch die queertheoretische Kritik an stabilen Identitätskonzepten aufgeworfen und nicht aufgrund psychologischer Forschung, die z. B. zeigen konnte, dass Essentialisierungen unerwünschte Konsequenzen nach sich ziehen können, wie dass „Männer“ dann diskriminierende Praktiken gutheißen (vgl. Morton, Postmes, Haslam & Hornsey, 2009).

Identitätskategorien sind intersektional zu thematisieren

Die Forderung, dass auch die Psychologie beginnen müsse, ihre Kategorien intersektional zu konzeptionieren, hat durchaus schon Einzug in die Mainstream-Psychologie gehalten (siehe beispielsweise Shields, 2008). Gleichwohl sieht Shields (2008) noch Bedarf, die Brücken zwischen feministischer Theorie und Mainstream-Psychologie auszubauen, z. B. durch Stärkung der Intersektionalitätsperspektive. Diese Einsicht entspringt dem “belief that science can be beneficial to society and that it is our obligation to study scientifically those problems and issues that bear on real people’s lived experience” (Shields, 2008, S. 309). Aus dieser Perspektive stellt intersektionale (statt additiver) Betrachtung die funktionalere dar, weil sie treffender erlebte Erfahrung abbilden und einer politischen Agenda wissenschaftliche Daten beisteuern würde. Damit kommuniziert Shields den Standpunkt, dass Psychologie um ihrer eigenen aktuellen Standards willen sozialen Kategorien intersektional begegnen sollte.

Warner (2008) nennt folgende, sehr konkrete Forderungen an eine psychologische Forschung, die ihre Kategorien intersektional behandelt: Es soll aktiv entschieden werden, welche Intersektionen von Identitätskategorien in einer Untersuchung verwendet werden. Das beinhaltet Aufmerksamkeit bezüglich des Entscheidungsprozesses; laut Warner (2008) sollten Forschende in der Lage sein, konkret äußern zu können, *warum* sie bestimmte Intersektionen wählen, und nicht nur festhalten, *dass* sie es tun. Weiterhin müssten Forschende aufmerksam entscheiden, wer als Vergleichsgruppe dient, denn damit wird eine Norm gesetzt, die als Standard dient. Mit welcher Gruppe eine weitere Gruppe verglichen wird, offenbart oft unausgesprochene Grundannahmen; der Vergleich ist nicht von selbst gegeben.

Nachdem im Forschungsprozess festgesetzt wurde, welche Intersektionen gewählt werden, muss entschieden werden, welche Identitätskategorien verwendet werden. Da einzelne Kategorien nicht als gegeben angenommen werden, muss eine aktive Entscheidung festlegen, welche Gruppen innerhalb einer bestimmten Dimension betrachtet werden.

Bezüglich der Entscheidung, welche Intersektionen in einer Forschungsfrage beachtet werden, geht Warner (2008) davon aus, dass im Hinblick auf ihre relative Effizienz abzuwägen ist, ob nur eine übergeordnete Dimension (z. B. Geschlecht *oder* ethnische Zugehörigkeit) oder mehrere Dimensionen gemeinsam (z. B. Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit) beachtet werden sollen. Sie referenziert dabei auf Erkenntnisse, die die Sozialpsychologie selbst liefert, beispielsweise, dass das Frauen-Stereotyp gleichzeitig ein Stereotyp über weiße Frauen ist und andere Eigenschaften genannt werden, wenn explizit nach Schwarzen Frauen (Landrine, 1985, zitiert nach Warner, 2008) oder asiatischen Frauen (Hess, Beupre, & Cheun, 2002, zitiert nach Warner, 2008) gefragt wird. Auch bei Kreuzung von zwei Dimensionen (z. B. politische Ausrichtung und Beruf) werden Eigenschaften von Personen (z. B. von der feministischen Bankangestellten) angenommen, die weder bei einer Person der ersten Dimension (Feministin) noch bei einer der zweiten Dimension (Bankangestellte) alleine angenommen werden (Kunda, Miller & Claire, 1990, zitiert nach Warner, 2008). Diese Verschiebungen sind laut Warner bei der Wahl bestimmter Intersektionen einzukalkulieren. Bowleg (2008) weist im Bezug auf die Formulierung von Fragen darauf hin, implizite Annahmen von Addition (statt Intersektion) in Formulierungen zu beachten. Auch bezüglich der Datenanalyse betont Bowleg (2008), dass zu bedenken ist, dass jede Messmethode und jede Methode der Datenanalyse – sowohl bei qualitativen wie auch bei quantitativen Verfahren – jeweils Grundannahmen über Addition oder Durchkreuzung von Eigenschaften mit sich bringt. Darauf sei bei der Interpretation der Daten besonders zu achten.

Warner (2008) fordert weiterhin, soziale Identitäten als strukturelle Prozesse zu verstehen und nicht als Ansammlung von Persönlichkeitseigenschaften. Statt Identitäten als Ergebnis von individualisierten Erfahrungen zu betrachten, sollte beachtet werden, wie diese durch institutionelle, politische und soziale Strukturen informiert werden (Warner, 2008). Dies ist eine Umsetzung der feministischen Sichtweise, dass beispielsweise eine Frau, die von ihrem Ehemann geschlagen wird, kein individuelles Schicksal erfährt. Vielmehr handelt es sich um ein *kollektives* Schicksal, das sie mit vielen anderen teilt, weil diese Erfahrung durch verbreitete Vorstellungen, durch bestimmte Gesetzgebungen und spezifische Vorstellungen ermöglicht wird. Warner hebt daneben hervor, dass

die Herangehensweise, Identität als eingebettet in soziale strukturelle Kontexte zu verstehen, unterstützt, Identität überhaupt als Prozess und nicht als stabile Entität zu verstehen (Warner, 2008).

Schlussendlich betont Warner (2008), dass es wichtig ist, nicht nur kritisch gegenüber den Fragen zu sein, die Forschende stellen, und den Phänomenen, die getestet werden, sondern genauso kritisch gegenüber den Fragen, die *nicht* gestellt werden, und den Phänomenen, die *nicht* geprüft werden. Eine wichtige Einsicht aus den Intersektionalitätsanalysen ist die Beobachtung, dass es eine Bedeutung hat und Konsequenzen nach sich zieht, wer beachtet wird und wer nicht (Warner, 2008). Forschung zu sozialen Fragen muss laut Warner die Wirkungen solcher Vernachlässigungen beachten.

Diamond und Butterworth (2008) empfehlen aus ihrer intersektionalen Perspektive, die Entwicklung einer Person nicht in distinkten Phasen abzubilden, sondern ihre Veränderungen im Zusammenhang mit sich wandelnden sozialen und privaten Erfahrungen zu sehen und zu versuchen, ein zu jeder Zeit dynamisches Verständnis von einem *Selbst* zu entwickeln, statt nur Wandel von einer stabilen zur nächsten stabilen Phase anzunehmen. Gemäß den Autor_inn_en würden Modelle, die sich eher auf Komplexität, Wandelbarkeit und Vielschichtigkeit konzentrieren, zu einem produktiveren und progressiveren Verständnis insbesondere von Geschlechts- und Sexualitätsidentitäten führen.

2.3.3 Die Anforderung, Machtrelationen zu bedenken

Eine direkte Forderung aus dem spezifischen queertheoretischen Machtverständnis an Psychologie wäre, dieselben Machtkonzeptionierungen in das eigene Arbeiten zu inkorporieren. Betrachten wir nacheinander, dass in sozialen Situationen Macht immer eine Rolle spielt, ihre Wirkung sich auch in Gesten, Einstellungen und Sprache zeigt, Macht selbst Phänomene hervorbringt und dass es keine Position außerhalb von Machtbeziehungen gibt. Diesbezüglich entsteht bei Betrachtung der Experimentalpsychologie die Besonderheit, dass

Psycholog_inn_en erstens sozial beeinflusste Situationen betrachten und zweitens die Beobachtung selbst eine sozial beeinflusste Situation darstellt. Ich wähle den Ausdruck *sozial beeinflusst*, um darunter auch jene Forschungsarbeiten zu fassen, in denen z. B. Allgemeinpsycholog_inn_en davon ausgehen, keine *soziale* Situation zu betrachten, weil sie beispielsweise das Wahrnehmen als allgemeinen – situationsunabhängigen – menschlichen Prozess verstehen. Mit Anwendung des oben beschriebenen Foucault'schen Verständnisses würde man jedoch davon ausgehen, dass sich Forschende, sobald sie eine Bezeichnung für ihre Forschungsgegenstände verwenden (z. B. *Kurzzeitspeicher* oder *Verarbeitungsressourcen*) in einem Diskurs bewegen, der von Menschen erzeugt, wiederholt und verändert wird. In dieser Perspektive ist jede noch so technisch-deskriptiv gemeinte Bezeichnung eine sozial-beeinflusste.

Eine queertheoretische Psychologie müsste also davon ausgehen, dass in jeder Situation, die sie betrachtet, Machtzusammenhänge eine Rolle spielen. Dies gilt entsprechend auch bezüglich Konzepten, die sie traditionell für rein deskriptiv hielt, wie z. B. *Zusammenarbeit des Kurz- und Langzeitspeichers*. Weiterhin müsste sie davon ausgehen, dass in ihrer eigenen Betrachtungssituation, Machtrelationen wirken. Sie müsste in beiden Fällen bestrebt sein, jene zu reflektieren und weiterhin emanzipatorisch darauf einwirken um Gleichberechtigung zwischen Menschen zu vergrößern.

Dem Foucault'schen Machtverständnis zufolge würde queertheoretische Psychologie die Wirkungen von Macht auch in den kleinsten Gesten, in allen Handlungen, in Einstellungen und Sprache erkennen; und dies sowohl in den Gesten der Betrachteten wie in denen der Betrachtenden. Forschende müssten also in ihrem Versuchsaufbau, in der Bezeichnung von Konzepten, in jeder Handlung gegenüber den Studienpartner_inne_n (und sei es im Einsatz eines Computers, um menschliche Handlungen zu reduzieren), in ihren Interpretationen usw. die Wirkungen mächtiger Diskurse und dessen, was intelligibel ist und was nicht, bedenken und problematisieren.

Weiterhin muss das Potential von Macht, Phänomene erst hervorzubringen, auf die konkrete Forschungsfrage bezogen thematisiert werden. Möglicher-

weise wird – gerade weil akademischer Forschung gesellschaftlich eine größere Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird – durch die Formulierung der Fragestellung ein Konzept erfunden oder eine alte Erfindung wiederholt und gestützt, wodurch vornehmlich der Unterdrückung und weniger der Herstellung gleicher Chancen gedient ist. Ein Negativbeispiel beschreibt Parlee (1996), wenn sie festhält, dass – laut ihrer Analyse – die Psychologie bei der Identifikation des Geschlechts von Studienpartner_inne_n noch zu oft der externen Klassifikation folgt statt der selbstgewählten Eigenbezeichnung. Ein solches Vorgehen offenbart zahlreiche wirkende Machtverhältnisse und zeigt gleichzeitig die eingeschränkte Selbstreflexion von psychologisch so Forschenden.

Schließlich wäre die Perspektive zu implementieren, dass es keine Position außerhalb von wirkenden Machtverhältnissen gibt. Damit wäre der Versuch, eine solche neutrale Position anzustreben (selbst bei Akzeptanz, das Ideal praktisch niemals zu erreichen) fehlgeleitet. Es wäre eher angezeigt, einen sinnvollen Umgang mit der ständigen Beeinflussung durch Machtrelationen zu suchen, wobei auch *sinnvoll* noch zu definieren sei. Wenn beispielsweise ein_e bestimmte_r Forschende_r niemals vermeiden kann, dass sie_er aus einer weißen, europäischen Perspektive heraus arbeitet, in deren Umfeld akademisches Wissen besonders wertgeschätzt wird, weshalb sie_er ein gewisses Prestige und monetäre Mittel genießt, weshalb es ihr_ihm leichter fällt, andere Menschen zu definieren, als selbst fremdbestimmt zu werden, dann kann es *keine* Lösung sein zu versuchen, keine ethnische Prägung zu haben, ein Umfeld zu suchen, in dem Wissenschaft keine Bedeutung zugeschrieben würde, zu versuchen, einen Ort zu finden, an dem keine Einstellungen gegenüber Forschenden existieren, usw. Sinnvoll könnte hingegen sein, dass Forschende, wenn sie über ein Konzept sprechen (z. B. *Homosexualität*), konkretisieren, aus welcher europäischen, weißen, Mittelschichts-Perspektive sie sprechen, und die Tatsache der Fremddefinition mit ihren Machtauswirkungen thematisieren.

Einige Fragen, die sich Forschende stellen sollten, wären: Wer hat Vorteile durch die verwendeten Bezeichnungen, wer hat Nachteile? Wer bekommt z. B. eine günstigere/ mächtigere Position zugeteilt? Wer kann sich selbst definieren, wer nicht? Für welche Menschen funktioniert das verwendete Konzept

nicht? Über welche Menschen kann damit nichts ausgesagt werden? Welche Erklärung wird akzeptiert, welche nicht und warum? Butler (1990/2006) schreibt, dass es nicht problematisch ist, dass wir alle weiterhin in der Matrix der Macht operieren; problematisch ist vielmehr die unkritische Wiederholung von Dominanzbeziehungen. Sie empfiehlt deshalb, der Frage nachzugehen, wie die Konstellationen aufrechterhalten werden, in denen wir uns unweigerlich befinden, weil Kenntnis darüber Möglichkeiten zur Veränderung offenbart.

2.3.4 Anforderungen aus der Rolle der Sprache und Sprechakte

Die *Queer Theory* schreibt Sprache und Sprechakten eine besondere Rolle in der Hervorbringung von Phänomenen zu und dass sich gerade in Sprache Machtkonstellationen zeigen. In der vorliegenden Arbeit soll es nicht um mögliche Abgrenzungen von Sprache und Fragen, ob Zeichensprache dazu gehört oder nicht, gehen. Hier ist vielmehr relevant, dass *Queer Theory* als Erzeugnis aus den Kultur- und Sozialwissenschaften Sprache als vermittelndem Medium mehr Beachtung schenkt als anderen Medien, beispielsweise der physikalischen Konstellation von Einheiten zueinander. Stellen wir uns zur Illustration eine Situation mit zwei beteiligten Personen vor: Queere Analysen würden sich besonders dafür interessieren, welche vorkommenden Benennungen in der Interaktion eine Rolle spielen (und seien diese implizit), welche Geschichte und welchen aktuellen Kontext die Bezeichnungen haben, welche Sprechakte in der Situation vorkommen oder auch nicht vorkommen und welche Konsequenzen dies nach sich zieht, welche Bedeutungen durch welche Wortwahl evoziert wird usw.

Experimentalpsycholog_innen könnten sich nun für eine Reihe weiterer Aspekte in einer solchen Situation interessieren, die sie initial traditionell nicht als *sprachlich* begreifen würden. Sozialpsycholog_innen gehen beispielsweise in der Regel davon aus, dass sie verstehen müssen, wie Individuen ihre subjektive mentale Repräsentation einer Situation konstruieren, um deren Verhalten vorhersagen zu können (vgl. Fiedler & Bless, 2003). Sie interessieren sich

dann dafür, „wie Informationen enkodiert, gespeichert und aus dem Gedächtnis abgerufen werden, wie soziales Wissen strukturiert und repräsentiert wird und um welche Prozesse es geht, wenn Individuen zu Urteilen kommen und Entscheidungen fällen“ (Fiedler & Bless, 2003, S. 126). Die Gegenstände, die hier untersucht werden sollen, werden als Teile einer menschlichen kognitiven *Mechanik* verstanden. Sprache stellt nach diesem Verständnis hauptsächlich einen Inhalt dar, mit dem beispielsweise ein Schema gefüllt ist. So mag der kognitive Abgleich mit gespeichertem sozialen Wissen Sprache beinhalten, aber Experimentalpsycholog_inn_en würden den Prozess des Abrufens und Abgleichens als nicht-sprachlich verstehen.

Die queertheoretische Anforderung wäre nun zu bedenken, dass schon in der Beschreibung, worüber wir sprechen, Sprache das grundlegend konstruierende Element ist; dass es nicht möglich ist, dass sich zwei Forschende einigen, welches Phänomen betrachtet wird, ohne Sprache zu verwenden; dass jede Vermittlung an andere Menschen Sprache beinhaltet; dass jede Interaktion, z. B. die zwischen Forscher_in und Studienpartner_in, notwendiger Weise Sprache beinhaltet usw.; dass nach queertheoretischem Verständnis zwangsläufig in jeder solchen Situation Machtkonstellationen ihre Auswirkungen haben, nämlich dadurch, welche Zitationen verwendet werden und wofür, welche Bezeichnungen vermieden werden, wie Formulierungen gewählt werden usw. Passend zum obigen Beispiel müssten Experimentalpsycholog_inn_en nach queertheoretischem Verständnis reflektieren, wie sie die beteiligten Personen beschreiben. Werden z. B. soziale Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Alter etc. genannt, und wenn ja, welche Aussage wird damit – und sei es implizit – gemacht? Werden solche Kategorien nicht vorgegeben und implizieren die Forschenden damit, dass sie universal über *den Menschen* sprechen? Wird vorausgesetzt, dass Lesende verstehen, was genau die Forschenden unter einem Konzept wie *Maskulinität* verstehen? Bezüglich jedem Wort und jeder Satzkonstruktion ist theoretisch Kritik angebracht. Das wiederum macht deutlich, dass es einen potentiellen Zielzustand der kritischen Betrachtung jedes Sprachaktes in einer Forschungssituation nicht geben kann; nicht nur aus praktischen Gründen (etwa, weil die Kapazitäten immer zu gering dafür wären), sondern auch prinzipiell, da für die Problematisierung von Bezeichnungen wiederum Sprache nötig ist, in der

sich wieder neue Dominanzauswirkungen zeigen würden. Daher lautet die queertheoretische Anforderung sicher *nicht* zu versuchen, jegliche Machtverstrickung aufzuspüren und zu reflektieren, geschweige denn zu eliminieren. Butler schreibt, das anzustrebende Ziel kann nicht das Aufhören von Wiederholungen sein – “as if it could be” (Butler, 1990/2006, S.44) –, sondern die Verschiebung von bisherigen Selbstverständlichkeiten. Dabei stellt sie immer wieder die Frage, wie es anders zu machen wäre und welche Wortwahl und Satzkonstruktion die bisherigen Regulierungen bzw. *regulativen Praktiken* unterwandert, ohne jemals den Anspruch der Vollständigkeit zu formulieren. Handelnde sollen sich nicht gelähmt fühlen und befürchten, es könnten problematische Begriffe niemals emanzipatorisch benutzt werden, weil sie aus einem Diskurs der Unterdrückung stammen würden und deshalb nur Unterdrückung wiederholen könnten. Vielmehr kann nach Aufspüren bestimmter sprachlich wirkender Machtrelationen durch eine veränderte Verwendung dieser Begriffe deren Bedeutung verschoben werden:

Das Argument, die Kategorie des *biologischen Geschlechts* sei das Werkzeug und die Wirkung von *Sexismus*, *Rasse* sei das Werkzeug und die Wirkung von *Rassismus*, das *soziale Geschlecht* existiere nur im Dienste des Heterosexismus, zieht nach Butler in diesem Sinne nicht nach sich, dass wir von derartigen Begriffen niemals Gebrauch machen dürfen, so als könnten diese Begriffe immer nur die unterdrückerischen Machtregime, von denen sie hervorgebracht werden, aufs neue festigen. Weil jedoch genau diese Begriffe in derartigen Regimen hervorgebracht und eingeengt wurden, sollten sie in Richtungen wiederholt werden, die ihre ursprünglichen Ziele umkehren und verschieben (Butler, 1993/1997, S. 175).

2.3.5 Anforderungen hinsichtlich Bedenken der Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit

Wenn aus der queertheoretischen Erinnerung, dass Phänomene historisch und kontextabhängig sind und immer von einem bestimmten Standpunkt

aus betrachtet werden, eine Anforderung an queer(end)e Experimentalpsychologie abgeleitet werden soll, dann besteht die einfachste Ableitung darin, dass Experimentalpsychologie diese Perspektive vertreten müsste. Konkreter fordert sich hier aber tatsächlich ein Umdenken auf grundsätzlicher Ebene. Nimmt man dies ernst, dürfen keine Phänomene bzw. Objekte mehr so untersucht werden, als wären sie universell gültig bzw. ahistorisch. Zum Beispiel verbietet sich dann die Metapher der kognitiven Mechanik des menschlichen Gehirns, die dieses als präkulturell erachtet (oder höchstens als durch die Kultur der Steinzeitmenschen geprägt, aber nicht durch unsere heutige). Wenn Sozialpsycholog_inn_en beispielsweise von den Verarbeitungsmechanismen für eingehende Informationen sprechen (vgl. beispielsweise Bless, Fiedler & Strack, 2004), dann formulieren sie dies, als wären es zwar gewachsene Strukturen (und über Jahrtausende durchaus von Interaktionen mit der Umgebung beeinflusst), die sich aber heute in einer bestimmten Form befinden, welche unabhängig von unseren aktuellen Erkenntnisversuchen ist. Dies ist die klassische realistische Perspektive, die aus queertheoretischer Sicht aufzugeben wäre. Hare-Mustin und Marecek (1990) formulieren ihr aus feministischer Sicht gefordertes Verständnis für die Psychologie so:

When we describe prior experience, our descriptions slide into narrative. The traditional narrative structures of temporal ordering and of logical cause and effect transform the chaotic nature of experience. Explanation, similarly, is not a mirror of the world but an assortment of pictures of the world that we create to connect one experience with another. Ultimately, our ideas about things, which are our theories, reveal our value system—how we view the world. (Hare-Mustin & Marecek, 1990, S. 3)

Besonders wichtig ist, dass Hare-Mustin und Marecek diese Einsicht nicht nur auf ihre Studienpartner_innen anwenden, sondern auch auf sich als Forschende. Sie erkennen also nicht nur an, dass beispielsweise Interviewpartner_innen in Erzählungen über ihre Vergangenheit ihre Erfahrungen unter der Idee berichten, dass Geschehnisse in kausalem Zusammenhang stehen müssen, und diese Erzählungen dann anders klingen, als wenn die Sprechenden eine

andere Idee über Zusammenhänge hätten. Sie erkennen auch an, dass dies auch auf jene zutrifft, die wissenschaftlich Wissen produzieren:

We are situated *knowers*, located within a dynamic social structure. It has become apparent that knowing is *relational*, that it is dependent on the person's participation and position within a community of would-be knowers. Knowing also is *historical*: it is a transitory process dependent on one's location within a temporally bound context. (Hare-Mustin & Marecek, 1990, S. 175)

Gleichzeitig konstatieren Hare-Mustin und Marecek explizit, dass dies mit dem klassischen Axiom bricht, "that the knower is separate from what is known" (Hare-Mustin & Marecek, 1990, S. 176). In der feministischen Psychologie war der geforderte Perspektivwechsel bezüglich Kontextabhängigkeit von Wissen – und gerade auch von wissenschaftlichem Wissen – schon vor der Publikation der später als queer bezeichneten Arbeiten ausgesprochen (siehe beispielsweise Riger, 1992; Unger, 1989).

Aus der Betrachtung von Phänomenen als lokal, temporär und situativ leite ich eine weitere Forderung an (psychologische) Forschung ab: Die Disziplin müsste ihre Differenzierung in sogenannte Grundlagen- und Anwendungsforschung überarbeiten. Die Feinheiten, an welchen Stellen diese Differenzierung zu welchen problematischen Auswirkungen führt, sollen hier nicht thematisiert werden. Ich möchte jedoch auf das grundsätzliche Problem hinweisen, dass unter queertheoretischer Perspektive nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass ein Forschungsbereich sich *Prinzipien* von menschlichem Denken, Empfinden und Verhalten widmen, während ein anderer sich mit *konkretem* Denken, Empfinden und Verhalten *in spezifischen Situationen* beschäftigen würde. Beispielsweise untersucht die *angewandte Psychologie* die Wirksamkeit eines bestimmten Anti-Diskriminierungsprogrammes an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit, während die psychologische *Grundlagenforschung* versucht, die universalen Mechanismen menschlicher Diskriminierung zu untersuchen. Mit der Ablehnung der Idee, dass irgendein Wissen ahistorisch sein könnte, muss folglich auch die Idee abgelehnt werden, dass auf dieser Basis Grundlagen- von Anwendungsforschung unterschieden werden könnte.

2.3.6 Dekonstruktion als Anforderung

Dekonstruktion an sich stellt ein Vorgehen dar, welches gleichzeitig sein eigenes Ziel implementiert hat. Bestehende Phänomene, die auf der Grundlage bestimmter Kriterien als benachteiligend beurteilt wurden, sollen dekonstruiert werden. Wohlgermerkt wird es immer eine lokale Strategie sein, die auf einem situativ gefällten Urteil fußt, weil es kein singuläres großes Ziel für Menschen gibt. Laut Perko (2005) erzeugen die Unterschiede zwischen handelnden Subjekten die Verschiedenheiten von Motivationen und Zielen. Zur Verdeutlichung ist vorstellbar, dass sich in einem umgrenzten Kontext die Kritik an *der Lesbe* und *dem Schwulen* als stabile Identitäten durchsetzt und eine queere Psychologie ihre Versuchsdesigns zur Dekonstruktion dieser Identitätskategorien einsetzt; dass in einem anderen Kontext jeder Mensch als ausschließlich heterosexuell verstanden wird, so dass die Dekonstruktion der dominanten Norm darin bestünde, die allgegenwärtige Heterosexualität durch die queerpsychologische Konfrontation mit homosexuellen Identitäten zu dekonstruieren. Die Strategie der Dekonstruktion offenbart also nicht, wie sie konkret aussieht, weil sie vom örtlich und zeitlich begrenzten, wirkenden Diskurs abhängt.

Wir können hier als Anforderung an queere Psychologie formulieren, eine dekonstruierende Psychologie zu sein. Dies bezeichnet aber eher einen Oberbegriff für Einzelstrategien. Bezogen auf Experimentalpsychologie wird Dekonstruktion im Konkreten etwas anderes darstellen als beispielsweise innerhalb der diskursiven Psychologie. In letzterer mag der Fokus einer Arbeit auf "unravelling and dissecting particular patterns of meaning, such as different ways of speaking and writing about homosexuality" (Clarke, Ellis, Peel & Riggs, 2010, p. 63) liegen, in der Experimentalpsychologie könnte man das Versuchsdesign so gestalten, dass eine interessierende Eigenschaft explizit als situativ gebildet und nicht essentialistisch aufgefasst wird. Auch würde es sich um Dekonstruktion handeln, wenn bei der Benutzung von Kategorien dieselben zum „Gegenstand einer Kritik an den ausschließenden Operationen zu ihrer eigenen Herstellung werden“ (siehe oben S. 32, Argument von Butler, 1993/1997, S. 312). Das hieße nicht, dass die Kategorien schon verändert wären. Vielmehr

hieße es, dass sie entselbstverständlich wären, was ein dekonstruierender Schritt wäre.

Insofern können hier keine Forderungen an die Psychologie gestellt werden, wie konkret welche vorherigen Setzungen dekonstruiert werden sollen. Vielmehr mündet die Forderung – wie die vorangehende schon – dahinein, nichts als gegeben hinzunehmen, sondern alles als Produkt von Wechselwirkungen zu verstehen. In Folge entsteht Verantwortung für die bestehenden Konstellationen – die Dominanz der einen Gruppen über andere ist damit keine sogenannte Naturtatsache –, zu der gleichzeitig die Möglichkeit von Positionen des Widerstandes gehört. Kontextbezogen sollen diese Positionen eingenommen und Dominanz dekonstruiert werden, obgleich für jede Konstellation das spezifische Handeln abgewogen werden muss. Burman konstatiert: “Deconstruction focuses on dominance, contradiction and difference: in highlighting the multiplicity of positions afforded by competing discourses and their contradictory effects, it enables us to envisage ways of disrupting the dominant discourse and to construct positions of resistance” (Burman, 1990, S. 209). Wie genau die Positionen des Widerstandes aussehen, ist jedoch situativ verschieden.

2.3.7 Zusammenfassung der Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie

Die Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie sind zahlreich und vielgestaltig. Keine Theorie, Hypothese und Erklärung, kein Untersuchungsdesign, keine Darstellungsweise von Ergebnissen und keine abgeleitete Aussage eines Experimentes sollte heteronormative Denkfiguren wie Zweigeschlechtlichkeit, den direkten Sex-Gender-Link oder normalisierte Heterosexualität unproblematisiert beinhalten. Situativ kann eine Wiederholung von heteronormativen Grundannahmen auch im queertheoretischen Sinne zu einem bestimmten Grad sinnvoll sein, wenn ein emazipatorischer Grund für die Wiederholung geliefert wird und diese nicht unproblematisiert bleibt. Darüber hinaus

können Werkzeuge der Experimentalpsychologie zur Heteronormativitätsanalyse anderer Phänomene angewendet werden.

Identitätskategorien sind als kulturell geformt aufzufassen und Forschende sollen nicht in essentialisierender Weise ein definierendes Kriterium von Identitätskategorien suchen. Aufgrund der mitliefernden Festschreibungen sind Identitätskategorien kritikwürdig, doch ist situativ zu begründen, ob eine temporäre Verwendung tragbar ist. Nicht die Auflösung aller Identitätskategorien ist das Ziel, sondern die Nicht-Wiederholung von Festschreibungen, welche aus queertheoretischer Sicht oft über die Dekonstruktion von stabilen Identitäten funktioniert. Die situierte Verwendung von Identitätskategorien kann auch emanzipatorische Wirkung haben. Die Experimentalpsychologie darf keine Kategorien als natürliche begreifen und die Übernahme von Kategorien aus anderen Disziplinen bedarf des Mittransports der Voraussetzungen dieser Kategorisierungen. Unproblematisch sind Kategorisierungen, die explizit situativ sind, wie *jene, die Fragebogen A ausgefüllt haben*. Problematisch sind Kategorisierungen die als zeit-, ort- und/oder kontextlos erscheinen. Erstrebenswert sind Kategorisierungen, die gleichzeitig ihre Differenzierungskriterien problematisieren können und so ihre Bedingungsabhängigkeit demonstrieren. Jede potentielle Identitätskategorie (auch vor der Frage, ob eine Person diese als relevante Selbstkategorisierung erachtet) muss intersektional betrachtet werden. Da nicht von einer Geschlechtergruppe zu sprechen ist, ohne gleichzeitig etwas über ethnische Zugehörigkeit, Klassenzugehörigkeit, Fähigkeiten und Alter zu sagen, muss genau beachtet werden, über wen etwas (nicht) ausgesagt wird. Bei genauerer Kenntnis kann die Aussage auf bestimmte Gruppen fokussiert werden. Die Verschränkungen der Differenzachsen sind beim Versuchsaufbau, beim Material und allen Ableitungen zu reflektieren. Auch ist es erstrebenswert, bei der Benutzung von Kategorien gleichzeitig die sie herstellenden ausschließenden Operationen zu beachten.

Keine Bezeichnung und Beschreibung kann rein deskriptiv sein. Experimentalpsycholog_inn_en müssen sich der Diskurse, in denen sie sich bewegen, bewusst sein und versuchen, die mittransportierten Machtgefälle in Formulierungen, Gesten und Konfigurationen zu problematisieren. Variablen und Beurtei-

lungsachsen sollen so gewählt werden, dass sich Gleichberechtigung zwischen Menschen vergrößert, nicht verkleinert. Die machtbezogenen Auswirkungen des eigenen Untersuchungsdesigns werden kritisch reflektiert. Das Potential, durch Forschung Phänomene erst hervorzubringen, wird scharf beobachtet und die Gestalt der eigenen Konstruktionen ebenfalls daraufhin geprüft, dass sie Gleichberechtigung zwischen Menschen vergrößern. Es wird nicht versucht, eine neutrale Position zu finden, sondern selbstreflexiv mit der unweigerlichen Verstrickung in Machtverhältnisse umgegangen. Helfende Fragen können sein: Wer hat Vorteile durch die verwendeten Bezeichnungen, durch das Studiendesign, wer hat Nachteile? Wer bekommt eine günstigere/ mächtigere Position zugeteilt? Wer kann sich selbst definieren, wer nicht? Für welche Menschen funktioniert das verwendete Konzept nicht? Über welche Menschen kann damit nichts ausgesagt werden? Weiterhin kann Experimentalpsychologie eingesetzt werden um herauszuarbeiten, welche Konstellationen welche Dominanzbeziehungen aufrechterhalten und wo sich Möglichkeiten der Veränderung ergeben.

Sprache ist als ein zentraler Dreh- und Angelpunkt für die Herstellung von Gestalten zu erachten. Forschende sollten in jeder Beschreibung Sprache als grundlegendes konstruierendes Element begreifen und ernst nehmen, dass es keine Kommunikation ohne mitwirkendes Zeichensystem gibt. Dies betrifft die Kommunikation unter Kolleg_inn_en wie auch zwischen Forschenden und Studienpartner_inne_n. Entsprechend sind all diese Interaktionen notwendigerweise von Machtkonstellationen und deren Auswirkungen durchzogen. Die Wirkungen davon, welche Zitation verwendet wird, welche nicht, welche Bezeichnungen, welche nicht, sowie der Art und Weise von Formulierungen, müssen reflektiert und über sie entschieden werden.

Keine Phänomene können als universell gültig oder ahistorisch beschrieben werden; jede Aussage bezieht sich auf einen bestimmten Standpunkt. Es sollte konstruktiv damit umgegangen werden, dass Theorien und Aussagen unausweichlich Werte und Perspektiven spiegeln. Dies gilt für Studienpartner_innen wie Forschende gleichermaßen. Alle Phänomene werden als bedingungsabhängig begriffen. Dann verbietet sich beispielsweise auch die Metapher der kognitiven Mechanik unseres Gehirns. In Folge müsste Psychologie ihre

Differenzierung in sogenannte Grundlagen- und Anwendungsforschung überarbeiten, da Grundlagenaussagen ebenfalls nur situierendes Wissen beinhalten.

Insgesamt sollte Chancengleichheit zwischen Menschen vergrößert und Machtgefälle und Normierungen verringert werden. Dafür eignet sich gelegentlich die Strategie der Dekonstruktion. Queer(end)e Experimentalpsychologie kann sich durch ihre Studiendesigns an der Dekonstruktion bestehender einschränkender Normen und Essentialisierungen beteiligen. Nicht jede Dekonstruktion ist besser als keine Dekonstruktion. Es muss situativ abgewägt und entschieden werden, warum welche Ziele verfolgt werden. Die Strategie der Dekonstruktion hängt vom örtlich und zeitlich begrenzten, wirkenden Diskurs ab. Schon eine erwirkte Entselbstverständlichung ist ein dekonstruierender Schritt. Diese Anforderungen werden im Folgenden mit dem klassischen Vorgehen der Experimentalpsychologie konfrontiert.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





3 Experimentalpsychologie und queere Kritiken

Dieses Kapitel erläutert zunächst das Vorgehen und die Forschungslogik einer spezifischen experimentell arbeitenden Psychologiekonzeption, die sich im europäisch und US-amerikanisch geprägten Raum im 21. Jahrhundert als dominanter Mainstream etabliert hat. Dafür stelle ich bezeichnende Worte von Walach (2013) voran:

Die Psychologie ist eine junge Wissenschaft. Vor 130 Jahren wurde sie als akademische Institution begründet und ist damit etwa vier Wissenschaftlergenerationen [sic!] alt. Die Psychologie hat sich aus verschiedenen Richtungen herausdifferenziert und musste sich gegenüber verschiedenen Seiten behaupten. Sie hat sich gegenüber der Physiologie und Medizin abgegrenzt und gegenüber diesen eher verobjektivierenden Wissenschaften die Bedeutung der Innenperspektive, der subjektiven Welt und der individuellen Erfahrung verteidigt. Sie hat sich von der Philosophie abgegrenzt, indem sie die Empirie, den Erfahrungszugang, als Methode gegenüber der rationalen Analyse der geistigen Vorgänge in den Vordergrund gestellt hat. Ihre Domäne sind gegenüber der Philosophie genau jene synthetischen Erkenntnisse, die nur *a posteriori*, also aus der Erfahrung, zu gewinnen sind und die die geistigen Prozesse des Menschen betreffen. (Walach, 2013, S. 405).

Aus den von Walach beschriebenen Abgrenzungen von akademischen Institutionen zueinander schließe ich, dass er sich auf eine Psychologie aus dem modernen Europa und Nordamerika bezieht und nicht von Konzeptionen an anderen Orten oder aus anderen Zeiten spricht, die wir vielleicht dennoch Psychologie nennen könnten. Wie bei der Beschreibung der *Queer Theory* ist es eine Frage der Grenzziehungen, wie eine solche Denkfigur gefasst wird. Walach benennt eine spezifische Geschichte, die von europäisch-nordamerikanischen Konzepten – z. B. *deren* Medizin und *deren* Philosophie – handelt. Ich halte diesen Fokus für disziplintypisch und werde ebenfalls – wohl wissend um ihre Lokalität – diese akademische Psychologie des europäisch und nordamerikanisch geprägten Raumes behandeln. Gleichzeitig subsumiere ich bei dieser Vorgehensweise auch Vielfältigkeit in Europa unter der Denkfigur *einer* europäischen

Psychologie. Beispielsweise ist in Frankreich die Psychoanalyse (u. a. im Fernsehen) noch stärker vertreten als in Deutschland (Nölleke, 2013) und ich kann nichts über Besetzungspolitik von psychologischen Lehrstühlen in Frankreich aussagen. Ebenso war und ist die *critical psychology* in Großbritannien durch Zeitschriften (vgl. *Annual Review of Critical Psychology*) oder Forschungsgruppen (vgl. *Discourse Unit* an der Manchester Metropolitan University) stärker vertreten als beispielsweise in Deutschland. So ist allein in Europa eine große Varianz unter Perspektiven innerhalb der Psychologie zu finden. Dennoch gibt es einen bestimmten, auch in Europa sehr verbreiteten Entwurf von *der Psychologie*. Dieser dominiert die Fachkonferenzen, Fachzeitschriften, Fachverbände und nicht zuletzt, was an Universitäten hauptsächlich gelehrt wird, wie Lehrstühle besetzt werden und welche Art von Forschung durchgeführt wird. Gleichzeitig spricht Walach im obigen Zitat schon das Spannungsfeld zwischen den verschiedenen Wissenschaftsfeldern an, zu denen Medizin und Philosophie gehören, worin er einen Widerstreit entdeckt: “Die Psychologie hat den Widerstreit der Wissenschaft, der an ihrer Wiege stand und gleichzeitig ihr Geburtshelfer geworden ist, mit übernommen: den Streit zwischen aufstrebender Natur- und traditioneller Geisteswissenschaft“ (Walach, 2013, S. 72). Es gab und gibt in dieser europäisch und nordamerikanisch geprägten Psychologie recht verschiedene Herangehensweisen. Entsprechend des genannten Spannungsfeldes wurde sich innerdisziplinär auch durchaus heftig auseinandergesetzt, ob für die Psychologie besser eine naturwissenschaftlich-monistische Position zu vertreten sei, nach der für „alle Einzelwissenschaften die gleiche oder zumindest vergleichbare Wissenschaftsstruktur (des Beobachtens und Erklärens) anzusetzen“ (Groeben, 1997, S. 1) sei, oder eine dualistische, die davon ausgeht, dass „für unterschiedliche Gegenstände (Natur und Kultur, Physisches und Geistiges, etc.) unterschiedliche Wissenschaftskulturen und -methodologien“ benötigt werden (S.1). Mittlerweile hat sich die monistische Position mit naturwissenschaftlichem Selbstverständnis in der Psychologie am weitesten verbreitet, was z. B. Groeben (1997, S. 3) die „Durchsetzung des empirisch-szientifischen Ansatzes“ nennt.

Weitere Auseinandersetzungen innerhalb des Faches gab und gibt es darüber, was die Forschungsgegenstände sein sollen. Gadenne (2004) beschreibt die Wandlungen, was als Forschungsgegenstand der Psychologie galt, oder – je

nach Ausrichtung – auch heute noch für manche gilt. So berichtet er, dass sich nach der *Seele* das *Bewusstsein* im Fokus befand und danach die *Elemente* des Bewusstseins. Der Behaviorismus habe dann nur noch beobachtbares *Verhalten* erforschen wollen; nach der kognitiven Wende in der Disziplin wurden wieder *mentale Zustände* beachtet und auch wieder Bewusstsein (Gadene, 2004). Als neueste Entwicklung nennt er das wachsende Interesse an *Neuropsychologie*. In den meisten Lehrbüchern (z. B. Eid, Gollwitzer & Schmitt, 2013; Gerrig & Zimbardo, 2008; Myers, 2007), und das ist auch Gadenes Beobachtung, wird das Verhalten und werden mentale Vorgänge als Gegenstand beschrieben. Ziel ist es, diese(s) zu beschreiben, erklären und vorherzusagen. Je nach Kontext wird auch die Veränderung als zugehörig erachtet. Beispielsweise in Feldern, die auf therapeutische Arbeit abzielen, ist es relevant für Psycholog_inn_en, eine Vorstellung davon zu haben, wie sich menschliches Erleben und Verhalten verändern lässt.

Ich gehe in dieser Arbeit also davon aus, dass innerhalb der akademischen Psychologie des europäisch und nordamerikanisch geprägten Raumes ein spezielles naturwissenschaftliches Selbstbild dominiert. Ich sage hier *spezielles*, weil ich den später (siehe Kapitel 4) vorgestellten Ansatz von Karen Barad als naturwissenschaftlich bezeichnen möchte und er dennoch grundlegend verschieden von der Forschungslogik der aktuellen Experimentalpsychologie ist. Letztere wird nun vorgestellt, wobei ich mit Walach (2013) übereinstimme, dass es – selbst für diesen eingegrenzten Teilbereich – nicht *ein* Leitkonzept gibt – etwa den *kritischen Rationalismus* – dem alle folgen würden, weil Konsens sei, dass dieser Erkenntnisfortschritt sichern würde. Vielmehr gilt: „(...) Wissenschaft selbst ist ein sich selbst steuernder, sich selbst begründender, sich selbst reformierender und sich selbst reflektierender Prozess, jenseits dessen es keinen intellektuellen archimedischen Punkt mehr geben kann, der diesen Prozess wieder selbst grundlegt.“ (Walach, 2013, S. 16) Stattdessen wurde und wird sich für Positionen entschieden. Aus diesem Grund soll es in diesem Kapitel nicht genügen, die Logik des kritischen Rationalismus‘ zu erläutern, sondern – um die momentane Handhabung zu verdeutlichen – beschreibe ich auch praktische Durchführungen. Das folgende Kapitel 3.1 dient also der Darstellung des Vorgehens dieser Psychologiekonzeption, um im darauf folgenden Kapitel 3.2 prüfen

zu können, wie sehr oder wenig dieses Vorgehen mit den Anforderungen der *Queer Theory*, welche in Kapitel 2 beschrieben wurden, vereinbar ist

3.1 Vorgehen und Forschungslogik der Experimentalpsychologie

Ich verwende hier den Ausdruck Experimentalpsychologie synonym zur „Psychologie mit naturwissenschaftlichem Selbstverständnis“, weil letztere das Experiment zum Schlüssel zur Erkenntnis erhob. In Kürze zusammengefasst folgt die Logik der oben spezifizierten psychologischen Forschung Karl Poppers Grundlegungen (siehe z. B. Popper, 2002) mit leichten Veränderungen: Es gibt reale Fakten der Welt, an deren Kenntnis wir uns zumindest prinzipiell annähern können. Für diese Annäherung sollen Theorien aufgestellt und aus diesen Hypothesen deduktiv abgeleitet werden, welche empirisch geprüft werden können. Nach Konfrontation der Hypothesen mit gemessenen Daten kann über deren Ablehnung und Annahme entschieden werden. Die Annäherung an Wahrheit geschieht durch Ausschluss widerlegter und Beibehaltung von bewährten Hypothesen (Falsifikationsprinzip). Da in der Praxis Vorhersagen allerdings fast nie mit den Ergebnissen übereinstimmen (das bedeutet, dass Werte nicht genau vorhergesagt werden können, auch wenn die Richtung einer Vorhersage übereinstimmt), müsste nach Poppers Modell nahezu jede Hypothese abgelehnt werden. Eine Veränderung war daher der Einzug der Idee des Signifikanztests (Lauth & Sareiter, 2005), nach der eine Hypothese auch angenommen werden kann, wenn das Ergebnis des Hypothesentests ein gewisses Fehlerwahrscheinlichkeitsniveau nicht übersteigt. Wenn eine Beschreibung das Ziel ist, findet irgendeine Form der Erhebung von Daten statt. Wenn jedoch eine Erklärung das Ziel ist, hat sich das Experiment als Methode etabliert: Hier lassen sich nach systematischer Veränderung von unabhängigen Variablen (bei gleichzeitiger Kontrolle von Störvariablen) die Veränderungen der abhängigen Variablen beobachten/ messen/ erheben und Rückschlüsse auf deren Kausalbeziehung ziehen. Das praktische Arbeiten einer wissenschaftlichen Gemeinschaft mit dieser Forschungslogik beschreibt K. Gergen (1996) meines Erachtens sehr anschaulich:

As a trained scientist, I could establish experimental settings in which precise causal linkages could be traced – the effects of various stimulus conditions (as they are called) on the psychological process of individual subjects and the effects of these psychological processes on subjects' behavior toward each other. Observations of these causal sequences could also be evaluated statistically so as to ensure their broad generality. I could then make these findings available to my colleagues for further study, and as weaknesses and limitations were discovered in this work, further research would be invited. Over time, aided by my participation, the field would generate highly sophisticated and well-tested theoretical accounts (principles and explanations) of broad generality. These accounts would not be biased by any particular ideology, political position, or ethical commitment. In effect, these accounts could be made available to all people, so that policy makers, organizational decision makers, community leaders – indeed, any private citizen – could benefit in their attempts to improve the human condition. These various beliefs were scarcely my own; indeed they are major suppositions within what is generally called empirical or experimental social psychology. (K. Gergen 1996, S. 113–114)²⁷

Walach vergleicht dieses Vorgehen mit dem von Detektiven:

Wissenschaft hat viel mit der Arbeit eines Detektivs gemeinsam. Beide finden ein Ensemble von Fakten vor, die in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang zu stehen scheinen. Beide suchen sie verbindende Strukturen, die die Fakten erklären, möglicherweise zukünftige Fakten vorhersagen und vielleicht zur Aufklärung eines Rätsels beitragen können. Für den Detektiv ist das Rätsel sein konkreter Fall, für die Wissenschaft die Welt als Ganzes oder ein Teil daraus, den sich ein Wissenschaftler zu bearbeiten ausgesucht hat. (Walach, 2013, S. 25)

Beide Zitate stellen heraus, dass Psychologie sich seltener mit der Klärung von einzelnen spezifischen Zusammenhängen eines bestimmten Falles beschäftigt. Letzteres mag in der Anwendung eine Rolle spielen – beispielsweise bei der Erstellung psychologischer Gutachten –, jedoch selten in der Forschung.

²⁷ Für die Lesenden, die Kenneth Gergen nicht kennen, sei erwähnt, dass er explizit diese Lehre kritisiert und sich von ihr distanzierte (siehe z. B. selbe Publikation).

Allermeist werden möglichst generalisierbare Aussagen über „die Welt als Ganzes oder ein Teil daraus“ (siehe Walachs Zitat von eben) angestrebt, also psychische Gesetzmäßigkeiten: „Wir gehen davon aus, dass die Psychologie – von einem abstrakten Standpunkt aus betrachtet – das gleiche Ziel verfolgt wie andere Erfahrungswissenschaften: die *Erkenntnis von Gesetzmäßigkeiten* in einem bestimmten Gegenstandsbereich (vgl. dazu Popper 1972, Kap. 5).“ (Gadenne, 1984, S.17) Als ideal wird innerdisziplinär erachtet, wenn anzunehmende Theorien einen möglichst großen Geltungsbereich über Zeit- und Distanzgrenzen hinweg haben: “(...) psychologists sought to discover abstract, universal laws of human behavior that transcend individual, social, cultural, and temporal boundaries” (Kim, 1999, S.3). Dieser Versuch und seine Grundannahmen sollen nun etwas konkreter betrachtet werden. Dabei orientiere ich mich an Unterkapiteln, die auch im dritten Kapitel für die Beschreibung des *Agential Realism* Sinn machen.

3.1.1 Ontologische Grundannahmen der Experimentalpsychologie

Ich nenne hier²⁸, in Übereinstimmung mit Karen Barad (siehe Kapitel 4), solche Fragen ontologisch, die behandeln, wie die Objekte unserer Welt beschaffen sind. Eine gängige Übersetzung des Begriffes Ontologie lautet „die Lehre vom Sein“, da das griechische „*ōv/on*“ im Deutschen *seiend* bedeutet. Treffen wir Aussagen über die Beschaffenheit von Objekten, dann nenne ich sie hier also ontologisch, während epistemische Fragen solche sind, die sich damit auseinandersetzen, was wir von solchen Beschaffenheiten wissen können. In Kapitel 4 wird deutlich werden, warum diese Unterscheidung in der Art für Barad relevant ist, doch im Moment können wir diese auch für Auseinandersetzungen innerhalb der Experimentalpsychologie verwenden. Dann ist es zum Beispiel *eine* Frage, ob wir davon ausgehen, dass ein Gedanke einer bestimmten

²⁸ Es gibt verschiedene Gebrauchsweisen des Begriffes „ontologisch“, deren Bedeutungen hier nicht Thema sein können und sollen. Deshalb beschränke ich mich auf die Definition, wie der Begriff hier und bei Karen Barad, auf die ich mich beziehe, gebraucht wird.

Person real existiert, und *eine andere* Frage, ob wir denken, dass wir diesen Zustand wissen können.

Widmen wir uns zunächst der Frage, was die oben eingegrenzte Psychologie vom *Sein* ihrer Gegenstände annimmt. Dienes (2008) konstatiert zunächst eine gewisse Vielfalt an Positionen hierzu, schließt jedoch mit dem Urteil, dass für ihn all jene, die nicht von einer real existierenden Welt ausgehen, *keine* Wissenschaftler_innen sind:

The issue of realism crops up in a number of places in cognitive science. Do thoughts really exist? Some say yes (e.g. Searle, 2004) and a few say no (see e.g. Churchland, 1988, Chapter 2). (Popper was a realist about thoughts and conscious experience in general.) Almost all branches of psychology, especially cognitive psychology, postulate that the mind consists of representations. Are such representations conjectured to be real by the theorist or are they just devices for predicting how people will behave? There are realist theories of representation (see Perner and Dienes, forthcoming, for an overview) but also people who say whether a system has a representation is just a question of whether an onlooker wants to interpret the system that way (e.g. Dennett, 1987). Specifying what in the world and in the mind is real is an important task of the science of the mind in general and each theory in particular. In my view, a scientist who gives up the notion of some real world also gives up being a scientist – they cease to have a subject matter. (Dienes, 2008, S. 29)

Tatsächlich gab es ja gerade in der Psychologie eine große Debatte darüber, ob es für die Gegenstände dieses Faches richtig sei, davon auszugehen, dass diese real existierten, was u. a. als *Leib-Seele-Problem* bekannt wurde. Die Frage ist in diesem Zusammenhang, ob psychische Phänomene (Seele) grundsätzlich als verschieden zu physischen Phänomenen (Leib) erachtet werden sollen. „Monisten nehmen an, dass Geist und Materie *identisch* sind, dass man den Geist auf die Materie *reduzieren* und ihn damit, wie man sagt, *naturalisieren* kann.“ (Westermann, 2000, S. 38) „Dualisten nehmen an, dass geistige Zustände nicht nur ganz anders *erscheinen* als materielle Zustände, sondern sich auch von ihnen *unterscheiden*.“ (Westermann, 2000, S. 38) Eine Dualistin würde entsprechend davon ausgehen, dass Tische, Steine und Gehirne real existieren, geistige

Zustände und Prozesse wie Gefühle und Gedanken jedoch nicht auf etwas real Existierendes zurückzuführen sind. Diese Positionen sind in der Philosophie mit unterschiedlichen Argumenten stark bearbeitet worden und in unserer Kultur wird laut Westermann (2000) auf interdisziplinärer Ebene

die Unterscheidung zwischen Körperlichem und Geistigem (...) zum Anlass genommen, Gegenstandsbereiche, Ziele und Vorgehensweisen von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften gegeneinander abzugrenzen. Danach beziehen *Naturwissenschaften* sich auf körperlich existierende Objekte (z. B. rotierende Himmelskörper oder sich teilende Zellen), verwenden kontrollierte Beobachtungen und erklären die Ergebnisse durch allgemeingültige Kausalgesetze. *Geisteswissenschaften* hingegen sollen sich auf mentale Objekte beziehen (z. B. emotionale Erlebnisse, philosophische Systeme oder historische Abläufe) und diese in ihrer individuellen Einmaligkeit beschreiben und verstehen. Dazu dienen die interpretativen oder hermeneutischen Methoden. (S. 40-41)

Westermann fährt fort mit Erklärungen, warum diese Trennung nur eingeschränkt gültig ist; ich verwende das Zitat hier dennoch als Verdeutlichung des immer noch existierenden Spannungsverhältnisses, in dem die Psychologie sich in unserer Kultur befindet. Walach (siehe oben) bezeichnete dies als „Widerstreit der Wissenschaft, der an ihrer Wiege stand und gleichzeitig ihr Geburtshelfer geworden ist“ (Walach, 2013, S. 72). Wie bereits eingeführt versteht sich die Experimentalpsychologie als Naturwissenschaft mit den eben beschriebenen Vorgehensweisen und nimmt damit eine monistische Position ein. Wie ich im Folgenden ausführe, wird dies von Psycholog_inn_en zum einen direkt geäußert (wenn auch eher in Büchern über die Psychologie, als in einzelnen empirischen Artikeln), zum anderen spiegelt es sich in der Art der verwendeten Sprache wieder.

Hinsichtlich der direkten Äußerungen nennt Herzog (2012) es eine „Tatsache, dass heutige Wissenschaftler [*sic*] überwiegend einer materialistischen Ontologie verpflichtet sind“ (S. 111). Dualismus werde nicht von Wissenschaftler_innen vertreten:

Es gibt heute kaum noch Wissenschaftler, die sich nicht zum Materialismus bekennen würden. Ein Dualismus von Körper und Geist als ontologisch verschiedenen Substanzen wird nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Psychologie von niemandem mehr vertreten, sofern er sich als Wissenschaftler versteht (Ravenscroft, 2008, S. 36 ff.). (Herzog, 2012, S. 114)

Und Herzog nennt die Physik, die über die Ontologie der Gegenstände aussagen kann:

Die heutige Wissenschaft bekennt sich praktisch ausnahmslos zu einer materialistischen Ontologie. Dabei ist es zumeist die Physik, die als legitimierte Instanz gilt, um über die Beschaffenheit der materiellen Wirklichkeit Auskunft zu geben. Deshalb wird der Begriff des Physikalismus oft demjenigen des Materialismus vorgezogen. (Herzog, 2012, S. 115)

Alternativ könnte man von psychologischen Theorien auch annehmen, dass es sich dabei um möglichst passende Modelle zur Vorhersage von Ereignissen handelt, und nicht, dass sie etwas über real existierende Dinge aussagen. Dies wäre eine *instrumentalistische* Position. Ich nehme jedoch an, dass eine solche von Psycholog_inn_en eher selten vertreten wird.

It is clear that there is a cognitive (in the most general sense of the word) substrate to behaviour and even though we cannot directly observe psychological processes it is appropriate to draw upon them as explanatory entities, in the same way that physicists posit the existence of black holes or subatomic particles which they are also unable to observe directly. (Hogg und McGarty, 1990, S. 25)

Diese Beschreibung von psychologischen Prozessen als Erklärungseinheiten könnte eine solche instrumentalistische Position widerspiegeln. Doch angesichts des Vergleichs mit subatomaren Teilchen erscheint mir dies eher unwahrscheinlich. Vielmehr offenbaren Hogg und McGarty (1990) hier einen Entitäten-Realismus. Ähnlich hält Neisser (1974) in seinem immer noch beachteten Grundwerk über kognitive Psychologie fest: „Der Hauptgrund, kognitive Prozesse zu studieren, hat sich als genauso klar herausgestellt wie das Studium aller Dinge: weil es sie gibt.“ (Neisser, 1974, S. 21) Mit der kognitiven Wende in der Psychologie hielten Kognitionen nicht als instrumentalistische Modelle Ein-

zug in die Disziplin, sondern als *materielles Substrat* (siehe oben) von Verhalten. Dies ist tatsächlich auch im Sinne von Materie (wie Tische und Steine materiell sind) zu verstehen. Das zeigt sich u. a. an der steigenden Anerkennung der Neurowissenschaften – die psychologische Phänomene auf neuronale Impulse zurückführen – auch in der Psychologie (z. B. Tomelleri & Castelli, 2012), oder an der Anzahl der Studien über Zusammenhänge von psychologischen Phänomenen mit Oxytocin²⁹.

Die monistische ontologisch realistische Position ist zudem an der Sprache von psychologischen Forscher_inne_n ablesbar. Hier möchte ich Westermann widersprechen, der vermerkt: „Sie [die philosophischen Positionen zum Leib-Seele-Problem] sind nur dann von Interesse, falls wir wissenschaftliche Aussagen über eine von uns unabhängig bestehende Realität machen wollen.“ (S. 63) Die wissenschaftstheoretische Position halte ich immer für relevant und sie zeigt sich gelegentlich nur implizit durch die Wahl der Vokabeln. Wird zum Beispiel von der *Natur von etwas* gesprochen, so bezieht sich dies auf die ontologisch reale Beschaffenheit von diesem *Etwas* wie etwa im Artikel von Tomelleri und Castelli (2012) *On the Nature of Gender Categorization*. Wird von *Entdeckung* gesprochen, so deutet das auf die Idee hin, dass eine Realität herausgefunden wird und nicht etwa, dass man ein möglichst passendes Instrument erfunden hat, um mit Situationen umzugehen. Ein anderes Beispiel ist die Begründung der vorliegenden Forschungsfrage in empirischen Artikeln. Sehr häufig wird angeführt, dass es noch zu wenig Forschung über den *Zusammenhang zwischen A und B* oder die *Natur von X* gibt und mit dem betreffenden Artikel begonnen werden soll, diese Lücke zu schließen. Diese Begründung impliziert, dass die Tatsachen *Zusammenhang zwischen A und B* und *Natur von X* als gegeben angenommen werden und nur noch zu entdecken wären.

²⁹ Eine Stichwortsuche von „Oxytocin“ in der Datenbank PsycINFO führte im Juni 2015 zu 2677 Treffern und unter den erstgenannten Studien der Trefferliste finden sich solche zu Zusammenhängen zwischen Oxytocin und Autismus (Crespi & Hurd, 2015), dem Lernen mit sozialem Feedback (Hu, Qi & Becker, 2015) und “racial ingroup bias” (Luo, Li, Ma, Zhang, Rao & Han, 2015).

Popper selbst – als Begründer des heutigen Vorgehens der Experimentalpsychologie – erachtet die realistische Position nicht als Voraussetzung für seine *Logik der Forschung*, aber versteht sie als „eine Art Hintergrund, vor dem unsere Suche nach Wahrheit Sinn bekommt“ (Popper, 2002, S. 92). Gleichzeitig bezieht sich eine Idee wie die der *Falsifikation* auf „die Zuschreibung von Wahrheitswerten zu wissenschaftlichen Hypothesen und Theorien“ (Lauth & Sareiter, 2005, S. 18-19). Popper bekennt sich zudem selbst (in der „Einleitung 1982“) eindeutig zum Realismus: „(...) viele von ihnen [Wissenschaftler und Historiker *[sic]*] – ich glaube, die meisten – teilen meine realistische Weltansicht und meine Auffassung von den Zielen der Wissenschaft: nämlich immer bessere Erklärungen zu finden“ (Popper, 2002, S. XX). In einer solchen Äußerung meint *bessere Erklärung* nicht *besser passend* als möglichst gutes Instrument, sondern *stimmend* im Sinne einer korrekten Abbildung. Chalmers nennt dieses *stimmen* „eine korrekte Beschreibung bestimmter Aspekte der Wirklichkeit“ (Chalmers, 1989, S. 151).

Die typische ontologische Grundannahme der Experimentalpsychologie ist demnach der metatheoretische *Realismus*, der davon ausgeht, dass die Gegenstände der Psychologie unabhängig von jeglicher Wahrnehmung dieser existieren und es zumindest prinzipiell möglich wäre, eine korrekte Beschreibung von diesen Dingen und ihren Beziehungen zueinander zu gewinnen. Zu den Annahmen über die *praktische* Möglichkeit der Erkenntnis von Beschaffenheiten dieser Gegenstände kommen wir im folgenden Kapitel. Zuvor werde ich eine Spezifizierung einführen, die in der Philosophie der Psychologie bzw. Wissenschaftstheorie der Psychologie bisher kaum eine Rolle gespielt hat, in dieser Arbeit wegen der besonderen Konzeptionierungen von Karen Barad (siehe Kapitel 4.1.2) jedoch wichtig ist.

3.1.2 Art des Realismus und Art des Erkenntnisgewinns in der Experimentalpsychologie

Ich habe *Realismus* bereits als eine Grundannahme der Experimentalpsychologie vermerkt. Diesen möchte ich nun genauer spezifizieren, was als Grundlage für das spätere Verständnis von Barads Metatheorie und den Unterschieden zwischen dieser und der der momentanen Experimentalpsychologie dienen soll. Auch Barad nennt ihren Ansatz explizit *realistisch*, doch ihr *Agential Realism* weist relevante Unterschiede zum Realismus auf, wie er in der Experimentalpsychologie verwendet wird. Beispielsweise erklären Lauth und Sareiter (2005) ontologischen Realismus folgendermaßen: „Das bedeutet unter anderem, daß die physikalische Welt unabhängig vom Beobachter existiert und daß die Eigenschaften der physikalischen Welt im wesentlichen unabhängig von unseren subjektiven Überzeugungen und theoretischen Beschreibungen sind.“ (S. 180) Ähnlich formuliert es auch Gadenne (2004): „Es gibt eine *Realität*, d. h. eine *objektive Welt*, die unabhängig von menschlicher Kognition und Sprache existiert.“ (S. 156) Entsprechend wird eine Gegenposition namens *Idealismus* so abgegrenzt:

Der Apfel, den ich sehe, existiert als Idee in meinem Bewusstsein, aber nicht als unabhängiger physischer Gegenstand. Ein Realist glaubt dagegen, dass der Apfel, den er sehen und anfassen können [*sic*], unabhängig davon existiert, dass jemand ihn anschaut oder an ihn denkt. (Gadenne, 2004, S. 156)

Auf den in diesen Beschreibungen häufig hergestellten Bezug zum Menschen komme ich in Kapitel 4.1.4 zurück, weil Barad auch genau diesen völlig anders versteht. Der andere relevante Unterschied ist das Verständnis von Dingen als *konkretes Seiendes*. Gemäß den Erläuterungen in Kapitel 3.1.1 konstatiere ich für die Experimentalpsychologie, dass sie in ihrem Realismus über eine *objektive Welt* von einem Entitäten-Realismus ausgeht, der auch Dinge in der *objektiven Welt* als *unabhängige physische Gegenstände* erachtet. Dies umfasst entsprechend auch die Gegenstände der Psychologie, sprich Kognitionen, Aktivierungen, Emotionen etc.: “Psychologists, despite claims sometimes made to the contrary, also generally believe in the reality of the do-

main of their subjects – of mind, and brains, thoughts, images, networks, social pressures, social identities, psychological contexts and so on.” (Dienes, 2008, S. 28) Also wird nicht nur vom Gehirn mit seinen Nerven- und Blutbahnen angenommen, dass es „unabhängig davon existiert, dass jemand [es] anschaut oder an [es] denkt“ (vgl. oben genannte Formulierung von Gadenne, 2004, S. 156), sondern auch von Gedanken, sozialem Druck, psychologischem Kontext und so weiter.

Daran anschließend stellen sich für die so Vorgehenden Fragen zur Möglichkeit der Erkenntnis dieser objektiven Welt. Ich nenne – wieder in Anlehnung an Barad (Kapitel 4) – jene Fragen epistemologisch, die behandeln, was wir erkennen und wissen können. Würde beispielsweise eine Realistin davon ausgehen, dass ein Mensch zu einem bestimmten Zeitpunkt eine bestimmte Emotion und bestimmte Kognitionen hat, so kann sie epistemologisch trotzdem davon ausgehen, dass sie diese niemals mit beliebiger Genauigkeit messen kann, ohne ihre ontologisch realistische Position aufgeben zu müssen. Westermann (2000) klassifiziert dies als *kritisch realistisch*: „Viele Philosophen und Naturwissenschaftler [*sic*] der Gegenwart vertreten einen mehr oder minder *kritischen Realismus*: Unsere Wahrnehmungen und wissenschaftlichen Erkenntnisse können sich der subjektunabhängigen Außenwelt zwar annähern, entsprechen ihr aber nicht unbedingt vollständig.“ (Westermann, 2000, S. 30) Die Frage, wie sehr wir uns in der Psychologie durch Forschung einer korrekten Kenntnis über Beschaffenheiten/Eigenschaften annähern können, wird vermutlich von vielen psychologisch Forschenden nach wie vor unterschiedlich beantwortet. Manche sind optimistischer darin, wie nah unsere Theorien und Erklärungen der realen Wirklichkeit sind, manche zwar pessimistischer, sehen aber dennoch ein Fortschreiten in der Annäherung. Auch mögen Forschende unterschiedliche Präferenzen haben, ob sie Theorien deduktiv überprüfen oder Theorien aufgrund von Forschungsergebnissen aufstellen. Forschungsartikel werden häufig so eingeleitet, dass das interessierende Phänomen in schon bekanntes Wissen eingebettet und als eine Lücke identifiziert wird, dass über einen spezifischen Zusammenhang noch nichts oder sehr wenig bekannt ist. In ihrem Vorgehen ähneln sich die Forschenden in dem gemeinsamen Ziel, der objektiven Wahrheit zumindest ein Stück näher zu kommen. Manche verfolgen dieses Ziel durch die streng rationa-

listisch-deduktive Theorienüberprüfung, andere durch empiristische Sammlung von Beobachtungen und wieder andere durch eine Vermischung aus beidem. In diesen Vorgehensweisen findet sich die schon angesprochene Etablierung des Experiments mit dem Ziel, neben Beschreibungen auch Erklärungen generieren zu können. Die heutigen akademischen Psycholog_inn_en nennen ihre Erkenntnisse empirisch; die Idee der Erkenntnis aufgrund reinen Nachdenkens ist in der Disziplin nahezu ausgestorben. Aufgrund dieser Orientierung hin zu Erfahrung ist der Vorgang des Messens in psychologischer Forschung zentral geworden, worauf ich im nächsten Kapitel näher eingehen werde.

3.1.3 Objektivität, Messen und Kausalität in der Experimentalpsychologie

Davon ausgehend, dass die experimentalpsychologische Forschung ihre Aufgabe in der Annäherung an objektives Wissen über die Welt sieht, überrascht es wenig, dass *Objektivität* eines der zentralen Gütekriterien für (psychologische) Forschung wurde. Im Folgenden nenne ich kurz die Verwendung der zentralen Konzepte *Objektivität*, *Messen* und *Kausalität* in der Experimentalpsychologie, ohne jedoch konkrete Umsetzungsmöglichkeiten (beispielsweise wie Objektivität zu erhöhen ist) vorzustellen.

Objektivität

„Wissenschaftliche Erkenntnis soll objektiv sein, und damit abzugrenzen von subjektiven Meinungen, Überzeugungen und unbegründeten Vermutungen“ (Lauth & Sareiter, 2005). Der Grad an Objektivität ist also umso höher, „je weniger das Erhebungsergebnis von subjektiven Einflüssen der Forscher [*sic*] abhängig ist“ (Westermann, 2000, S. 302). Gerade weil es sich bei den untersuchten Objekten um Menschen handelt, stellen sich in der Psychologie besondere Herausforderungen. Es gibt sehr verschiedene Herangehensweisen, wie Experimentator_inn_en versuchen, den Einfluss der Versuchsleiterin_des Versuchsleiters auf die zu erhebenden Daten zu minimieren oder möglichst konstant

zu halten. Auf spezifische Techniken und ihre Vor- und Nachteile wird hier nicht genauer eingegangen; es soll genügen festzuhalten, dass Experimentalpsycholog_innen anstreben, Ergebnisse zu erzielen, die möglichst „unabhängig von den subjektiven Überzeugungen und Erwartungen des Beobachters bzw. Experimentators [*sic*]“ seien (Lauth & Sareiter, 2005, S. 173).

Messen

Messen – so lernen Studierende der Psychologie – bedeutet, einem empirischen Merkmal ein numerisches Relativ zuzuordnen.³⁰ Entsprechend lautet die Definition in *A Companion to Philosophy of Science*:

Measurement – a central epistemic activity in science – relates a number and a quantity in an effort to estimate the magnitude of that quantity. A quantity is typically a property of a physical configuration, such as length or weight, and determines a function that applies to a domain or class of objects. At this high level of abstraction, the description of the purpose and relation of measurement is metaphysically neutral, leaving open the question of whether the domain is observable (empirical) or unobservable (nonempirical). (Trout, 2001, S. 265)

Es wird angenommen, dass eine Eigenschaft (*property*) bzw. eine Quantität vor dem Messvorgang real existiert und das Messen lediglich beinhaltet, dieser eine Zahl zuzuordnen. Interessanterweise behauptet Trout, diese Definition sei *metaphysisch neutral*, würde also metaphysisch keine spezifische Position beziehen. Er behauptet dies, weil die Definition sowohl tragfähig sei, wenn man davon ausgehe, dass das Objekt beobachtbar ist, und auch, wenn man davon ausgehe, dass es nicht beobachtbar sei. Im zweiten Falle müsste auf das Objekt geschlossen werden, weil das Objekt selbst nicht beobachtbar ist. Das ist allerdings psychologisches Tagesgeschäft, weil beispielsweise kein Gedanke, kein Gefühl direkt beobachtbar ist. So wird ein Verhalten wie *bringt den Brief zur*

³⁰ „Messen ist eine Zuordnung von Zahlen zu Objekten oder Ereignissen, sofern diese Zuordnung eine homomorphe Abbildung eines empirischen Relativs in ein numerisches Relativ ist.“ (Bortz & Döring, 2003)

Post als direkt beobachtbar erachtet. Auch ein *Hirnstrom* ist – wenn auch vermittelt durch ein Gerät, statt durch beobachtende Augen – etwas direkt Beobachtbares. *Angst* hingegen ist nicht direkt beobachtbar, sondern man misst z. B. die Hautleitfähigkeit und schließt von jener auf die Angst oder man lässt eine Person auf einer Skala von eins bis zehn ankreuzen und schließt von ihrer direkt beobachtbaren Antwort auf ihre nicht direkt beobachtbare Angst. Diese Frage der Beobachtbarkeit bezeichne ich aber als rein *epistemisches* Problem, schließlich geht es dabei um die Frage, wie wir Wissen über nicht direkt Beobachtbares gewinnen können und ob die verwendete Messdefinition in allen Fällen tragfähig ist, unabhängig davon, ob der Gegenstand direkt beobachtbar ist, oder nicht. Die Frage der realistischen Position allerdings, diskutiert Trout nicht. Er geht vielmehr stillschweigend davon aus, dass es stabile, von uns unabhängige Eigenschaften und Quantitäten gibt. Das ist eine metaphysische Position, die seiner Definition innewohnt, obwohl er sie als metaphysisch neutral bezeichnet. Seine Definition ist epistemologisch neutral, weil die Möglichkeit der Beobachtbarkeit keine Rolle spielt, aber sie ist ontologisch *nicht* neutral, weil er von metaphysischem Realismus ausgeht. Ich zeige die Relevanz dessen in Kapitel 4, wenn ich über Messen spreche, ohne eine klassisch realistische Position bezüglich Entitäten einzunehmen. An dieser Stelle soll zunächst festgehalten werden, dass psychologische Lehrbücher (wie z. B. Bortz und Döring, 2003, S. 65) von Messungen schreiben wie Trout, nämlich so, als ob die Frage der Existenz des empirischen Relativs gar keine sei. Es wird nur über den Versuch (und seine Schwierigkeiten) gesprochen, ein numerisches Relativ jenem als existent angenommenem empirischen Relativ zuzuordnen. Es wird aber nicht diskutiert, was es für den Messvorgang bedeutet, wenn wir von vorneherein die latente Variable als pure Vorstellung begreifen. Zu diesen Vorstellungen, dass Eigenschaften per se existieren und wir versuchen sollten, diesen möglichst objektiv ein numerisches Relativ zuzuordnen, passt auch das Verständnis von Kausalität in der Experimentalpsychologie.

Kausalität

Eine gute Illustration des Kausalitätsdenkens in der Experimentalpsychologie ist das Titelbild des Buches *Stereotype Dynamics: Language-Based Approaches to the Formation, Maintenance, and Transformation of Stereotypes* von den Herausgeber_inne_n Kashima, Fiedler und Freytag (2008). Dort sind in den Umrissen eines menschlichen Kopfes, vergleichbar zu einer Röntgenaufnahme, ineinandergreifende Zahnräder abgebildet. Die zu transportieren intendierte Logik ist intuitiv sofort verstehbar: Wird ein Rädchen in der Mechanik gedreht, setzt es unmittelbar auch die anderen – entsprechend der Montage – in Bewegung. Oder umgekehrt: Wurde ein Rad gedreht, haben es die entsprechend montierten anderen Rädchen in seine Position gebracht, waren also die Ursache. Dies wird als Metapher auf menschliches Denken und Fühlen angewandt, denn die Zahnräder befinden sich im Kopf des Menschen auf dem Einband eines Buches über Stereotypisierungsprozesse. Damit ist diese Metapher gleichzeitig eine Analogie für die Annahme deterministisch funktionierender Kausalstrukturen zwischen stabil existierenden Entitäten, die ein Ergebnis wie *stereotypisierte Wahrnehmung* produzieren können. Genauer gesagt, Letzteres sogar *müssen*, weil die Psycholog_inn_en von klassischem Determinismus ausgehen. Der klassische Determinismus zeichnet sich dadurch aus anzunehmen, „[d]as Verhalten eines deterministischen Systems in der Zukunft wird eindeutig und vollständig durch Anfangsbedingungen in der Gegenwart oder Vergangenheit festgelegt.“ (Lauth & Sareiter, 2005, S. 67) Unter dieser Annahme ermöglichen deterministische Theorien vollständige Erklärungen und eindeutige Vorhersagen (Lauth & Sareiter, 2005).

Eine Antwort von Wissenschaftstheoretiker_inne_n der Psychologie lautet, dass strikter Determinismus nicht haltbar sei und ein schwacher bzw. sogenannter *aufgeklärter* Determinismus vertreten werden müsse (Gadenne, 2004, 125/126). Unter diesem aufgeklärten Determinismus versteht Gadenne einen, „der probabilistische Gesetze mit einbezieht und um die Möglichkeit chaotischer Prozesse weiß“ (Gadenne, 2004, 125/126), wobei er allerdings auch bei den chaotischen Prozessen von striktem Determinismus ausgeht: „Chaotische Prozesse verlaufen zwar nach strikten Gesetzen, setzen aber der Erklärbarkeit

und Vorhersagbarkeit Grenzen.“ (Gadenne, 2004, S. 125) Er plädiert also aus *epistemischen Gründen* für die Verwendung probabilistischer Gesetze, nicht weil er die Welt als *indeterministisch* verstehen würde.

Diese Position nimmt auch Walach ein, wenn er konstatiert, dass kausale Erklärungen in der Psychologie sehr selten seien, weil die Begründungen „fast immer multifaktoriell und dadurch sehr unpräzise“ (Walach, 2013, S.282) seien. Multifaktorialität schließt selbstverständlich Determinismus nicht aus, sondern beruht sogar auf ihm: Man geht davon aus, dass die Kombination mehrerer Ursachen zu einem bestimmten Ergebnis geführt hat. Wenn wir aber auf Kausalerklärungen verzichten, weil die Fülle von Einwirkungen unsere Erkenntnismöglichkeiten übersteigt, dann handelt es sich wieder um eine *epistemische Unschärfe* und *keine ontologische*. So sind vollständige Aufdeckungen von kausalen Zusammenhängen in der Psychologie selten, nicht jedoch das Bestreben, sich jenen anzunähern. In Kapitel 3.1 habe ich bisher herausgearbeitet, dass die momentane europäisch und nordamerikanisch geprägte akademische Psychologie anstrebt, Wissen zu generieren über Effekte von Einflussbedingungen auf psychische Prozesse und über Kausalverbindungen zwischen diesen und Fühlen, Denken und Verhalten. Unabhängig davon, welchen Genauigkeitsgrad einzelne Forschende aus epistemischen Gründen hinsichtlich der Kenntnis über Zusammenhänge für erreichbar halten, verfolgt man doch prinzipiell (in der Experimentalpsychologie) das Ziel, die deterministischen Kausalzusammenhänge eines Phänomens zu erkennen.

3.1.4 Rolle des Menschen in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie

Die Frage, welche Rolle der Mensch in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie hat, entsteht an dieser Stelle der vorliegenden Arbeit nicht aus dem Abschreiten der inneren Logik des experimentellen Vorgehens. Sie entsteht in Vorbereitung auf die Abhandlung von Karen Barads Konzeptionierungen und durch die Abgrenzung zu einer Alternativposition. Die Relevanz

dieses Abschnittes zeigt sich also erst darin, dass Barad bezüglich der Rolle des Menschen in der Forschungslogik eine andere als die nun vorgestellte Position der Experimentalpsychologie hat.

Zunächst ist wichtig, dass ich unter der Frage hinsichtlich dieser Rolle des Menschen nicht verstehe, inwieweit der Mensch ein besonderer Untersuchungsgegenstand ist, weil er zum Beispiel anders reaktiv einer Datenerhebung begegnet als ein Stück Holz, dessen Länge man messen möchte. Viele Unterschiede zwischen Menschen und beispielsweise Chemikalien als Untersuchungsobjekte wurden und werden in der oben angesprochenen Leib-Seele-Debatte diskutiert. Diesbezüglich habe ich bereits festgehalten, dass die Experimentalpsychologie der monistischen Konzeptionierung folgt, wonach der Mensch kein prinzipiell besonderer Untersuchungsgegenstand ist und man sog. Verzerrungsproblemen, die beispielsweise aus Reaktivität entstehen, mit Gegenstrategien begegnen will. Dass der Mensch ein besonderer Untersuchungsgegenstand ist, wird in der Experimentalpsychologie also unter dem Thema *Störquellen bei einer Messung* behandelt.

In diesem Abschnitt soll dies mit der Frage kontrastiert werden, inwieweit der Mensch bzw. lebende Wesen generell besondere Figuren bezüglich des Seins der Welt sind, wie beispielsweise im klassischen Konstruktivismus beschrieben. In jenem wird nämlich zentral verhandelt, was Von Glasersfeld (2005) als „alte Problem der Westlichen Epistemologie [bezeichnet]: erkennen zu wollen, was außerhalb der Erlebenswelt liegt“ (Von Glasersfeld, 2005, S. 29). Dazu hält er fest: „Der einzige Zugang zu noch nicht Erlebtem aber führt eben durch das Erleben, und darum läßt sich nie ermitteln, ob die Art und Weise des Erlebens das von der Wirklichkeit ‚Gegebene‘ vermindert oder verfälscht.“ (S. 10) Es sollen in dieser Arbeit keine Spezifikationen oder unterschiedlichen Weiterentwicklungen des Konstruktivismus ausgearbeitet werden; ich möchte jedoch festhalten, dass die Argumentation des klassischen Konstruktivismus auf erlebenden Organismen (auch nicht-menschlichen) beruht. Die konstruktivistische Position behandelt explizit nicht die Beschaffenheit unserer Welt, weil sie jedes Wissen darüber aus epistemischen Gründen für unmöglich hält. Vielmehr setzt sie sich mit den Alternativen zu traditionellem Wissen auseinander und vertei-

digd eine instrumentalistische Position, wonach Aussagen nur *passen* sollen und nicht *stimmen* (vgl. Von Glasersfeld, 2005). Danach sind Erkenntnisse möglichst gut passende – brauchbare – Konstruktionen von Erlebenden. Außerdem gilt: „Immer ist ein Beobachtetes, oder ein ‚Faktum‘, vom Moment der Beobachtung an interpretiert.“ (Piaget, 1980, zitiert nach Von Foerster, 2005, S. 70) Entsprechend haben Wesen mit Interpretationsspielraum Mitgestaltungsmacht für unsere Welt. Beispiele dafür führt Watzlawick (2005) aus. Eines davon ist: „In Indien kann einem als *swami*, als Heiliger, vorgestellt werden, wer im Westen als katatoner Schizophrener diagnostiziert würde.“ (S. 90) Der klassische Konstruktivismus geht also davon aus, dass Erkenntnisse über Fakten unmöglich sind, vertritt eine epistemologisch instrumentalistische Position und erinnert an die möglichen Alternativkonstruktionen in Fällen, in denen Erlebende Interpretationsspielraum haben.

Demgegenüber wird dem Menschen in der Experimentalpsychologie auf der Ebene des gegebenen Seins in der Welt keine Mitgestaltungsmacht durch beispielsweise Beobachten zugesprochen. Sicher wird dem Mensch Wirkmächtigkeit in dem Sinne zugesprochen, dass Menschen Zustände gestalten können, wie beispielsweise, dass eine Therapeutin die Angst ihres Patienten reduzieren kann. Die meisten Psycholog_inn_en würden vermutlich dennoch verneinen, dass sie an der Erschaffung des Gegenstandes, den sie untersuchen, beteiligt sind. Wenn Menschen einen Gegenstand aus einer Perspektive anders wahrnehmen als aus einer anderen, dann würden Experimentalpsycholog_inn_en dennoch davon ausgehen, dass der Gegenstand ist, wie er ist. Sie würden sagen, dass das *Etwas*, was in Europa als Schizophrenie und in Indien als Erleuchtung gedeutet wird, unabhängig von unserer Beachtung gegeben ist und bestimmte Eigenschaften inne hat. In dieser Sichtweise bringen Menschen ihre Perspektive in eine Feststellung mit ein, aber ihnen wird kein am Gegenstand mitgestaltendes Potential zugesprochen. Hierzu gehört das oben beschriebene Ideal, dass wir Interessierendes, wie es auch ohne unsere Wahrnehmung existieren würde, potentiell erkennen könnten. Dass wir uns zumindest durch Falsifikation falscher Theorien über das, was wir Schizophrenie nennen, sukzessiv der Wahrheit darüber (was wir Schizophrenie nennen) annähern könnten. Den *swami* würden Experimentalpsycholog_inn_en als einen Menschen auffassen, der auf

ontologischer Ebene bestimmte Gegebenheiten mitbringt und nur in Abhängigkeit der kulturellen Perspektive unterschiedliche Bezeichnungen erhält, obwohl die Symptome eines solchen Heiligen und eines katatonen Schizophrenen identisch und objektiv gegeben seien. Entsprechend der oben schon festgestellten ontologisch realistischen Position hat der Mensch in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie also *im Erkenntnisprozess* keine mitgestaltende Rolle im Bezug auf das Sein und Werden der Welt.

3.1.5 Verantwortung von Forschenden in der Experimentalpsychologie

Forscher_innen werden in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie als diejenigen erachtet, die Erkenntnisse über bestehende Tatsachen im Zusammenhang mit menschlichem Erleben, Denken und Verhalten gewinnen. Auseinandersetzungen über ihre Verantwortung im Forschungsprozess beziehen sich auf zwei verschiedene Bereiche. Einerseits – und das ist das weitaus breiter diskutierte Feld – auf den ethischen Umgang mit Studienpartner_inne_n im Untersuchungsfortgang, andererseits auf eine *saubere* Durchführung in dem Sinne, dass wissenschaftliche Standards eingehalten werden. Hier interessiert mich vor allem der zweite Bereich, da es dabei um das Prinzip der Wissensgenerierung geht. Zum ersten Bereich des ethischen Umganges mit Studienpartner_inne_n sei kurz erwähnt, dass es neben den grundsätzlicheren Debatten über die Behandlung von Studienpartner_inne_n (z. B. Anlügen, vgl. APA, 2010, oder BDP & DGPs, 2016) auch Auseinandersetzungen darüber gibt, dass mit bisher marginalisierten Gruppen wie LGBTI-Menschen noch sensibler umgegangen werden muss (vgl. Clarke, Ellis, Peel & Riggs, 2010).

Für den zweiten Bereich der Forschungsdurchführung hat Merton 1942 (siehe Merton, 1973) präskriptive Normen formuliert, die in der Experimentalpsychologie auch heute noch (siehe Greenwald, 2012) als erstrebenswert erachtet werden. Diese Normen sind: *Universalism*, *Communitism* (was laut Greenwald (2012) von späteren Autor_inn_en zu *Communalism* umbenannt wurde), *Disinterestedness* und *Organized Skepticism* (vgl. Merton, 1973). Bezüglich

Universalism fordert Merton, dass persönliche oder soziale Eigenschaften der Forschenden – wie ethnische Zugehörigkeit, Nationalität, Religion und Klasse – keine Rolle spielen dürfen. Wissenschaftler_innen sollen von sozialen und kulturellen Faktoren unbeeinflusst bleiben. Explizit schreibt Merton auch: “Ethnocentrism is not compatible with universalism” (Merton, 1973, S. 271), vor allem in Abgrenzung zum Wissenschaftsmisbrauch in Deutschland während des ersten und zweiten Weltkriegs. Außerdem soll der Wissenschaftsbetrieb Menschen auf Grundlage solcher Eigenschaften nicht ausschließen. Unter *Communism* wird gefordert, dass Wissenschaftler_innen ihr Wissen und ihre Entdeckungen als Gemeinschaftswerk erachten und den Anteil einzelner nur als gering bewerten. Zur Illustrierung zitiert Merton (1973) Newton mit seiner Einsicht, dass wenn er – Newton – weiter gesehen habe, dann weil er auf der Schulter von Riesen stand, womit das Bewusstsein über nötige Zusammenarbeit oder Vorarbeit betont wird. Auf Grund seines Verständnisses von Gemeinschaftsarbeit fordert Merton unter *Communism* auch die Kommunikation von Ergebnissen und Entdeckungen. Unter *Disinterestedness* fordert Merton, keinen Betrug und Schwindel zu begehen. Da er sie durch Studienreplikationen für kontrollierbar hält, scheint er damit auf das abzielen, was heute unter *wissenschaftlicher Objektivität* verstanden wird. Merton hält auch fest, dass Forschende gegenüber Kolleg_innen rechenschaftspflichtig sind. Unter *Organized Skepticism* fordert Merton, dass man sowohl auf methodologischer als auch institutioneller Ebene bereit sein soll, Aussagen in Frage zu stellen. Dies scheint er vor allem auf potentielle Konfliktstellen zu beziehen, die dadurch entstehen, dass bezüglich mancher Themen vormals andere Institutionen (z. B. Kirche, Wirtschaft oder Staat) die Autorität über Aussagen besaßen. Im Gegensatz zu diesen Institutionen charakterisiert er Wissenschaft wieder als ein Unternehmen, das Objektivität anstrebt: “Science which asks questions of fact” (Merton, 1973, S. 277).

Darüber hinaus werden als Gütekriterien von experimentalpsychologischer Forschung (vgl. Lienert, 1989) in der Methodenlehre drei Hauptkriterien und weitere Nebengütekriterien gelehrt. Die Hauptgütekriterien sind Objektivität, Reliabilität und Validität. Unter den Nebengütekriterien werden Wirtschaftlichkeit, Nützlichkeit, Normierung und Vergleichbarkeit von Untersuchungen betrachtet. Das Verständnis der Objektivität – dass Ergebnisse unabhängig von

der forschenden Person bestehen müssen und Auswertung und Interpretation nicht von der_dem Forscher_in abhängen dürfen – wurde weiter oben schon besprochen. Die Reliabilität bzw. Zuverlässigkeit fordert, dass sich bei einer wiederholten Messung dasselbe Ergebnis zeigt. Die Validität bzw. Gültigkeit beschäftigt sich mit der Genauigkeit, mit der das erfasst wird, was erfasst werden soll.

Was in der vorliegenden Arbeit vor allem in Kombination mit dem in Kapitel 4 behandelten Konzept von Karen Barad relevant wird, ist die Feststellung, dass Experimentalpsycholog_innen nicht davon ausgehen, dass sie für die Beschaffenheit ihrer Untersuchungsgegenstände Verantwortung tragen. Dabei geht es nicht um die Frage, ob Forschende verantwortlich sind für das, was mit ihren Ergebnissen in Folge realisiert wird – was beispielsweise in dem Sammelband *Wissenschaft und Ethik* von Hans Lenk (1991) diskutiert wird. Man denke an die Frage, ob Kernphysiker_innen Verantwortung tragen, wenn im Nachgang ihrer Forschungen Nuklearwaffen gebaut und benutzt werden. Entsprechend geht es in dieser Arbeit nicht um die Frage, ob Psycholog_inn_en Verantwortung dafür übernehmen, *dass* sie etwas wie Schizophrenie und Intelligenz *entdecken*, weil im Nachgang ihrer Forschung Klassifizierungen Menschen benachteiligen.

Vielmehr geht es um die Frage, ob Forschenden Verantwortung für die Art und Weise ihrer Gegenstände zugeschrieben wird – also um die Verantwortung, dass sie *etwas wie Schizophrenie und Intelligenz* beschreiben und wie diese Beschreibung lautet. Die oben genannten Gütekriterien offenbaren, dass Forschende – passend zur verbreiteten realistischen Position – anstreben, als gegeben angenommene Fakten zu erkennen. Alle Argumentationen bezüglich der Einhaltung dieser Gütekriterien beziehen sich auf mögliche Verzerrungen und Fälschungen – sei es durch absichtsvolles Handeln oder unachtsame *schlechte* Forschung. Es gibt jedoch keine Forderung (im Sinne eines Gütekriteriums), dass Forschende bedenken sollten, wie sie den Gegenstand konstruieren, den sie untersuchen – eben weil sie jenen als gegeben annehmen. Also erkennen Experimentalpsycholog_inn_en *keine Verantwortung für die Gestalt dessen, was sie entdecken*, an.

3.2 Un-/Vereinbarkeit queerer Kritiken mit Experimentalpsychologie

Nach Darlegung der Forschungslogik der Experimentalpsychologie möchte ich nun den Grad der Queerness oder auch Non-Queerness ihres Vorgehens genauer prüfen. Hierbei kann man zweierlei Weisen der gleichen Frage stellen. Man kann die prinzipielle Umsetzbarkeit der Anforderungen aus 2.3 prüfen und die Stellen herausarbeiten, an denen eine Umsetzung leicht, mittel oder schwer möglich ist oder sogar unmöglich erscheint. Hier lassen sich die Probleme der Umsetzung oder die – im Falle geringer Umsetzungsprobleme – verpassten Chancen für eine queertheoretische Psychologie diskutieren. Darüber hinaus kann man die konkrete bisherige vollzogene Umsetzung von queertheoretischen Anforderungen abhandeln. Dies ließe sich beispielsweise mit einer Erörterung von bisher existierenden Analysen vollziehen oder mit der Untersuchung von psychologischer Fachliteratur. In der vorliegenden Arbeit sind die grundsätzlichen Widersprüche zwischen *Queer Theory* und der Forschungslogik der Experimentalpsychologie sowie deren Auflösung Gegenstand. Es müssen zunächst jene Stellen, an denen einer emanzipatorisch intendierten Psychologie der Vorwurf von verpassten Chancen gemacht werden könnte, herausgearbeitet werden. Daher fokussiere ich auf die Umsetzbarkeit und die grundsätzlichen Schwierigkeiten dieser. Wo es möglich ist, auf existierende Analysen über die Queerness von Experimentalpsychologie zurückzugreifen, werde ich dies tun. Dabei beschränken meine Sprachkompetenzen die Literaturrecherche leider auf deutsche und englische Literatur, was auch den bewusst gewählten Bereich der US-amerikanischen und europäischen Psychologie nochmals verkleinert. Für die Prüfung der Umsetzbarkeit werden die einzelnen Anforderungen aus 2.3 durchgegangen und ihre Anwendbarkeit in der klassischen Experimentalpsychologie diskutiert.

3.2.1 Heteronormativität in der Experimentalpsychologie

Die queertheoretische Anforderung an Experimentalpsychologie aus Abschnitt 2.3.1 lautet *a) auch in psychologischer Forschung keine heteronorma-*

tiven Argumentationen oder Denkfiguren anzuwenden und b) Heteronormativitätsanalyse anderer Konzeptionierungen durch Forschung selbst zu betreiben (siehe S. 46). Erinnern wir uns hier, dass das Bewusstsein über eine heteronormative Wiederholung und ein expliziter Umgang damit eine erste queertheoretische Kritikumsetzung darstellen kann.

Hinsichtlich der prinzipiellen Umsetzbarkeit, möchte ich zunächst feststellen, dass allermeist Experimentalpsycholog_inn_en z. B. Geschlecht als gegebene dichotome Kategorie verstehen, weil sie *biologisches Geschlecht* als naturgegebenen Fakt erachten. Dies ist einerseits an der in wissenschaftlichen Publikationen unthematisierten Übernahme der Idee abzuleiten, dass es nur Frauen und Männer (als intelligible Kategorien) gibt. Beispielhaft nenne ich hier die Arbeit von zwei renommierten psychologisch Forschenden (Herek & McLemore, 2013) in einer hochrangigen Fachzeitschrift. Ihre Themenwahl spiegelt eine emanzipatorische Intention wieder, hinter der sie allerdings queertheoretisch betrachtet zurück bleiben. Herek und McLemore benennen im *Annual Review of Psychology*, 2013 (64), jene, die ein Mensch begehren kann (als Zielobjekte von *sexueller Orientierung*) als “men, women, or both sexes” (Herek & McLemore, 2013, S. 311). In der psychologischen Fachliteratur gibt es fast ausschließlich derlei Formulierungen, aus denen die angenommene Selbstverständlichkeit, dass es nur zwei Geschlechtskategorien gibt, klar hervorgeht; Gegenbeispiele sind äußerst selten. Ein solches, seltenes Gegenbeispiel wären die Äußerungen von Newman (2002), die_der gerade in Bezug auf die komplexen Systeme, die Geschlecht und dessen sogenannte Störungen umgeben, empfiehlt, die eigenen spezifischen kulturellen Voreingenommenheiten und Modelle zu reflektieren (Newman, 20012, S. 358).

Die binären Schreibweisen werden auch von den Manuskriptgestaltungsregeln der American Psychological Association unterstützt, welche nur *men* und *women* nennt (APA, 2010). Außerdem wird in den Regeln ausgeführt: “Gender is cultural and is the term to use when referring to women and men as social groups. Sex is biological; use it when the biological distinction is predominant.” (APA, 2010, S. 71) Zwar empfehlen diese Regeln, Labels wenn möglich zu meiden und wenn überhaupt, dann die Labels zu verwenden, die jede Person

selbst präferiert. Dies scheint jedoch nicht für *biologisches Geschlecht* zu gelten, denn die Nennung des biologischen Geschlechts der Studienpartner_innen wird für das Abstract und den Methodenabschnitt einer wissenschaftlichen Publikation gefordert, ohne dass eine Abfrage der Studienpartner_innen stattfinden muss. Dass darunter auch nur zwei Ausprägungen als möglich erachtet werden, wird durch die Verwendung von “both sexes” (S. 73) oder “the two sexes” (S. 74) deutlich. Auch wenn die Regeln empfehlen, nicht vom “opposite sex” zu sprechen (S. 74), weil diese Formulierung gedanklich eine übertriebene Differenz nahelege³¹, gehen die Autor_inn_en des Manuals von einem gegebenen “sex at birth” (S. 74) aus, anstatt die Formulierung zu wählen, dass jemandem bei der Geburt ein Geschlecht zugeschrieben wurde – “sex assigned at birth” (APA, Task Force on Gender Identity and Gender Variance, 2009).

Aufgrund dieser Schreibweisen wird deutlich, dass Publikationen der Experimentalpsychologie im Allgemeinen davon ausgehen, dass *biologisches Geschlecht* als natürlicher Fakt in nur zwei Kategorien erscheinen würde. Auf Intersex-Menschen oder Menschen, die in keinem Geschlecht zu verorten sind, angesprochen, würden die meisten Experimentalpsycholog_inn_en wohl kaum deren Existenz bestreiten. Allerdings kommen sie in Erhebungen der Experimentalpsychologie so gut wie nicht vor. Döring (2013) kommt zum Schluss, dass es in der Psychologie bisher kaum verbreitet ist, Geschlecht anders als binär abzufragen. Sie zeichnet nach, dass dadurch die Kriterien der Exklusivität und Exhaustivität verletzt werden (und in manchen Fällen auch das Kriterium der Eindeutigkeit).

Würde ein_e Experimentalpsycholog_in zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Arbeit in medizinischer und biologischer Literatur auf die Suche gehen, ob die Geschlechterbinarität noch der aktuellen Forschungslage entspricht, würde sie_er auf die dortigen Unklarheiten, Widersprüche und Ergebnisse stoßen, dass es auch *biologisch* gesehen mehr als die beiden Kategorien Frauen und Männer gibt (vgl. Schweizer & Richter-Appelt, 2012; Ebeling & Schmitz, 2006; Voß, 2011, 2012, 2013). Allerdings würde die pure Forderung, mit Referenz auf

³¹ – und dies zumindest als kleines feministisches Etappenziel zu werten ist –

biologische und medizinische Einschätzungen *weitere biologische* Geschlechterkategorien zu benutzen, im traditionellen Denkmodell verbleiben, dass Geschlecht von extern an einer bestimmten Struktur zu erkennen sei, und wäre daher noch nicht als queerend zu bezeichnen. Erst ein Bewusstsein über die sozialen Praktiken, die die Geschlechtseinteilung einer bestimmten Kultur stützen, und ein aktives Benennen, dass und warum im vorliegenden Fall gerade jener und nicht einer anderen Kulturpraktik gefolgt wird, situiert ein Vorgehen in queerem Sinne. In den wenigsten Fällen gibt es eine völlig unproblematische Lösung für den Versuch, Studienpartner_innen nicht zu normieren; queerendes Ziel ist es aber ja auch nicht, eine solche zu finden, sondern verschiedene Kulturpraktiken kritisch und reflexiv zu problematisieren. Dies ist weder in den Manuskriptgestaltungsregeln der APA noch in den Publikationen in den Fachzeitschriften zu erkennen.

Bezüglich der heteronormativen Annahme, dass sich *Gender* als *soziale(s)* bzw. *psychische(s)* Geschlecht oder Geschlechtsidentität vom *biologischen* Geschlecht unterscheiden lasse und dass eine gesunde Frau ein weibliches, ein gesunder Mann ein männliches *Gender* entwickeln sollte, findet sich in der Experimentalpsychologie ein heterogenes Bild. Einerseits gibt es schon frühe psychologische Publikationen, wie die von Bem (1974), die *Gender* von *Sex* loskoppeln und die Entwicklung von Femininitätswerten und Maskulinitätswerten sowohl als unabhängig voneinander als auch als zunächst unabhängig vom *biologischen* Geschlecht erachten. Laut Bem (1981) ist es die Kultur, die Männer und Frauen in männlich und weiblich umwandelt, und sie nennt den Prozess, durch den dies geschieht, *sex typing*. Bem pathologisiert keinen möglichen Typisierungsverlauf, favorisiert sogar die nicht-traditionelle Androgynität als “a concept that appeared to provide a liberated and more humane alternative” (Bem, 1981, S. 362). Andererseits gibt es immer noch viele Publikationen, die inhaltlich eigentlich von *Gender* sprechen, aber stattdessen *Sex* schreiben, und damit ihre angenommene Gleichsetzung offenbaren, dass ein *biologischer Mann* maskulin und eine *biologische Frau* feminin sei.

Auch die Loskopplung alleine ist noch nicht normenfrei. Boström (2016) kann kleinschrittig zeigen, auf wie vielen Voraussetzungen etablierte

psychologische Messinstrumente von Geschlechtsidentität beruhen. So arbeitet auch die vergleichsweise progressive Bem in ihrem Instrument damit, dass von der Identifikation mit bestimmten definierten Attributen auf Geschlechtsidentität geschlossen wurde.

Blicken wir nun auch auf die heteronormative Annahme hinsichtlich *Begehren*, die Heterosexualität – welche auf der Idee von zwei Geschlechtern aufbaut – als natürlich, normal oder erstrebenswert darstellt. Hier scheint sich bisher die meiste Kritik niedergeschlagen zu haben. Schon vor über 20 Jahren publizierten Herek, Kimmel, Amaro & Melton (1991) in der hochrangigen Zeitschrift *American Psychologist* einen Katalog von Punkten, den Forschende beachten sollten, um einen heterosexistischen Bias in ihrer Forschung zu vermeiden. Darin formulieren sie konkrete Forderungen, die bezüglich der Formulierung der Forschungsfrage, der Stichprobenziehung, des Forschungsdesigns und der Erhebungsdurchführung, des Schutzes der Studienpartner_innen sowie der Interpretation und dem Berichten der Ergebnisse bedacht werden sollten (vgl. Herek et al., 1991). Es gibt zahlreiche weitere Publikationen (nur beispielhaft seien Goldfried, 2001, Hegarty, 2001, Morin, 1977 und Morin & Rothblum, 1991, genannt), die sich kritisch mit der Bevorzugung von Heterosexualität auseinandersetzen und sich für eine Gleichwertigkeit der Sexualitäten in der Psychologie einsetzen. Weiterhin gibt es Aufarbeitungen, die konkrete sprachliche Formulierungen in gesprochener Sprache wie Publikationen problematisieren (vgl. Committee on Lesbian and Gay Concerns, 1991) und zeigen, wie Heterosexismus sowohl durch explizite wie auch implizite Äußerungen zu Tage treten kann (vgl. Braun, 2000). Die Forderung, dass keine Sexualität als minderwertig dargestellt werden darf, hat so Einzug in das APA Manuskriptgestaltungsmanual gehalten. Unter dem Abschnitt “Reducing Bias in Language” (APA, 2010, S. 70-71) wird festgehalten: “Constructions that might imply bias against persons on the basis of gender, sexual orientation, racial or ethnic group, disability, or age are unacceptable” (S. 71).

Der Wermutstropfen dieser Erfolgsgeschichte ist, dass hierin die Konzeption von *Homo- und Heterosexualität* ebenfalls ein *cerebral word* ist, wie es Anzaldúa (1998, siehe oben S. 34) für *lesbisch* kritisierte: “white and middle-

class, representing an English-only dominant culture, derived from the Greek word” (Anzaldúa, 1998, S. 263) – und nun können wir *homo* (griech. „gleich“) einfügen. Laut der queertheoretischen Kritiken ist keine Sexualität eine dem Menschen gegebene, sondern “a cultural possibility that one can consider because it’s already in the world” (Butler, 2011, S. 1). Und selbstverständlich sieht diese Möglichkeit zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten der Welt sehr verschieden aus (beispielsweise gibt es muslimische Kategorisierungen, nach denen die Position beim Geschlechtsverkehr definiert, ob ein Mann schwul ist, statt das *biologische Geschlecht* von Sexualpartnern). Wittig gab schon vor über 30 Jahren zu Bedenken: “The concept of difference [between women and men] has nothing ontological about it. It is only the way that the masters interpret a historical situation of domination” (Wittig, 1980/1992, S. 29) und weiter: “If we, as lesbians and gay men, continue to speak of ourselves and to conceive of ourselves as women and men, we are instrumental in maintaining heterosexuality” (Wittig, 1980/1992, S. 30). Auch Butler (1990/2006) empfindet es als wichtig, bei der Analyse von zwanghafter Heterosexualität, Geschlechterbinarität als hierarchische Konstruktion zu erkennen und nicht als stets gegebenen Fakt: “From a political analysis of compulsory heterosexuality it has been necessary to question the construction of sex as binary as a hierarchical binary.” (S. 202) Das Problem ist weniger eine Verwendung des Konzeptes Homosexualität (denn für bestimmte Menschen ist dies eine intelligible und mittlerweile auch positive Kategorie); problematisch ist eine Verwendung, die unkritisch gegenüber den beteiligten Vorannahmen und den Operationen zur Herstellung des Konzeptes ist (vgl. Butler, 1993/1997). Schon das Bewusstsein über die kulturellen Entscheidungen, die zum binären Erscheinungsbild von Geschlecht führen, ist in psychologischer Fachliteratur in der Regel nicht³² vorhanden, geschweige denn eine Konzeption von Homosexualität, die aktiv mit der Begrenztheit dieses Begriffes umgeht, weil dieser auf einer Interpretation von einer “white and middle-class, English-only dominant culture” (Anzaldúa, 1998, S. 263) fußt.

³² Ausnahmen bilden einzelne Arbeiten in den Zeitschriften *Feminism & Psychology*, *Psychology of Women Quarterly* und *Sex Roles*, welche aber auch nicht zur klassischen Fachliteratur der Experimentalpsychologie gezählt werden können.

Ein zweiter Nachteil der erfolgreichen Emanzipationsgeschichte von Homosexualität ist die Stabilität und manchmal auch Essentialität, mit der die Sexualitäten konzipiert werden. Herek und McLemore (2013) definieren: “Sexual orientation: an enduring pattern of or disposition to experience sexual, affectional, or romantic desires for and attractions to men, women, or both sexes.” (Herek & McLemore, 2013, S. 311) Dies ist auch die Definition der APA (2008, S. 1): “Sexual orientation refers to an enduring pattern of emotional, romantic, and/or sexual attractions to men, women, or both sexes.” Hier wird weiter ausgeführt, dass empirische Forschung zeigt, dass sich sexuelle Orientierung auf einem Kontinuum abbildet und nicht in lediglich drei Gruppen (Heterosexuelle, Homosexuelle und Bisexuelle), auch wenn jene Gruppen am Häufigsten verwendet werden.

All jene Festschreibungen auf eine zur Person gehörende stabile Orientierung, die in vielen Fällen sogar als von extern ablesbar angesehen wird, sind nicht als queerend zu erachten. Queer(end)er wäre zu erforschen, wie geschlechtsbezogene – ebenso wie beispielsweise sexualitäts- oder ethnizitätsbezogene – Begriffe durch unausgesprochene Annahmen bestimmte Subjektivitäten einschränken (Vorschlag von Hegarty, 2002). Die Experimentalpsychologie befindet sich heute – 2017 – in jener Phase, in der sich die Identitätspolitik der Frauen- und der Schwulen-und-Lesben-Bewegung der 1970er Jahre befanden, als die queeren Kritiken an den Festschreibungen und Ausschlüsse-produzierenden Definitionen aufkamen. Die auf der APA Homepage zum Herunterladen angebotene Stellungnahme der APA, die einem „besseren Verständnis von sexueller Orientierung und Homosexualität“ (APA, 2008, Übersetzung v. Verf.) dienen soll, beginnt mit der Feststellung, dass sich die APA seit 1975 dafür einsetzt, dass Psycholog_inn_en gegen das Stigma einer psychischen Krankheit arbeiten, womit lesbische, schwule und bisexuelle Orientierungen lange behaftet waren. Auf den emanzipatorischen Zielen von 1975 ist die APA bis heute stehen geblieben. Der komplette Text verfolgt die *we-are-normal-too*-Strategie (vgl. Garcia, 2010), welche abwertende und diskriminierende Befürchtungen ernst nimmt. Es setzt sich – wie zahlreiche andere Publikationen – beispielsweise mit der Frage auseinander, ob Kinder von Schwulen und Lesben eher

sexualisierte Gewalt³³ von ihren Eltern erfahren als Kinder heterosexueller Eltern. Bezeichnenderweise werden in solchen Fragen nicht zufälligerweise sexualisierte, statt beispielsweise generelle gewalttätige, Übergriffe in den Vordergrund gestellt. Als Grund, sich mit durch und durch diskriminierenden Fragen zu beschäftigen, nennt die Publikation: “As the social visibility and legal status of lesbian and gay parents have increased, some people have raised concerns about the well-being of children in these families.” (APA, 2008, S. 5) Dass die Autor_inn_en die Sorgen von vorurteilsbehafteten Einzelstimmen (“some people”) unproblematisiert aufnehmen und ihnen nachgehen, lässt sie selbst als gedanklich nicht weit davon entfernt erscheinen. Die diskriminierende Wirkung des Artikels selbst wird an keiner Stelle thematisiert. Dieser Umgang mit sexueller Orientierung als einer stabilen und universalen Identitätskategorie – “[t]his range of behaviors and attractions has been described in various cultures and nations throughout the world” (APA, 2008, S. 1) –, der jede Kontextabhängigkeit verneint, thematisiert in keiner Weise die Abhängigkeit der Gültigkeit der getroffenen Aussagen von ethnischer Zugehörigkeit, Klasse, Alter, Fähigkeiten usw. Dieses Vorgehen wird im folgenden Abschnitt mit der queertheoretischen Forderung kontrastiert, Identitäten nicht zu essentialisieren.

3.2.2 Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive in der Experimentalpsychologie

Die Experimentalpsychologie behandelt Identitätskategorien in unterschiedlicher Weise bzw. interessiert sich auf unterschiedlicher Weise für sie. Erstens beschäftigen sich Psycholog_innen mit ‚generellen Mechanismen des Kategorisierens‘. Dabei kommen auch Mechanismen des Kategorisierens in Identitätskategorien vor. Es werden Theorien und Modelle behandelt, die erklären, wie Menschen Selbst- oder Fremdkategorisierungen vornehmen. Beispielsweise wird in der *Self Categorization Theory* von Turner, Hogg, Oakes, Reicher

³³ Die APA verwendet bezeichnender Weise sogar den in feministischer Literatur schon lange kritisierten Begriff des „sexuellen Missbrauchs“, der die Existenz eines „sexuellen Gebrauchs“ von Kinders impliziert, statt den alternativen Ausdruck „sexualisierte Gewalt“ zu verwenden.

& Wetherell (1987) angenommen, dass Identität auf drei Ebenen (menschliche Identität, soziale Identität mit Subgruppierungen und persönliche Identität) wirkt und die Selbsteinordnung als Funktion von aktueller kognitiver Zugänglichkeit der jeweiligen Kategorie sowie Passungsempfindung geschieht.³⁴

Zweitens beteiligen Psycholog_inn_en sich an der Konstruktion bestimmter sozialer Kategorien als Identitätskategorien, auch wenn dabei gewöhnlicherweise nicht das Ziel ist, solche zu erschaffen. Das sind Fälle, in denen Psycholog_inn_en ein Phänomen (dass beispielsweise manche Menschen mehr Stimulation suchen als andere) beschreiben und jenes als Konzept fassen (*sensation seeking*), ggf. quantifizieren (z. B. einen Test erstellen, vgl. *NISS – Need Inventory of Sensation Seeking* von Roth, Hammelstein und Brähler, 2014) und Menschen jenes aufnehmen und in der Folge als relevantes und u. U. äußerst stabiles und relevantes Selbstkonzept erachten („weil ich ein *Sensation Seeker* bin, fällt mir XYZ schwer“). Gerade geschlechts- und sexualitätsbezogene Konstrukte (z. B. gibt es ein ganzes Buch über sexualitätsbezogene Messinstrumente, vgl. Fisher Davis, Yarber, Davis, 2010) zeigen die Beteiligung von Psycholog_inn_en an Kategorienkonstruktion, doch in der vorliegenden Arbeit ist keine Einzelbetrachtung möglich.

Drittens verwenden Psycholog_inn_en kulturell bestehende oder von anderen Disziplinen entworfene Identitätskategorien als stabil existierende diskrete Gruppen, zu denen Menschen dazugehören oder nicht (und beteiligen sich so an deren Wiederholung). Die Konzepte *Frau* und *Mann* wurden nicht von Psycholog_inn_en entworfen, aber sie verwenden diese Konzepte meist in essentialistischer Weise als gegebene Entität. Ersichtlich wird dies beispielsweise in einem Standardlehrbuch der Psychologie, in dem *Geschlechtsidentität* wie folgt definiert wird: „Das Bewusstsein des eigenen Mannseins oder Frauseins; dazu gehört normalerweise auch das Bewusstsein und die Akzeptanz des biologischen Geschlechts.“ (Gerrig & Zimbardo, 2008, S. 733)

³⁴ Leser_innen, die meine Beurteilung dieser Herangehensweise aus queertheoretischer Sicht interessiert, möchte ich meinen Aufsatz „Queering Identities in Psychology“ (Scholz, 2016) empfehlen.

In 2.3.2 wurden Forderungen an psychologische Forschung herausgearbeitet, die sich daraus ergeben, dass Identitätskategorien queertheoretisch als prinzipiell kulturell geformt verstanden werden sollten, aufgrund der Festschreibungen grundsätzlich kritikwürdig und bei Verwendung unbedingt intersektional zu thematisieren sind. In der Diskussion der einzelnen konkreten Umsetzungsmöglichkeiten werde ich einer groben Teilung folgen zwischen den Stellen, an denen die spezifischen Kritiken überhaupt nicht mit der oben nachgezeichneten Forschungslogik der Experimentalpsychologie vereinbar sind, und den Stellen, an welchen sie kompatibel wären, und wie sehr oder wenig experimentalpsychologische Forschung Umsetzungsforderungen nachkommt. Einen dritten Bereich führe ich zwischen diesen Extrempolen der Inkompatibilität und Kompatibilität aus.

Über queere Kritiken, die hinsichtlich Identitätskategorien inkompatibel mit der experimentalpsychologischen Forschungslogik sind

Wenn Experimentalpsycholog_inn_en Identitätskategorien als Bezeichnungen einer fixen Entität der Welt betrachten und Queertheoretiker_innen von einer ständig nötigen Wiederholung und Neuherstellung ausgehen (ohne die die Kategorie, wie auch die Entität, nicht erhalten bliebe), dann sind jene Perspektiven logisch inkompatibel. Dabei ist es irrelevant, welche genaue Beziehung die Psycholog_inn_en zwischen Gegenstand und Bezeichnung annehmen (wohl wissend, dass andere Kulturen ein bei uns als *Adrenogenitales Syndrom* bezeichnetes Phänomen anders bezeichnen). Ausschlaggebend ist an dieser Stelle, dass die einen den in 3.1.2 beschriebenen Entitätenrealismus anwenden und die anderen auch die Entitäten, auf die sich bestimmte Bezeichnungen beziehen, als nicht unabhängig von menschlicher Betrachtung erachten. Eine Psychologin, die, wie Gerrig und Zimbardo (2008), davon ausgeht, dass gesunde Menschen sich in zwei distinkte Gruppen namens Frauen und Männer teilen und dies entitätenrealistisch gegeben sei, kann die queertheoretische Perspektive, dass eine Unzahl von kulturellen Handlungen zu dieser Unterscheidung führt, nicht aufnehmen, ohne ihre vorherige metaphysische Position zu verlassen. Es wäre unlogisch, davon auszugehen, dass ein Merkmal einer Person unabhängig von

der Betrachtung existiert und gleichzeitig die betrachtungsabhängige Entstehungsgeschichte zu beschreiben. Würde sie ihre vorherige Position verlassen, muss sie ihre Forschungsfragen gänzlich anders stellen und angehen, worauf ich in Kapitel 4.2 eingehen werde.

Übergangsbereich zwischen Inkompatibilität und Kompatibilität

Einen Übergangsbereich zwischen Inkompatibilität und Kompatibilität sehe ich an den Stellen, an denen eine Implementierung von queeren Forderungen zwar nicht logisch widersprüchlich ist, jedoch die Experimentalpsychologie aufgrund ihrer realistischen Grundannahme keinen *Grund* zur Umsetzung sieht. Es ist kein logischer Widerspruch, wenn experimentalpsychologische Publikationen entsprechend Warners (2008) Forderung explizieren, warum sie bestimmte Kategorien von spezifischen Dimensionen verwenden und andere Kategorien und Dimensionen nicht. Da die Experimentalpsychologie jedoch im Allgemeinen manche Kategorien als präkulturell gegeben annimmt, haben Autor_innen zunächst keinen Grund, ihre Auswahl zu begründen – aus ihrer Perspektive erforschen sie nur, was gegeben ist. Ebenso könnte experimentalpsychologische Forschung versuchen, Ausschlüsse durch die gewählten Definitionen zu vermeiden – sie findet nur keinen Grund, dies zu tun, solange sie davon ausgeht, dass sie gegebene Tatsachen feststellt und nicht an der Gestaltung der Welt mitwirkt. Solange Psycholog_innen keine Verantwortung für vorkommende Ausschlüsse erkennen, weil sie diese als natürlich vorgegeben ansehen, werden sie in ihren Definitionen nicht versuchen, Ausschlüsse zu vermeiden. Weiterhin wäre es kein logischer Widerspruch, ein Modell zu entwickeln, welches Identitäten und das Selbst dynamisch statt stabil abbildet (vgl. Forderung von Diamond & Butterworth, 2008), bzw. als strukturelle Prozesse, statt als Ansammlung von Persönlichkeitseigenschaften (siehe S. 34). Doch Experimentalpsycholog_innen würden den Grund für eine dynamische oder stabile Abbildung von einem empirischen Ergebnis über beider Funktionalität abhängig machen. Das gleiche gilt für die Essentialisierung von Kategorien wie Geschlecht. Es ist ohne prinzipielle Schwierigkeiten möglich, eine Kategorie, mit der die Psychologie arbeitet, nicht zu essentialisieren. Klassisch arbeitende Experimentalpsycholog_innen würden

die Begründung, mehr der einen oder mehr der anderen Konzeptionalisierung zu folgen, jedoch in Validitätsabwägungen suchen. Die Validität verschiedener Modelle könnte diskutiert und verglichen werden, wobei auch die Idee geteilt würde, dass kein Test jemals prüfen kann, wie (Geschlechts-/ ethnische) Identität nun *wirklich aufgebaut* sei. Vielmehr könnte höchstens etwas wie die Vorhersagekraft bezüglich bestimmter Ereignisse (d. h. prädiktive Validität) bestimmt werden. So könnten einzelne Forschende zu dem Schluss kommen, dass sie näher am Seienden der Welt wären, wenn sie Geschlecht nicht essentialisieren, und wären im Bezug auf diese konkrete Forderung nach Nicht-Essentialisierung als queer einzuordnen. Gleichzeitig aber würden sie damit die Non-queerness ihrer Arbeit auf der Ebene *Suche nach einer bestehenden Wahrheit* stabilisieren. So geht auch Alice Eagly (2012) vor, wenn sie in der Reflektion darüber, welche Vorannahmen die wissenschaftliche Untersuchung von Geschlechterphänomenen mitgestalten, lediglich *Verzerrungen* erkennt, statt die Vorannahmen als Mitgestalterinnen von *jedem* Phänomen zu betrachten. Damit verbleibt sie in der realistischen Forschungslogik und ich beurteile ihre Perspektive entsprechend als unqueerend.

Schlussendlich wäre es kein Widerspruch, wenn Experimentalpsycholog_innen wachsam demgegenüber sind und thematisieren, was *nicht* getestet und *nicht* gefragt wurde (vgl. Forderung von Warner, 2008). Auch hier fehlt jedoch häufig der Grund, dies zu diskutieren, weil dieses *Nicht-Gefragte* in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie lediglich *bisher ungestellte Fragen* sind, denen sie sich in Zukunft noch stellen könnten. Dann wäre *intersectional invisibility* – anders als Purdie-Vaughns und Eibach (2008) den Ausdruck verwenden – lediglich ein Ort, auf den bisher der explorierende Blick nicht gerichtet wurde (gleichsam einer Taschenlampe, die im Dunkeln Gegenstände erhellen kann und damit unsere Wahrnehmung solcher ermöglichen). Sie gehen nicht davon aus, dass die unbeachteten Dimensionen und Kategorien etwas über wirkende Machtverhältnisse aussagen und Menschen der unbesichtigten Intersektionen misrepräsentiert, marginalisiert und entmächtigt werden, wie Purdie-Vaughns und Eibach (2008) feststellen.

Verbleiben Forscher_innen in ihrer klassisch realistischen Perspektive, so haben sie bezüglich vieler Kritiken keinen Anlass, sich um die Umsetzung der in Kapitel 2 genannten Forderungen zu bemühen. Sie bekommen erst wieder einen Grund, solche Forderungen umzusetzen, wenn die geäußerte Kritik eine aus ihrer eigenen Forschungslogik heraus geltende ist. Dies ist der Fall, wenn das akzeptierte Ziel ist, „immer bessere Erklärungen zu finden“ (Popper, 2002, S. XX, siehe auch oben S. 79) – im Sinne von akkuraten Abbildungen der Realität – und ein bestimmtes (beispielsweise experimentelles) Vorgehen zu Abbildungen der Welt führen soll, die näher an der Realität wären als andere Vorgehensweisen.³⁵ So bettet auch Warner (2008) ihre Forderungen eher in eine Notwendigkeit aus experimentalpsychologischer Perspektive ein, wenn sie äußert, dass erst die intersektionale Perspektive Manifestationen betrachten kann, die gar nicht erklärt werden können, wenn man keine intersektionale Perspektive einnehmen würde. Sie geht also eine Auseinandersetzung darüber ein, welche Vorgehensweise akkuratere (siehe Fußnote 35) Vorhersagen und Erklärungen liefert. Dadurch sind für einige queertheoretische Forderungen auch deren eigene Begründungen mit der Forschungslogik der Experimentalpsychologie kompatibel.

Über queere Kritiken, die kompatibel mit der experimentalpsychologischen Forschungslogik sind

In gewissen Fällen kann dieselbe Forderung unterschiedlich begründet werden. Die Forderung „betrachte Identitätsdimensionen (z. B. Geschlecht) in Intersektion mit weiteren Identitätsdimensionen (z. B. Ethnie und Klasse)“ zu betrachten, kann queertheoretisch mit dem Ziel begründet werden, Individuen nicht ausschließen zu wollen: wenn man über Geschlecht spricht, nicht nur über Weiße einer bestimmten Klasse zu sprechen, weil dies alle anderen Individuen

³⁵ Hier hat sich durchaus der Ausdruck „akkurat“ in einer Steigerungsform eingebürgert, obwohl er formal im Deutschen nicht existieren dürfte. Akkuratheit nicht als on-off-Kriterium zu benutzen, sondern graduell zu verwenden, hat aber den Vorteil, dass neben der Steigerungsmöglichkeit gleichzeitig die Spezifikation der Bedeutung von „besser“ möglich ist – nämlich dass das „Beste“ das „Akkurateste“ ist (und nicht etwa das „Passendste“).

der betrachteten Identitätskategorie vernachlässigt. Man kann die Forderung aber auch damit begründen, dass Wissenschaft eine *Suche nach Wahrheit* ist (Eagly, 2012, S. 283) und uns empirische Ergebnisse (wie z. B. von Goff, Thomas und Jackson, 2008, zitiert nach Warner, 2008) nahe legen, dass wir akkuratere Erkenntnisse erzielen, wenn wir die Intersektionen von sozialen Dimensionen beachten – was eine Begründung aus experimentalpsychologischer Forschungslogik heraus ist.

Folgende Kritiken und Forderungen gruppiere ich darunter, dass sie – wenn auch aus queerer und/ oder feministischer Kritik heraus formuliert – sogar aus experimentalpsychologischer Forschungslogik heraus umgesetzt werden müssten³⁶.

Zunächst sollte Experimentalpsychologie eine Bedeutungszuschreibung zu den Geschlechtskategorien nicht unproblematisiert aus einer anderen Disziplin übernehmen. Die Biologie hat ihre eigenen (hier irrelevanten) Gründe³⁷ und ihre eigene Geschichte, warum sie der Einteilung in Frau und Mann und Intersexuelle folgt. Psycholog_inn_en müssen sich der Frage stellen, warum *sie* der Einteilung in Frau und Mann Bedeutung zuschreiben. Es gibt eine lange und bis heute anhaltende Tradition in der Psychologie zu versuchen, eine Verschiedenheit zwischen Geschlechtern auch auf psychologischen Variablen nachzuweisen (siehe einen Überblick über verschiedene verfolgte Strategien dafür bei Sieben und Scholz, 2012) – obwohl die Feststellung einer Verschiedenheit nicht die unterschiedliche Behandlung rechtfertigt, denn das würde einen Sein-Sollens-Fehlschluss darstellen. Darüber hinaus sprechen die meisten Daten und vor allem Meta-Analysen (Hyde, 2005) für weitaus größere Ähnlichkeit als Verschiedenheit zwischen Geschlechtern. Auch die APA nahm dies auf: “however, in fact, there are more similarities than differences between the two sexes (e.g., Hyde, 2005)” (APA, 2010, S. 74). Statt eine Erklärung zu liefern, warum die psycholo-

³⁶ Eagly (2012) nennt es eine selbst-korrigierende Kraft der Wissenschaft, wenn aus einer politischen Ideologie heraus Kritiken platziert werden, die insofern richtig seien, als deren Beachtung näher an die Wahrheit führe – was, um es zu wiederholen, keine queertheoretische Feststellung ist.

³⁷ Für eine Kritik dieser Gründe siehe z. B. Voß (2011, 2012, 2013)

gische experimentelle Forschung so geschlechterschematisch dichotom (vgl. Bem, 1981) ist, kann sie viele Ergebnisse über mitunter massive Auswirkungen – meistens zum Nachteil aller nicht-männlichen Menschen – liefern (siehe unter vielen anderen z. B. Rudman & Glick, 2008). Die Einsichten, dass sich sogenannte Männer und Frauen psychologisch so gut wie nicht unterscheiden, um welche Aspekte es sich bei den wenigen Ausnahmen handelt (z. B. Angaben über Sexualität, siehe Hyde, 2005) und dass durch Geschlechterdifferenzierung Benachteiligung erst hervorgerufen wird, sollten dazu führen, der Dimension Geschlecht *keine* Bedeutung mehr zuzuschreiben. Bem schrieb diesbezüglich vor über 30 Jahren: “In short, human behaviors and personality attributes should cease to have gender, and society should stop projecting gender into situations irrelevant to genitalia.” (Bem, 1981, S. 363) Die heutige Experimentalpsychologie fährt jedoch – äußerst unqueerend – fort, psychologischen Phänomenen, die keine³⁸ Beziehung zu ausgewählten körperlichen Strukturen haben, eine Geschlechtlichkeit zuzuschreiben, die ausschließlich auf kulturellen³⁹ Ideen über Geschlecht fußt.

Laut den Manuskriptgestaltungsregeln der APA (2010) sollen in einem Fachartikel die wichtigsten Charakteristiken der Studienpartner_innen beschrieben werden und die Autor_inn_en führen auf, dies seien “age; sex; ethnic and/or racial group; level of education; socioeconomic, generational, or immigrant status; disability status; sexual orientation; gender identity; and language preference as well as important topic-specific characteristics (e.g., achievement level

³⁸ Joel (2012) schließt: “Therefore although ~99% of humans are 3G-‘males’ or 3G-‘females’, that is, have all the characteristics of their category [Anmerkung: der Ausdruck 3G bezieht sich auf die Korrelation zwischen Genetik, Gonaden und Genitalien], and only ~1% are 3G-‘intersex’, when it comes to brain and gender, we all have an intersex brain (i.e., a mosaic of ‘male’ and ‘female’ brain characteristics) and an intersex gender (i.e., an array of masculine and feminine traits).” (Joel, 2012, S. 5) Selbst wenn Psycholog_inn_en eine Verbindung zwischen Sex und Gender vermittelt durch Hormone erkennen wollen, müssten sie korrekterweise alle Menschen als Intergender behandeln.

³⁹ Schon eine der frühesten Definitionen von *Gender* versteht dies als Sammelpunkt der Charakteristiken und Eigenschaften, die als *angemessen/passend (appropriate)* für Männer und Frauen erachtet werden (vgl. Unger, 1979). Gender bezieht sich also darauf, was die geteilte Meinung der Menschen einer Kultur ist, was z. B. „weiblich“ sei.

in studies of educational interventions).” (APA, 2010, S. 29)⁴⁰ Diese Anleitung – und alle, die ihr folgen – muss sich die Frage gefallen lassen, welche (*biologische*) Kategorie sich warum qualifiziert, in jeder Studie mit erhoben und berichtet werden zu sollen. Auf die Frage, was Individuen dazu bringt, Informationen und sogar ihr Selbstkonzept um das Konzept Geschlecht herum zu organisieren – warum also geschlechtsbezogene schematische Informationsverarbeitung so verbreitet ist – antwortet Bem (1981, S. 362): “The answer would seem to derive, in part, from the society’s ubiquitous insistence on the functional importance of the gender dichotomy, from its insistence that an individual’s sex makes a difference in virtually every domain of human experience.” Es wäre aus ihrer eigenen Forschungslogik heraus bedenklich, wenn das auch auf psychologisch Forschende zuträfe und sie Informationen um das Konzept Geschlecht herum organisieren, weil eine Kultur in Geschlechterdichotomie Wichtigkeit erkennt⁴¹, obwohl psychologische Forschung diese Dichotomie nicht bestätigt.⁴² Bem fordert (1981, S. 363): “[N]ot that the individual be androgynous, but that the society be aschematic” – diese Forderung, geschlechter-aschematisch zu sein, kann experimentalpsychologische Forschung jedoch bisher nicht einlösen.

Angesichts der vielen Hinweise auf Antezedenzen der psychologischen Geschlechterdifferenzierung (vgl. z. B. Marecek, Crawford und Popp, 2004), sollten Experimentalpsycholog_innen aufgrund ihres eigenen Zieles der Wahrheitsfindung diese Konstruktionsidee ausführlich diskutieren – zumal es sich um ein in der Psychologie so verbreitetes Konstrukt handelt. Doch allein die Debatte, wie viel Essenz sich z. B. im Intelligenz-Quotienten (IQ) befindet, scheint viel größer zu sein, als die Abwägungen, wie sehr Individuen (soziale) Realität bezüglich Geschlechterbinarität konstruieren. Demzufolge setzten Experimentalpsycholog_innen ihre eigenen Einsichten nur mangelhaft um. Eine Definition

⁴¹ Und wieder gilt die Zurückhaltung der APA, dass es zu präferieren sei, die Eigenbezeichnung von Studienpartner_innen zu verwenden (APA, 2010, S. 75) nicht für die Kategorie Geschlecht.

⁴¹ Laut Wittig (1992) sieht unsere Kultur Wichtigkeit in der geschlechtlichen Unterscheidung vor allem deshalb, weil sie sich zur Hierarchiebildung eignet.

⁴² Passend zur Forschungslogik hingegen ist, ein Konzept dann als Variable zu beachten, wenn vorher experimentell ein Zusammenhang nachzuweisen war (vgl. “(...) it should not be ignored when pursuing research questions where it influences findings substantially.” (Steffens, Landmann & Mecklenbräuer, 2013)

lautet beispielsweise: "Social cognition research is thus concerned with the study of social knowledge and the cognitive processes that are involved when individuals construct their subjective reality." (Bless, Fiedler & Strack, 2004, S. 3) Wenn nun Experimentalpsycholog_inn_en eine Beschreibung der kognitiven Prozesse vorlegen können, an deren Ende die subjektive Realität von Geschlechterbinarität steht, wie Marecek et al. (2004) es tun, folgen sie der geforderten Selbstanwendung. Allerdings wurde dies in der Experimentalpsychologie bisher nicht breiter aufgenommen und weiter bearbeitet. Problematisch sind zudem jene Stellen, an denen in verzerrender Weise gegen Verzerrung argumentiert wird. In seinem Kapitel „Geschlechtsunterschiede“ im Buch *Persönlichkeitspsychologie*, das nahezu alle deutschen Psychologie-Studierenden als Lehrbuch kennen lernen, legt Asendorpf (2011) beispielsweise zwei Grafiken vor, auf denen je zwei Normalverteilungen unterschiedlich stark überlappen, um zu visualisieren, dass *wahre* Geschlechtsunterschiede (erste Grafik) meist in übertriebener Form (zweite Grafik) wahrgenommen werden. In der Abbildungsbeschriftung wird die erste Grafik als „Tatsächliche Verteilung von Geschlechtsunterschieden“ bezeichnet. Die Abbildung zeigt dabei einen Unterschied mit einer Effektstärke, die nach der Konvention von Cohen (1988) als „sehr großer Effekt“ bezeichnet werden müsste (*very large*: $d \leq 1.00$). Dies ist insofern verzerrend, als Hyde (2005) mit Hilfe einer Metaanalyse zeigen konnte, dass 78% der Effekte der verwendbaren zusammengetragenen Studien (124, nachdem 4 nicht zu klassifizieren waren) als „nahe Null“ (*close to zero*: $d \leq 0.10$) oder „klein“ (*small*: $0.11 \leq d \leq 0.35$) zu bezeichnen sind, sich deren Kurven also zu etwa 85% überlappen würden. Asendorpf verwendet also als angeblich *wahren Geschlechtsunterschied*, welcher dann in der zweiten Grafik übertrieben würde, einen der sehr seltenen und ungewöhnlich großen Effekte (wovon sich bei Hyde nur zwei finden, und zwar bei der Wurfgeschwindigkeit und der Wurfweite), oder er lässt sich bei der Wahl der ersten Grafik von seiner eigenen Tendenz leiten, Geschlechterunterschiede zu überschätzen, um vorkommende Überschätzung zu visualisieren. Solche differenzbetonenden Darstellungen sind nicht nur in den Medien, sondern auch in der Psychologie zu finden, und erst Hyde (2005, 2007) etablierte die *Gender Similarities Hypothesis* (wenn auch in einer Vorläu-

ferversion schon 1974 von Maccoby und Jacklin formuliert) auch in der Experimentalpsychologie.

Die mangelnde Selbstanwendung erklärt sich nur teilweise aus der realistischen Perspektive mit der zentralen Annahme, sich objektivem Wissen annähern zu können. Vielmehr mangelt es auch an den Stellen, an denen Psycholog_inn_en den von ihnen selbst nachgewiesenen Fehlern und Verzerrungen erliegen, an Selbstanwendung aus Perspektiver ihrer eigenen Forschungslogik heraus (und nicht nur aus queertheoretischer Argumentation).

Betrachten wir noch, wie sehr die Intersektionalitätsforschung Einzug in die Psychologie gehalten hat. Unabhängig davon, ob man die Forderung, psychologische Dimensionen intersektional zu behandeln (queer)feministisch oder experimentallogisch begründet – im Manuskriptgestaltungsmanual der APA (2010) ist keine Aussage darüber zu finden, dass bei ethnischen Kategorien auch die Geschlechtskategorien und andere mit zu bedenken sind oder bei Geschlechtskategorien ethnische Zugehörigkeiten. Auch der Begriff intersektional in dem hier vorgestellten Sinne kommt nicht vor.

Das spiegelt sich auch in den Ergebnissen von Stuhler (2013), die einen bestimmten Korpus von experimentalpsychologischer Fachliteratur der Prüfung unterzog, ob darin die Forderungen von Warner (2008) umgesetzt wurden. Stuhler kommt zu dem Schluss,

dass ein Bewusstsein [von Forschenden] über die Zugehörigkeit [ihrer Studienpartner_innen] zu verschiedenen sozialen Gruppen und den damit verbundenen Bedeutungen für das Erleben, Verhalten und Bewusstsein der Menschen, sowie die Prozesse, in denen Identitäten erlebt und ausgehandelt werden, nur ansatzweise vorhanden ist. (Stuhler, 2013, S. 41)

Kurz sei noch angemerkt, dass es durchaus (psychologische) Werkzeuge gibt, die Identitäten entsprechend vieler queerer Forderungen konzeptionalisieren. Katherine Johnson (2001) stellt z. B. die Diskursanalyse als geeignetes Werkzeug für die Psychologie vor, um Trans*Identitäten zu verste-

hen. Da es sich dabei aber nicht um Werkzeuge der Experimentalpsychologie handelt, sehe ich von einer Ausführung solcher Alternativen in dieser Arbeit ab.

Als Fazit ist festzuhalten, dass die Experimentalpsychologie gegenüber Identitäten noch sehr essentialisierend vorgeht und sie nicht als „soziale Zeitlichkeiten“ (siehe 2.1.2) versteht. Mit dem Verständnis von Ansara (2012) ist ihr auch verbreiteter *Cisgenderism* zu attestieren – “Cisgenderism includes various forms of ideology about people with self-designated genders and/or bodies that are not strictly male or female” (Ansara 2012, S. 102) –, denn Experimentalpsycholog_inn_en teilen zahlreiche heteronormative Annahmen über Menschen. Auch das Intersektionalitätsverständnis konnte sich noch nicht durchsetzen: “(...) Psychology, which as a discipline and as a subject matter should be fundamentally concerned with intersections of identity, has lagged behind.” (Shields, 2008, S. 302)

3.2.3 Macht in der Experimentalpsychologie

Auf den Internetseiten der APA in der Sparte “Monitor on Psychology” findet sich ein Bericht von Winerman (2014) darüber, dass ein Psychologe den stellvertretenden Direktor des *US Office of National Drug Control Policy* überzeugen konnte, dass die Konnotationen, die durch Bezeichnungen bei Rezipierenden ankommen, so wichtig sind, dass nationale Drogenpolitik entsprechend verändert werden muss. Der stellvertretende Direktor erkennt die Macht der Sprache an. Er wird deren Wirkungen in diesem Punkt in der Gestaltung politischer Regeln beachten und die APA bzw. Winerman (2014) propagiert die Einmischung des Psychologen als positiv anzuerkennende Intervention. Sucht man allerdings in den Manuskriptgestaltungsregeln der APA einen an Autor_inn_en gerichteten Hinweis, dass ihre Formulierungen, ihr Versuchsaufbau und ihre Interpretationen unweigerlich Dominanzverhältnisse widerspiegeln werden, so ist festzustellen, dass das Thema Machtkonstellationen und ihre Auswirkungen überhaupt nicht behandelt werden. Das Wort *power* kommt stattdessen nur im Sinne der *statistischen Power* vor (vgl. APA, 2010).

Diese Konstellation halte ich für bezeichnend für den Umgang mit Macht in der Experimentalpsychologie: Auf Ebene der Studienpartner_innen und jener Menschen, über die Psycholog_inn_en Aussagen machen, wird „die hierarchische Stellung einer Person innerhalb eines Beziehungsgefüges (z. B. mächtig) sowie moralische Prinzipien und soziale Normen (z. B. auf individueller, gruppenbasierter und kultureller Ebene)“ (Diefenbacher, Landhäuser & Pfattheicher, 2012, S. 1) beachtet. Die hierarchische Stellung einer Person, der zuerkannt wird, empirische Naturwissenschaft zu betreiben, und die sie umgebenden sozialen Normen auf individueller bis kultureller Ebene, werden dagegen nicht reflektiert.⁴³ Dass sich schon in der Auswahl von Konzepten, die ein_e Forschende_r verwendet, sowie in den Definitionen und Forschungsdesigns widerspiegelt, wer eine mächtigere Position als welche Anderen einnimmt, wird nicht analysiert.

Die Diskussion in der psychologischen Fachliteratur darüber, dass Experimentalpsychologie selbst Macht ausübt, hat Peter Hegarty als Gastherausgeber in einer speziellen Ausgabe von *History & Psychology* (2007, Vol. 10, Nr. 2) schon 2007 begonnen:

Despite recent titles in social psychology on such matters as social dominance (Sidanius & Pratto, 1999), legitimacy (Jost & Major, 2001), and corruption (Lee-Chai & Bargh, 2002), it remains the case that social psychologists' accounts of their experiments with power remain detached from work in the history of psychology on the kinds of power that experimental social psychology tends to wield (Lubek, 2000). The Gergen and Leach collection is a rare attempt to break this pattern. (Hegarty, 2007, S. 76)

Statt selbst so zu tun, als hätte Macht keine Geschichte, und statt Macht so aufzufassen, als wäre sie atomistisch und deterministisch zu behandeln (vgl. Hegarty, 2007), nehmen die Autor_inn_en der Spezialausgabe eine andere Perspektive ein:

⁴³ Das ist beispielsweise das Vorgehen in einem 2012, 2013 und 2014 veranstalteten Small-Group-Meeting von Nachwuchswissenschaftler_inne_n in Deutschland, die sich „mit dem Einfluss von Machtverhältnissen, moralischen Prinzipien sowie sozialen Normen auf menschliches Erleben und Verhalten in sozialen Situationen“ (Dorrrough & Pfattheicher, 2014, S. 1) beschäftigen.

We are explicitly concerned with the idea, often attributed to Foucault (Foucault, 1977)—but common also to feminist (Morawski, 1994), Marxist (Tolman, 1994), deconstructionist (Parker, 1989), antiracist (Gould, 1981), antipsychiatric (Szasz, 1961), and lesbian/gay (Kitzinger, 1987) critical thought—that psychology is a site where power and knowledge are transformed into each other in particularly dense ways in modern worlds. (Hegarty, 2007, S. 76-77)

Darüber hinaus wendet Hegarty die in 2.3.3 aufgeführte queertheoretische Idee an, dass auch eine kritische Analyse selbst nicht umhin kommt, wieder Ausschlüsse zu produzieren, und sicher keinen machtfreien Raum generieren kann. Mit seinem *Bewusstsein darüber* zeigt er jedoch eine queertheoretische Haltung:

As I mentioned in my opening paragraph, my account of psychology's power in this introduction is open to the criticism that it excludes some critical operations of power. I am under no illusions that the Special Issue as a whole has escaped this criticism or responded to it in any final or complete way. (Hegarty, 2007, S. 86)

Hegarty führt zusammen mit Susanne Bruckmüller (Hegarty & Bruckmüller, 2013) vor, dass Experimentalpsychologie einerseits selbst empirisch nachweisen kann, dass asymmetrische Erklärungen von Gruppenunterschieden zur Benachteiligung je einer Gruppe führen, und die Experimentalpsychologie selbst gleichzeitig genau solche Benachteiligungen betreibt. Damit kommen sie auch noch sechs Jahre nach der Spezialausgabe *Power Matters* zu dem Schluss: “[P]sychologists have been slow to engage his [Michel Foucault] description of ‚power-knowledge‘ processes by which social power works through scientific descriptions of people” (Hegarty & Bruckmüller, 2013, S. 182).

Der oben erwähnte stellvertretende Direktor äußerte: “I think [the way people use stigmatizing language] is largely not intentional because people really don't understand the power that language can have” (APA, 2014). Auch den allermeisten Experimentalpsycholog_innen ist nach wie vor zu attestieren, dass sie in ihre Forschung nicht implementieren, welche Macht allein Sprache hat.

3.2.4 Sprache und Sprechakte in der Experimentalpsychologie

Eine Anwendung der Vorannahme, dass auch Psycholog_inn_en durch ihre Sprache Phänomene generieren, wäre in der Experimentalpsychologie daran zu erkennen, dass ihre eigenen wissenschaftlichen Diskurse reflektiert werden. Es müsste z. B. reflektiert werden, dass unsere Sprache maßgeblich mitkonstruiert, welche Menschen und welche Situationen wie verstanden werden, und dass sich Psycholog_inn_en in einem Diskurs befinden, der nach bestimmten Regeln operiert. Parker und Shotter (1990) forderten schon vor bald 30 Jahren das Bewusstsein, dass auch Worte, die emanzipatorisch intendiert eingesetzt werden – etwa weil Psycholog_inn_en durchaus zu größerer Chancengleichheit unter Menschen beitragen wollen –, sich in einem bestimmten Diskurs befinden. Solange dieser wissenschaftliche Diskurs der Idee der standpunktlosen Wahrheitsfindung folgt, erkennt er das eigene Konstruktionspotential nicht an. In der diskursiven Psychologie werden neben der Analyse der Sprache einzelner Personen gerade auch wissenschaftliche Diskurse und ihre Wirkmechanismen analysiert (vgl. Augoustinos, Walker & Donaghue, 2014). Dies könnte in der Experimentalpsychologie innerhalb der *Psychology of Science* untersucht werden. Feist (2012) attestiert dieser Disziplin, ihre ersten Schritte auf dem Weg zu einer etablierten Disziplin zu machen (auch wenn er Vorläufer-Arbeiten auf 1875⁴⁴ datiert) und definiert sie vereinfacht: “[T]he psychology of science is simply the study of scientific thought and behavior” (Feist, 2012, S. 14). Dies weist auf das Potential hin, den Anspruch auf objektive Wahrheit aufzugeben und nicht mehr der Idee zu folgen, “that it is possible to untangle rhetoric and textual devices free from the individual who produced it” (Parker & Shotter, 1990, S. 16). Schließlich konstatiert Greenwald (2012) im selben Sammelband der *Psychology of Science* ähnlich wie Feist: “[I]t is inappropriate to assume that scientists are superior beings whose professional judgment is uninfluenced by the implicit cognitive-affective processes that pervasively characterize other humans.” (Greenwald, 2012, S. 264) Bezeichnenderweise ist dies jedoch sein Schlusssatz des Artikels *Scientists Are Human* und nicht sein Ausgangspunkt. Durchgängig argumentiert er für ein Bewusstsein für das Vorkommen von *Ver-*

⁴⁴ Galton, 1875/1895, zitiert nach Feist, 2012.

zerrungen, welche implizieren, dass es eine ontologische Wahrheit gäbe, der gegenüber eine Aussage verzerrt wäre. Aus diesem Grund wollen Hegarty und Bruckmüller (2013) ihren Befund über die Wirkung von asymmetrischen Erklärungen explizit *nicht* “*bias*” nennen – “because that would suggest that we know what an ‘unbiased’ position [...] would be” (Hegarty & Bruckmüller, 2013, S. 184; siehe auch meine weitere Diskussion dazu in Kapitel 6). Dieses Bewusstsein zeigt sich in der *Psychology of Science* bisher nicht (siehe auch meine Kritik an der Argumentation von Eagly, 2012, im Kapitel 3.2.2, S. 103). Auch Greenwald (2012) nimmt die Einsicht, dass auch Wissenschaftler_innen Menschen sind und mit Sprache operieren, nicht zum Anlass, das klassische Vorgehen der Experimentalpsychologie prinzipiell zu problematisieren.

Auch die Manuskriptgestaltungsregeln der APA (2010) fordern, dass Verzerrungen, die durch Formulierungen hervorgerufen werden, reduziert werden müssen, was sich auf möglichst vorurteilsfreie Sprache über die Menschen bezieht, über die Psycholog_inn_en schreiben. Die Autor_inn_en der Regeln verlangen jedoch keine Beachtung des Konstruktionscharakters von Sprache. Insofern findet sich in der Experimentalpsychologie – ganz anders als beispielsweise in der diskursiven Psychologie – nur in *einzelnen* Arbeiten (siehe Peter Hegarty) eine Umsetzung der queertheoretischen Forderung, Sprache als zentralen Ort der Herstellung von Phänomenen und ihrer Bedeutung zu erachten.

3.2.5 Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit in der Experimentalpsychologie

Die Anforderung, Kontextabhängigkeit grundsätzlich in das Verständnis von Wahrnehmung, Denken, Fühlen, Handeln und mehr einzubauen, führt zu der tiefgreifenden Forderung, die Herangehensweise der Experimentalpsychologie an Wissensgewinn zu verändern. In Abschnitt 3.1 wird ausgeführt, dass Popper den ontologischen Realismus als Hintergrund erachtete, vor dem die Suche nach Wahrheit überhaupt Sinn mache. Das queertheoretische Verständnis würde höchstens eine Suche nach situativen und historischen Wahrheiten erlauben.

Findet sich heute in der Experimentalpsychologie, was Hare-Mustin und Marecek oder Danziger schon 1990 als nötig entwarfen – eine Beachtung der Situation? Vielversprechend klingt zunächst die Bezeichnung *situated (social) cognition* (vgl. Smith & Semin, 2007; Robbins & Aydede, 2009). Hier wird dafür argumentiert, in der experimentell arbeitenden Psychologie Kontextabhängigkeit nicht weiter als Störvariable zu betrachten, sondern einen theoretischen Ansatz zu entwickeln, der – wie Smith und Semin (2007) fordern – „wechselseitige Abhängigkeit und Einschränkungen zwischen Person und Kontext zu einem zentralen Fokus macht, statt dies als Ablenkung von inneren Repräsentationen und Prozessen zu erachten“ (S. 134, Übersetzung v. Verf.). Sie stellen drei Prinzipien vor, die sie der Experimentalpsychologie empfehlen, weil sie es für nicht mehr haltbar ansehen, davon auszugehen, dass Kognition eine einfache, abstrakte, amodale Informationsverarbeitung ist. Sie fordern erstens, dass Theoretiker_innen die statisch konnotierten Begriffe wie *Speicherung* und *Abruf* vermeiden und stattdessen mentale Repräsentationen als etwas betrachten, das situativ in jedem Kontext neu gebildet wird. Zum zweiten sollten Forschende anerkennen, dass Rückkopplungsprozesse ihre Schleifen durch die Umwelt ziehen und nicht nur in innere, von der Umwelt unabhängige Prozesse eingebaut sind. Drittens sollte eine Theorie widerspiegeln, dass Kognition erst sozial möglich gemacht und durch Kommunikation verbreitet wird. Sie führen an, dass zahlreiche Situationen menschlichen Lebens der gemeinschaftlichen Operation einer Gruppe bedürfen, die eine geteilte Realität haben muss, welche die Koordination ihrer Handlungen vereinfacht (Smith & Semin, 2007, S. 134). Außerdem diskutieren sie, dass in vielen Apparaten, die Menschen zur Vollendung einer Handlung benutzen, überreichlich Wissen (und damit wieder soziale Kognitionen) implementiert ist. Damit erfüllt der Ansatz der *situated cognition* tatsächlich einige der queertheoretischen Forderungen, hingegen andere nur teilweise. Das erste Prinzip von Smith und Semin (2007) passt zu der queertheoretischen Erinnerung, jedes Phänomen als historisch und kontextgebunden zu betrachten. Ebenso passt das zweite Prinzip von Smith und Semin, das ebenfalls von einer realistischen Position gegenüber kognitiven Prozessen absieht. Mit ihrem dritten Prinzip sind sie nahe an der queertheoretischen Betonung der Relevanz von Diskursen für die Formung von Ergebnissen. Sie besprechen hier die Wirkung

von Diskursen, auch wenn sie nicht den Begriff *Diskurs* verwenden, sondern von *collaborative communication* (S. 134) sprechen. Interessant ist auch, dass sie einbeziehen, dass Apparate, die bei menschlichen Handlungen (z. B. eine chirurgische Operation durchzuführen) verwendet werden, nur durch spezifisches Wissen existieren, welches durch kontextabhängige (*situated*) Kognitionen entsteht.

An anderen Stellen sind Smith und Semin (2007) von queertheoretischen Forderungen deutlich weiter entfernt:

The theme that cognition is situated—not isolated in inner representations and processes but causally interdependent with the current physical and social environment—resonates with findings, such as those outlined in this article, that situations and communicative contexts pervasively influence social thought and action. (Smith & Semin, 2007, S. 134-135)

Wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Handlungen werden also *nicht* einbezogen – nicht an dieser Stelle und auch nicht, wenn sie kollaborative Aktionen besprechen. Dortstehende Beispiele beziehen sich auf „ein großes Schiff zu steuern“ und „eine chirurgische Operation durchzuführen“, statt *Wissenschaft zu betreiben*. Somit bleibt offen, inwieweit Smith und Semin wirklich Selbstanwendung ihrer Feststellung betreiben und davon ausgehen, dass Situationen und kommunikativer Kontext – was wir auch Diskurs nennen können – *Wissenschaft* (statt nur soziales Denken und Handeln) tiefgreifend beeinflussen oder sogar mehr als beeinflussen, nämlich *mitkonstituieren*. Konsequenz und queertheoretisch kompatibel wäre es, auch wissenschaftlichen Aussagen – ebenso wie mentale Repräsentationen – als “states that are constructed online in specific contexts” (Smith & Semin, 2007, S. 134) aufzufassen. Dies allerdings mit der Spezifikation, dass die Kultur, der aktuelle Zeitgeist, vorherige Wissenschaftskonstruktionen etc. den Kontext von Wissenschaft bilden. Es bleibt unklar, inwieweit Smith und Semin das neue Verständnis von Kontextabhängigkeit nur bezüglich Studienpartner_innen verbreiten wollen (also davon ausgehen, dass Kontext das Denken und Handeln von Studienpartner_innen mitgestaltet), oder

auch als für Forschende und die Wissensgenerierung gültig erachten (also davon ausgehen, dass Kontext Wissenschaft und ihre Ergebnisse mitgestaltet).

Der Großteil der Experimentalpsychologie agiert noch weit entfernt vom Ansatz der *situated cognition*; arbeitet beispielsweise an der Frage “How is an ‘objective’ situation transferred into subjective reality?” (Bless, Fiedler & Strack, 2004, S. 3) mit der Erwartung einer Antwort, die einen bestehenden und stabilen Fakt abbildet. Die Liste der Beispiele ließe sich lange weiterführen. Die Manuskriptgestaltungsregeln der APA konstatieren: “In all [*sic*] scientific disciplines, professional communications are presumed to be based on objective interpretations of evidence and unbiased interpretation of fact.” (APA, 2010, S. 17) Ruscio und Ruscio (2008) vertreten explizit folgende Idee: “[M]ethodological tools are available to evaluate empirically whether a variable is categorical or dimensional at a latent level, regardless of how it has been conceptualized or measured.” (S. 203) Tomelleri und Castelli (2012) berichten über “the Nature of Gender Categorization”, ohne die Möglichkeit zu erwähnen, dass erst ganz spezifische Konfigurationen von Antezedenzien dazu führen, dass Geschlecht dimorph differenziert wird. Eine empirische Analyse von experimentalspsychologischen Fachartikeln zur Sensitivität für eigene Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit wäre aus queertheoretischer Sicht wichtig. Aus den von der Experimentalpsychologie verwendeten Formulierungen schließe ich derzeit, dass sie diese Sensitivität bisher nicht grundlegend in ihr Vorgehen implementiert hat.

3.2.6 Dekonstruktion in der Experimentalpsychologie

“A queer critical psychology goes further – it seeks not just to interrogate or reveal but to dismantle the normative gender and sexuality categories within, and beyond, the discipline.” (Clarke & Braun, 2009, S. 239) Diese Beschreibung von Clarke und Braun ist ein passendes Benennen des Vorgehens einer dekonstruierenden queeren(den) Psychologie, obgleich sich diese noch anderen Differenzachsen außer Geschlecht und Sexualität widmen sollte – inner-

halb der Disziplin und über ihre Fachgrenzen hinaus. Denkbar wäre beispielsweise das emanzipatorische Wirken auf Studienpartner_innen in einer Versuchssituation, welches über die Zeit des Experimentes hinaus wirkt. Döring (2013) wirft beispielsweise die Hypothese auf, dass eine Konfrontation von Studienpartner_innen mit einer Geschlechtsabfrage, die mehr als zwei Optionen enthält, dazu führen könnte „dass a) sie darüber nachdenken, welche ‚anderen‘ Geschlechtsausprägungen es noch gibt und wie verbreitet sie sind, oder dass b) ihnen durch ein Item mit sechs oder mehr Antwortmöglichkeiten die biologische Geschlechtervielfalt bewusst(er) wird“ (Döring, 2013, S. 103). Dies könnte über den Versuch hinaus durch das Situieren und Kontextualisieren dekonstruierend auf die rigide Geschlechterbinarität wirken.

In der diskursiven Psychologie hat sich die Dekonstruktion etabliert (siehe z. B. Augoustinos et al., 2014). In der Experimentalpsychologie scheint der Widerstand gegenüber einer absichtlichen Veränderungsintention als ein in den Forschungsprozess eingebautes Element groß zu sein, was vermutlich aus ihrer Forschungslogik folgt. In der Spezialausgabe der Zeitschrift *Psychology & Sexuality* zu „Queer Theory and Psychology“ (2011, Vol. 2, No. 1) gibt es beispielsweise keinen Beitrag, der die Dekonstruktion in der Experimentalpsychologie einsetzt. Insgesamt lassen sich nur wenige Einzelarbeiten finden, wie jene von Hegarty und Bruckmüller (2013), in der mit Rückgriff auf empirische Ergebnisse unter anderem die Neutralität von wissenschaftlichen Aussagen dekonstruiert wird. Etabliert ist die Dekonstruktion in der Experimentalpsychologie sicher nicht.

3.2.7 Zusammenfassung der Un-/Vereinbarkeiten queerer Kritiken mit der Experimentalpsychologie

Die Experimentalpsychologie erweist sich nach meiner Analyse als äußerst heteronormativ. Gewöhnlich wird von Geschlecht in dichotomer Weise gesprochen und ein biologisches Geschlecht von einem psychischen oder sozialen abgegrenzt. Das Konzept eines sog. biologischen Geschlechtes wird kritiklos

übernommen und als natürlicher Fakt erachtet. Es wird höchstens diffus auf Zusammenwirkungen von als biologisch erachteten Strukturen, wie beispielsweise individuellen Hormonleveln, mit psychologischen Variablen verwiesen – dies jedoch ohne eine Einbettung in eine entsprechende Theorie. Die Vorstellung, dass im gesunden Falle das sog. biologische Geschlecht das sog. soziale determiniere, findet sich zwar nicht durchgängig, wird aber trotzdem noch häufig vertreten, vor allem in der impliziten Gleichsetzung von *Sex* und *Gender*. Bewusstsein über die kulturellen Entscheidungen, die zum binären Erscheinungsbild von Geschlecht führen, spiegelt sich in den Publikationen nur äußerst selten wieder. Heterosexualität wird häufig noch als gesunde Norm dargestellt, andere Sexualitäten dagegen als erklärungsbedürftig und abweichend. Pejorative und diskriminierende Befürchtungen werden ernst genommen und beispielsweise – emanzipatorisch intendiert – empirisch widerlegt, anstatt von vorneherein die Ausschlusslogiken solcher Formulierungen in Frage zu stellen. Ebenso wird sexuelle Orientierung in der Regel als stabile und universale Identitätskategorie verstanden und ihre Kontextabhängigkeit und Intersektionalität kaum reflektiert.

Im Umgang mit Identitätskategorien insgesamt zeigt sich ein heterogenes Bild. Manche queertheoretischen Kritiken funktionieren auch aus experimentaltallogischer Perspektive und lassen daher manche Neuentwicklungen queerer aussehen als den vorherigen Umgang. Die Neuentwicklungen entstanden jedoch vermutlich nur in den allerseltensten Fällen aus queer(end)er Intention heraus. Beispielsweise hat die Forderung, Identitätskategorien intersektional zu betrachten, schon Einzug in die Experimentalpsychologie gehalten, auch wenn die Intersektionalitätsperspektive sicher noch nicht zum Standard geworden ist. Gleichzeitig sind Essentialisierung und Universalisierung nach wie vor häufig und es findet sich keinesfalls ein durchgängig performatives Verständnis von Identitätskategorien. Sie werden weder als kritisch zu prüfende noch als kulturell geformte Klassifizierungen erachtet, sondern meist als stabile, inhärente, sich selbsterklärende Kategorien.

Die Reflektion von Machtstrukturen – speziell im Verständnis von Foucault – im Forschungsprozess spielt in der Experimentalpsychologie bislang quasi keine Rolle, obwohl zahlreiche Psycholog_innen schon auf die Ver-

strickungen eines jeden Forschungsprozesses hingewiesen haben, was von anderen psychologischen Richtungen (z. B. diskursive Psychologie) übernommen wurde. Einzelne Arbeiten, wie die von Peter Hegarty mit Kolleg_inn_en, bilden hier innerhalb der Experimentalpsychologie seltene Ausnahmen, während der übliche experimentalpsychologische Umgang mit Macht diese ausschließlich als Variable innerhalb von Einflüssen auf Ebene der Studienpartner_innen behandelt.

Ähnlich ist es bezüglich der Sensibilität gegenüber Sprache und ihrer Wirkungen. In der Experimentalpsychologie wird Sprache nicht als zentraler Ort der Herstellung von Phänomenen und ihrer Bedeutung erachtet. Wieder bilden wenige Arbeiten Ausnahmen. Auch an Stellen (*Psychology of Science* oder Manuskriptgestaltungsregeln), an denen auf Einflussmöglichkeiten durch Sprache hingewiesen wird, wird lediglich versucht, eine möglichst große Neutralität anzustreben, statt mit der Unweigerlichkeit von Mitgestaltung konstruktiv zu arbeiten.

Beachtung des Kontextes ist für die Experimentalpsychologie einerseits Tagesgeschäft, da Forschende grundsätzlich mit Bedingungsvariation arbeiten. In fast allen Fällen beziehen sie dies jedoch nur auf ihre Studienpartner_innen und reflektieren nur in den seltensten Fällen die Bedingungen, unter denen ihre eigene Forschung entstanden ist. Selbst vielversprechende Ansätze (z. B. *situated cognition*), die die Kontextabhängigkeit über das sonst übliche Maß hinaus spannen, bleiben vage darin, Kontextabhängigkeit auch auf wissenschaftliches Handeln und experimentelles Forschen zu beziehen. Weiterhin wird auf Forschungsebene Objektivität und Neutralität angestrebt und Standpunktabhängigkeit wie Historizität als zu überkommene Hindernisse verstanden.

Bezüglich Dekonstruktion scheint in der Experimentalpsychologie – aus ihrer Forschungslogik heraus – der Widerstand gegenüber einer absichtlichen Veränderungsstrategie als in den Forschungsprozess eingebautes Element groß zu sein. Forschung soll nichts verändern, sondern einen bestehenden Zustand möglichst unverzerrt abbilden. Entsprechend ist die Dekonstruktion in der Expe-

rimentalpsychologie (wieder mit einzelnen Ausnahmen) nicht nur unverbreitet, sondern geradezu illegitim.

Insgesamt erscheint mir die Annahme eines Grabens zwischen queer-theoretisch informierten Paradigmen und der Experimentalpsychologie (wie in der Einleitung erwähnt) äußerst plausibel. Eine queer(end)e Experimentalpsychologie scheint an dieser Stelle ein Qxymoron zu sein. Wenn mit *Agential Realism* über vorhandene Gräben Brücken gebaut werden sollen, muss er diese Widersprüche auflösen können.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





4 *Agential Realism (AR) als forschungslogische Grundlage*

Dieses Kapitel widmet sich der Übersetzung von Karen Barads *Agential Realism (AR)* in psychologische Forschungslogik. Aus Gründen der Verständlichkeit wird dies in zwei Schritte unterteilt. Aufgrund der Komplexität von Barads Überlegungen gebe ich zunächst ihre Metatheorie wieder. Die Beschreibung dieser und die illustrierenden Beispiele verbleiben zunächst in ihrem Gebiet der Physik. In 4.2 wird ihre Forschungslogik in die Psychologie überführt und dort mit Beispielen psychologischer Fragestellungen veranschaulicht. Im letzten Unterkapitel wird eine *Agential Realist*-Psychologiekonzeption auf ihren queeren(den) Gehalt hin geprüft.

4.1 *Barads Agential Realism*

Die ausführlichste Beschreibung von Barads *Agential Realism* findet sich in ihrem Buch *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning* (2007). Eine Art Kurzversion stellt ihr Artikel von 1996 “Meeting the Universe Halfway. Realism and Social Constructivism without contradiction” dar. Ihre metatheoretischen Grundannahmen sind zudem in jedem ihrer neueren Werke zu finden. Sie basiert ihren Entwurf auf ihre Lesart von Niels Bohrs Interpretationen der Quantenphysik zu Beginn des 20. Jahrhundert. Sie erwähnt zwar, dass Bohr möglicherweise nicht allen ihrer Weiterentwicklungen oder Auslegungen zustimmen würde, besteht dennoch auf die anerkennende Referenzierung auf Bohr, da sie seiner Interpretationen für die Entwicklung ihres *Agential Realism* bedurfte⁴⁵. So ergibt sich, dass Barad viel mit Bohrs Konzepten arbeitet, allerdings keinen Anspruch darauf erheben will, eine korrekte Exegese von Bohr mitzuliefern, sondern lediglich

⁴⁵ Vgl. z. B. Barad, 2007, S. 138: “Unfortunately Bohr does not explore the crucial ontological dimensions of his insights but rather focuses on their epistemological import. I have mined his writings for his implicit ontological views (see chapter 3) and here elaborate on them in the development of an agential realist ontology.”

ihre persönliche Lesart. Gleichzeitig gibt es zahlreiche relevante Stellen, an denen Barad ausdrücklich von Bohrs Verständnis – wie sie es interpretiert – abweicht⁴⁶. Weiterhin äußert sich Barad explizit dazu, ihre Ausführungen nicht als Plädoyer dafür misszuverstehen, sich erneut vor der Wissenschaft zu verbeugen, weil diese eine neue Erkenntnistheorie gefunden hätte. Vielmehr versuche ihre Theorie die Hegemonie der Wissenschaft zu unterminieren, indem sie deutlich fordert, dass Wissenschaft einen reflexiven kritischen Diskurs integrieren muss – genauso wie jede andere menschliche Unternehmung (vgl. Barad, 1996, S. 187). Ich verwende ihre Herangehensweise als wissenschaftstheoretische Perspektive, die u. a. einem klassischen Realismus bzw. wissenschaftlichem Realismus gegenübersteht.

4.1.1 Relationale Ontologie des *Agential Realism*

Um dem Verständnis der spezifischen Konzeptionen von Barad näher zu kommen, beginne ich mit ihren ontologischen Positionen (siehe auch Abschnitt 3.1.1). Barad geht davon aus, dass ein Objekt nicht an und für sich Eigenschaften hat, sondern dass jede Existenz in Relation zu weiteren Existenzen steht. Anders ausgedrückt ist die Existenz jedes Objektes, jeder Eigenschaft und jeden Sachverhaltes bedingungsabhängig. Deshalb scheint die Selbstbeschreibung, dass ihre Metatheorie von *relationaler Ontologie* ausgeht (Barad, 2007), zutreffend in dem Sinne zu sein, dass Aussagen immer nur als Aussagen über Zusammenhänge möglich sind. Ich versuche das an den zwei physikalischen Experimenten *Positionsmessung eines Teilchens* und dem *Doppelspalt-Experiment* zu illustrieren, die auch Barad (2007) diskutiert.

⁴⁶ Beispielweise nennt sie ihre Ausarbeitung eine posthumanistische (versus Bohrs humanistische) Version der Ausarbeitung der Quantenphysik (vgl. Barad, 2007, S. 331), wobei sie posthumanistisch als eine Herangehensweise versteht, die den Menschen nicht als zentrales oder anders wichtigeren Part der gesamten Welt betrachtet.

Positionsmessung eines Teilchens

Dieses Experiment soll als Beispiel gelten, weil es im Bereich der Physik das gleiche behandelt, was auch Experimentalpsycholog_inn_en anstreben, nämlich ein Merkmal zu bestimmen:

Sozial-, Human- und Biowissenschaften befassen sich mit Untersuchungsobjekten (Menschen, Tieren, Schulklassen, Betrieben, Abteilungen, Kommunen, Krankenhäusern etc.), die bezüglich ausgewählter, für eine bestimmte Fragestellung relevanter *Merkmale* beschrieben werden. Die Beschreibung der Objekte bezüglich eines Merkmals ermöglicht es festzustellen, bei welchen Objekten das Merkmal identisch bzw. unterschiedlich ausgeprägt ist. (Bortz & Döring, 2003, S. 5)

Barad bietet eine Alternative zu der Annahme an, dass ein Objekt ein von der Messung unabhängiges Merkmal trägt. Zunächst arbeitet aber dieses Beispiel mit der Sprache von klassischer Mechanik: “(which, for example, assumes that objects have individually determinate properties before the act of measurement and that the measurement interaction disturbs the prior value) until we more fully understand what an alternative might look (and sound) like.” (Barad, 2007, S. 111) Für Physiker_innen sind interessierende Merkmale beispielsweise die Position und der Impuls eines Teilchens, das sich durch den Raum bewegt. Nehmen wir also an, dass eine Physikerin die Position eines Teilchens im Referenzrahmen Labor zu einem bestimmten Zeitpunkt wissen will, um diese beispielsweise mit der Position eines anderen Teilchens zu vergleichen. Die Physikerin möchte zur Messung eine Kamera mit Blitz auf einem Stativ verwenden. Ihre Idee ist, dass mindestens ein Lichtphoton von einer Lichtquelle kommend – dem Blitz – auf das Teilchen trifft und danach auf eine Fotoplatte. Der Ort, an dem das Photon auf die Fotoplatte trifft, sagt ihr etwas über die Position des Teilchens aus. Deshalb muss die Fotoplatte festmontiert – z. B. auf einem Stativ – sein, damit die Aufnahme nicht verschwommen ist. Will sie aber den Impuls des Teilchens feststellen, braucht sie dafür eine bewegliche Fotoplatte, die den Impuls aufnehmen und auf eine Skala übertragen kann. Position und

Impuls eines Teilchens können also nicht gleichzeitig bestimmt werden, weil sie einander ausschließende experimentelle Gegebenheiten erfordern.⁴⁷

Nun geht es aber um die Idee, ein von der Messung prinzipiell unabhängiges Merkmal zu bestimmen. Wenn die Position des Teilchens durch das Treffen eines Lichtphotons gemessen werden soll, muss die Physikerin davon ausgehen, dass auch nur ein einziges Lichtphoton das Teilchen stört und die Messung ihr Messergebnis verändert. Das wäre unproblematisch, wenn es möglich wäre, den Effekt der Messung vom vorläufigen Ergebnis abzuziehen. Dann würde ein Wert der Eigenschaft ohne Messeffekt übrig bleiben. Also versucht sie, den Effekt zu bestimmen, den das Treffen des Photons auf das Teilchen hat. Sie kennt den Impuls, mit dem das Photon die Lichtquelle verlässt und auf das Teilchen zusteuert. Wenn sie den Impuls nach dem Zusammenstoß messen könnte, dann könnte sie (gemäß dem Impulserhaltungsgesetz) auf den Effekt schließen, den das Photon auf das Teilchen hatte. Allerdings bräuchte sie zur Impulsmessung des Photons die eben genannte bewegliche Fotoplatte. Damit bräuchte sie eine feststehende Fotoplatte, um zunächst eine Position des Teilchens zu bestimmen, sowie eine bewegliche Fotoplatte, um den genauen Impuls des Photons zu bestimmen, um letztlich den Effekt der Messung bestimmen und berücksichtigen zu können. Es ist also unmöglich, einen Wert für das interessierte Merkmal zu bestimmen, der unabhängig von der Messung ist. Jedes Ergebnis beinhaltet die Messinteraktion. Barad formuliert es so, dass „wir nicht berechtigt sind, den Wert, den wir für das Merkmal erhalten haben, einer abstrakten Vorstellung eines mess-unabhängigen Objektes (d. h. des Objektes, wie es mutmaßlich vor der Messung war) zuzuschreiben“ (Barad, 2007, S 113, Übersetzung v. Verf.).

Wie schon angemerkt beinhaltet die Formulierung, dass die Messinteraktion nicht von dem gemessenen Objekt zu trennen ist, die klassisch-realistische Vorstellung eines vorher bestimmten Teilchens. Entsprechend ließe sich das Problem auf ein rein epistemisches, d. h. ein Problem der mangelnden Messfä-

⁴⁷ Barad nennt dies “Bohr’s principle that theoretical concepts are defined by the physical circumstances required for their measurement.” (Barad 2007, S. 112, Abb. 12)

higkeiten reduzieren. Für Barad ist der Unterschied entscheidend, ob wir das Problem als Limitation dessen begreifen, was wir wissen können, oder als einen ontologischen Sachverhalt. Sie schreibt Heisenberg zu, diesen Zusammenhang mit seinem Verständnis als *Unschärferelation* zu einem epistemischen Problem zu machen, wohingegen Bohr ihn als Unbestimmtheitsrelation in dem Sinne begreift, dass die Werte tatsächlich *unbestimmt* sind. Barad schließt (mit Rückgriff auf Bohr), dass es keine inhärente Trennung zwischen dem beobachteten Objekt und den Tätigkeiten (*agencies*) der Beobachtung gibt, solange nicht eine bestimmte Experimentkonfiguration, z. B. bewegliche oder feststehende Fotoplatte, eine solche erst herstellt:

The boundary between the 'object of observation' and the 'agencies of observation' is determinate in the absence of a specific physical arrangement of the apparatus. What constitutes the object of observation and what constitutes the agencies of observation are determinable only on the condition that the measurement apparatus is specified. The apparatus enacts a cut delineating the object from the agencies of observation. (Barad, 2007, S. 114)

Der springende Punkt ist diese Einsicht: “[O]bservations do not refer to properties of observation-independent objects (since they don’t preexist as such).” (Barad, 2007, S. 114) Wenn kein Messapparat spezifiziert ist, der eine Trennung zwischen Objekt und Messanstrengungen hervorruft, existieren die Eigenschaften des Objektes auch nicht als solche. Ohne Messung sind die Eigenschaften nicht nur *unscharf* in dem Sinne, dass wir sie nicht kennen, sondern sie sind *unbestimmt*, in dem Sinne, dass sie nicht per se existieren. Diese Sichtweise kann noch deutlicher am Doppelspalt-Experiment erläutert werden.

Das Doppelspalt-Experiment

Das Doppelspalt-Experiment ist eines der berühmtesten unter den physikalischen Experimenten und ausführlich an vielen Stellen – beispielsweise auch Wikipedia – nachzulesen. Ich werde es an dieser Stelle kurz referieren, um Barads besondere Anschauung daran zu verdeutlichen. Im experimentellen Aufbau wird eine Emissionsquelle von Licht oder Elektronen oder Atomen auf eine

Wand mit zwei parallelen Spalten gerichtet. Dahinter befindet sich ein Schirm. Wenn Licht oder Elektronen durch die Spalten tritt/treten und danach auf den Schirm trifft/treffen, erkennen wir auf dem Schirm ein spezifisches Muster. Dazu muss man Folgendes wissen: Wenn statt der Lichtquelle eine Ballmaschine verwendet wird und der Schirm aufzeichnen würde, wo alle Bälle treffen, die auf die Wand mit den zwei Spalten (nun groß genug, dass einige Bälle den Weg hindurch finden würden) geworfen werden, wäre hinter den Spalten auf dem Schirm ein Muster von zwei Balken zu sehen.

Werden dagegen Wellen durch die Anordnung geschickt, ergibt sich ein Inferenzmuster auf dem Schirm. Das liegt daran, dass die Wellen nach Austritt aus den Spalten aufeinanderzuströmen und miteinander interagieren. Treffen zwei Wellenberge oder zwei Wellentäler aufeinander, addieren sie sich, ein Wellenberg und ein Wellental löschen einander dagegen aus.

Haben wir es also mit miteinander interagierenden Wellen zu tun, findet sich als Ergebnis der Anordnung ein Interferenzmuster auf dem Schirm. Umgekehrt würde man durch Erkennen des Interferenzmusters schließen, dass man es mit Wellen und nicht mit Teilchen zu tun hat. Interessanterweise zeigen aber auch Elektronen, Atome und sogar Fullerene, welche aus 60 Kohlenstoffatomen bestehen und damit zu den Teilchen zählen, das Interferenzmuster von Wellen. Physiker_innen haben also kleine Teilchen durch die Anordnung geschickt, aber erstaunlicherweise ein Muster entdeckt, das auf Wellen schließen ließe. Da sie keine Erklärung hatten, wie zwei Teilchen als Wellen miteinander interagieren sollten, schickten sie jeweils nur ein Teilchen los und warteten, bis jenes den Schirm erreicht hatte, bevor sie das nächste losschickten. So konnte verhindert werden, dass zwei Teilchen wie zwei Wellen miteinander interagieren, weil sich zu keiner Zeit zwei Teilchen gleichzeitig im Raum zwischen Emissionsquelle und Schirm befanden. Zeichnete man den Zielpunkt vieler solcher Einzeldurchgänge auf dem Schirm auf, entstand wieder das wellencharakteristische Interferenzmuster für Durchgang durch zwei Spalten. Also wollten die Forschenden sehen, durch welchen Spalt jedes Teilchen fliegt, oder ob sich sogar ein Teilchen auf irgendeine Weise teilen und durch beide Spalten fliegen würde, um danach mit sich selbst interagieren zu können. Sie installierten einen sogenannten Wel-

cher-Spalt-Detektor (*which-slit-detector/which-path detection apparatus*), also einen Detektor, der anzeigen würde, in welchem Spalt er ein Teilchen beim Durchgang registriert hat, und zwar ohne dabei das Teilchen in seinem Flug zu stören⁴⁸. Man kann also feststellen, ob das Teilchen durch den oberen oder den unteren Spalt oder sogar durch beide gleichzeitig geht. Das Überraschende für ein klassisches Verständnis ist nun Folgendes: Wenn man den Detektor benutzt und die Information erhält, dass das Teilchen entweder durch den oberen oder den unteren Spalt ging (der Detektor liefert nie das Ergebnis, dass es durch beide Spalten gleichzeitig ging), dann sehen wir auf dem Schirm das materiecharakteristische Balkenmuster. Kommt der Welcher-Spalt-Detektor nicht zum Einsatz, entsteht das wellencharakteristische Interferenzmuster. Vermenschlicht gesprochen ist es, als würde das Teilchen durch Abfragen der Information dazu *gezwungen*, eine bestimmte Position einzunehmen, also ein *Ball* im einen *oder* anderen Spalt zu sein. Das Teilchen verhält sich entsprechend diesem Zwang und es ergibt sich auch das *balltypische* Balkenmuster. Wird es nicht dazu *gezwungen*, weil wir die Welcher-Spalt Information nicht abrufen, dann kann es – wie auch immer – durch die Spalten gehen und auf dem Schirm ein Interferenzmuster erzeugen. Gemäß Barad finden wir dieses Phänomen nur dann erstaunlich, wenn wir es mit einem klassischen Verständnis von separaten Entitäten, die für sich existieren, betrachten. Wenn wir davon ausgehen, dass es sich entweder um Masse (Teilchen) oder um Energie (Wellen) handelt und wir durch das Muster auf dem Schirm erfahren würden, was es nun wirklich sei, dann bringt uns das Resultat, dass das Ergebnis vom Einsatz des Welcher-Spalt-Detektors abhängt, in Erklärungsnot.⁴⁹

⁴⁸ Dies ist folgendermaßen möglich: “A beam of atoms passes through a set of collimators. The laser beam put the atoms into an excited state that will decay with 100% probability in whichever micromaser cavity it passes through, leaving behind in the cavity a telltale photon that marks which cavity it passed through. Crucially, the mark is left behind without in any way disturbing the forward momentum of the atoms, which continue on their way toward the double slits and eventually land somewhere on the detection screen (i.e., the atom leaves some kind of mark on the detection screen).” (Barad, 2007, S. 307)

⁴⁹ Diese Erklärungsnot ist noch größer bei dem Folgeexperiment des *Quantum Erasers*. Es ist nämlich auch möglich, die Welcher-Spalt-Information zu erheben, jedoch erst nach dem Eintreffen des Teilchens auf dem Schirm die Information, durch welchen Spalt es ging, wieder auszuräumen.

Diese Erklärungsnot haben wir nicht, wenn wir von Barads relationaler Ontologie ausgehen. Sie schlägt vor, nicht von separaten Entitäten mit gegebenen Eigenschaften auszugehen, sondern die Dinge in ihrer Abhängigkeit von den sie umgebenden und dazugehörenden Konfigurationen zu begreifen. Dinge und die sie beschreibenden Eigenschaften sind solange nicht existent, bis sie durch einen *Apparat* (zu dessen übergeordneter Beschreibung wir gleich noch kommen) bzw. bestimmte Konfigurationen Bestimmtheit erlangen. Das, was ist, ist immer nur unter bestimmten Bedingungen. Barad stellt die Beziehunghaftigkeit (*relationality*) zwischen hergestellten Konstellationen – also beispielsweise der Anordnung der Experimente von eben – und materiellen Phänomenen – also dem Ergebnis Interferenz- oder Balkenmuster – heraus: “[A]dvocating (...) a *relationality between specific material (re)configurings of the world through which boundaries, properties, and meanings are differentially enacted* (i.e., discursive practices, in my posthumanist sense) *and specific material phenomena* (i.e., differentiating patterns of mattering).” (Barad, 2007, S. 139)

Diese (Re-)Konfigurationen der Welt, die in den Experimentbeispielen durch die Anordnung der Geräte mit beeinflusst wird, rufen laut Barad Grenzen, Eigenschaften und Bedeutungen erst hervor. Es gibt demnach keine unabhängigen Objekte mit inhärenten Grenzen und Eigenschaften per se. Dieses Hervorrufen ist wohlgerne in ihrem *agential* Sinne, zu dem ich noch kommen werde, zu verstehen: “This causal relationship between the apparatuses of bodily production and the phenomena produced is one of agential intra-action.” (Barad, 2007, S. 139) Wenn wir also Grenzen, Eigenschaften und Bedeutungen auffinden, dann gehören sie zu einem größeren Phänomen, in welchem die Grenzen erst so *enacted* wurden. Und diese Phänomene versteht Barad als erste ontologische Einheit:

In particular, I take the primary ontological unit to be *phenomena*, rather than independent objects with inherent boundaries and properties. (...) *phenomena are ontological entanglements*. (...) Phe-

dieren und nicht anzusehen, was tatsächlich dazu führt, dass sich ein Interferenzmuster auf dem Schirm findet (vgl. Barad, 2007, S. 310 ff.).

nomena are the basis for a new ontology. (...) they are the basic units of existence.⁵⁰ (Barad, 2007, S. 333)

Wichtig ist hierbei zu explizieren, dass dies nicht dem Verständnis von philosophischen Phänomenolog_inn_en entspricht.

For some readers, the term ‘phenomenon’ will no doubt carry what for my purposes are unwanted phenomenological connotations. Crucially, the agential realist notion of phenomenon is not that of philosophical phenomenologists. In particular, phenomena should not be understood as the way things-in-themselves appear: that is, what is at issue is not Kant’s notion of phenomena as distinguished from noumena. (...) I prefer the term ‘phenomenon’ because of its common usage, especially in the scientific realm, to refer to that which is observed, what we take to be real. (Barad, 2007, S. 412, Fußnote 30)

Ein Phänomen ist eine Verknüpfung mehrerer Relata, welche allerdings erst durch Intra-aktionen zu separaten Relata werden und eigentlich “*relata-within-relations*” (Barad, 2007, S. 429) sind: “[R]elata only exist *within* phenomena as a result of specific intra-actions (i.e., there are no independent relata, only *relata-within-relations*).” (Barad, 2007, S. 429, Fußnote 14) Der Neologismus Intra-aktion markiert ein inhaltlich deutlich anderes Verständnis, als das, was die Bezeichnung *Interaktion* gewöhnlich bedeutet: “The term ‘intra-action’ signifies the mutual constitution of relata within phenomena (in contrast to ‘interaction’, which assumes the prior existence of distinct entities).” (Barad, 2007, Fußnote 14, S. 429) Entsprechend ihrer Sichtweise, dass einzelne Entitäten nicht per se existieren, sondern deren Grenzen erst hergestellt werden, können auch keine miteinander *interagieren*. Vielmehr sind dies Intra-aktionen von Bezugspunkten innerhalb von Zusammenhängen.

Wiederholt hält Barad fest, dass sie nicht von schon getrennten Einheiten ausgeht, sondern dass jede vorgefundene Trennung eine erst vollzogene/entstandene Trennung ist, eine sogenannte “agential separability—an agentially

⁵⁰ Wobei sie folgende Fußnote hinzufügt: “In particular, not all phenomena have human components, that is, entail ‘human’ agencies.” (Barad, 2007, Fußnote 114, S. 465)

enacted ontological separability within the phenomenon" (Barad, 2007, S. 175). Ihre Verwendung von *agential* ist zugleich spezifisch und zentral für ihr Verständnis. Es ist die Veradjektivierung von *agency* im Sinne von *Kraft/ Tätigkeit*. Wenn sie von *agential separability* spricht, ist somit klar, dass diese erst *in Kraft gesetzt (enacted)* wurde. Dies wurde sie von der umgebenden Anordnung, vom *Apparat*: "The crucial point is that the apparatus enacts an agential cut—a resolution of the ontological indeterminacy, *within* the phenomenon (...)" (Barad, 2007, 175). Jeder *agential cut* löst demnach die vorherige Unbestimmtheit innerhalb eines Phänomens auf und führt somit zu separaten Entitäten: "In other words, *relata* do not preexist relations; rather, *relata-within-phenomena* emerge through specific intra-actions. Crucially, then, intra-actions enact *agential separability*—the condition of *exteriority-within-phenomena*." (Barad, 2007, S.140) Eine Vergegenständlichung – in dem Sinne, dass Etwas zu einem Gegenstand wird – geschieht erst durch *agential cuts*, die jene aktive Unterscheidbarkeit von vorher Unbestimmtem herbeiführen. Ein *agential cut* ist für Barad die Auflösung aus der ontologischen Unbestimmtheit in eine Trennbarkeit, die es vorher nicht gegeben hat. Unterschiedliche *cuts* materialisieren unterschiedliche Phänomene. Deshalb ist für Barad eine Frage zur Existenz von Etwas nicht von der Frage bezüglich der Erkenntnismöglichkeit von Etwas zu trennen:

Practices of knowing and being are not isolable; they are mutually implicated. We don't obtain knowledge by standing outside the world; we know because we are *of* the world. We are part of the world in its differential becoming. The separation of epistemology from ontology is a reverberation of a metaphysics that assumes an inherent difference between human and nonhuman, subject and object, mind and body, matter and discourse. (Barad, 2007, S. 185)

Als Konsequenz aus ihren Grundannahmen über Wissen und Sein folgt Barad also inhaltlich nicht der Unterscheidung zwischen Fragen der Ontologie und jenen der Epistemologie, sondern schlägt ein Verständnis von einer verknüpften *Ontoepistemologie* vor: "Onto-epistem-ology—the study of practices of knowing in being—is probably a better way to think about the kind of understandings that we need to come to terms with how specific intra-actions

matter.” (Barad, 2007, S. 185)⁵¹ Dies wird in den folgenden Abschnitten noch eingehender diskutiert, jedoch möchte ich an dieser Stelle schon festhalten, dass Barad damit eine nicht-klassische metaphysische Theorie über die Charakteristiken von Dingen und über die Möglichkeit der Erkenntnis aufstellt. Sie geht davon aus, dass sich Charakteristiken und Möglichkeiten der Erkenntnis gegenseitig beinhalten. Epistemische Fragen, was wir wissen können, sind für sie von ontologischen Fragen, wie die Welt ist, nicht zu trennen, weil jeder Versuch eines Erkenntnisgewinns eine Intra-aktion ist, die den zu messenden Gegenstand in dieser Form in Kraft setzt (*enact*).

4.1.2 Art des Realismus und Art des Erkenntnisgewinns im *Agential Realism*

Mit dieser Anschauung der *Ontoepistemologie* vertritt Barad keinen klassischen Realismus. Ausdrücklich geht sie nicht von per se real existierenden Einheiten aus, sondern betont deren Entstehungszusammenhänge. Gleichzeitig nennt sie ihren Ansatz Realismus – *Agential Realism*. Sie wählt dieses Label, weil sie trotz allem etwas über die Natur von *Etwas* aussagen will, allerdings über die Natur von Kausalrelationen zwischen “discursive practices and material phenomena” (Barad, 2007, S. 34).⁵² Sie expliziert: “[W]hat is at issue and at stake is a matter of the nature of reality, not merely a matter of human experience or human understandings of the world.” (Barad, 2007, S. 160) Unabhängig von dem Label *Agential Realism* sehe ich die logische Kohärenz darin: Aus ihrer metatheoretischen Perspektive, dass jedes So-Sein von verschränkten Konfigurationen abhängt, muss jede Frage von „wie/was ist Dieses“, eigentlich lauten: „Wie/was ist Dieses *hier* und *jetzt*?“ – inklusive einer Diskussion dessen, was *hier* und *jetzt* jeweils umfassen. Darauf komme ich im Bezug auf den Gegenstand der Psychologie ausführlich zurück. Barad bezieht sich als Gegenstand auf

⁵¹ Sigrid Schmitz macht daraus „Onto-epistemo-logie“ (vgl. Schmitz, 2014, S. 282), was ich aufgrund der besseren Repräsentation der Wortteile sogar passender finde, als Barads Trennweise, doch ich möchte die für das Deutsche typische Form des Zusammenschreibens verwenden.

⁵² Wie schon vermerkt, mit *ihrem* Verständnis von Kausalität.

das Universum, von dem wir ein Teil sind. Daher sehe ich ihre Perspektive auch konsequent auf ihre eigenen So-Seins-Aussagen über die Welt angewendet. Sie hat jedoch größere Orts- und Zeit-Foki als eine Psychologin, die etwas über Geschlechtsidentität sagt. Deshalb erkenne ich Selbstanwendung ihrer Logik auch darin, wie sie über *die Welt* spricht, unabhängig davon, ob das Label *Realism* im Gegensatz zum sonstigen Gebrauch günstig oder ungünstig gewählt ist.

In ihrem *Agential Realism* positioniert sie folglich auch die epistemischen Fragen, was wir wissen können, nicht nur in der Ebene der Frage, was wir fähig zu entdecken sind, sondern gleichzeitig in der ontologischen Ebene der Existenz vor jeder Messung. Wenn der Vorgang des Erkenntnisgewinns auf Ebene der zu erkennenden Eigenschaften das Ergebnis beeinflusst, ist die Art des Erkenntnisgewinns kein Annähern an eine Wahrheit, wie die Experimentalpsychologie annimmt, sondern ein Mitgestalten der Welt. Laut Barad können wir nicht Wissen *über* die Welt erlangen, als wären wir außerhalb von ihr. Was wir erlangen können ist *knowing as part of being* (Barad, 2007, S. 341). Allerdings gestalten wir dann beim Erkenntnisprozess immer mit und zwar nicht im Sinne einer Messverzerrung, sondern als grundsätzliches Prinzip. Folgende Äußerung schreibt Barad inhaltlich schon Bohr zu: “[O]ur epistemology must take account of the fact that we are part of that nature we seek to understand.” (Barad, 2007, S. 184) Es geht im *Agential Realism* zentral darum, dass Fragen bezüglich des Seins mit Fragen zur Erkenntnis untrennbar miteinander verknüpft sind, weil Erkenntnisbestrebungen das Sein mitbestimmen.⁵³

Nach Barads Interpretation hat Heisenberg seine Unschärferelation als epistemisches Problem erachtet (siehe Kapitel 4.1.1). Barad geht aber – im Einklang mit Bohr – davon aus, dass wir eine Eigenschaft nicht mit beliebiger Genauigkeit feststellen können – nicht etwa, weil wir uns nicht gut genug bei unserem Erkenntnisvorgang anstellen würden, sondern weil die Eigenschaft tatsächlich ontologisch unbestimmt ist, bis sie in den Zustand der Bestimmtheit überführt wird. Alle Erkenntnis, die wir erlangen, sagt dann nichts über die Welt

⁵³ Später diskutiere ich auch Situationen, in denen eine konkrete Messung nichts mehr an der vorher statt gefundenen Materialisierung verändert, doch als Ausgangszustand geht Barad von Mitgestaltung und nicht von unabhängiger Existenz aus.

an sich aus, sondern etwas über unsere Intra-aktionen mit der Welt, von der wir ein Teil sind, wie alles andere auch: “According to agential realism, knowing, thinking, measuring, theorizing, and observing are material practices of intra-acting within and as part of the world.” (Barad, 2007, S. 90)

4.1.3 Objektivität, Messen, Kausalität, Agency im *Agential Realism*

Mit Barads Grundverständnis gehen nicht-traditionelle Vorstellungen von Objektivität, Messen und Kausalität einher. Diese sind wichtig mitzudenken, wenn ich ihre Aussagen auf die Psychologie übertragen will. Zentral ist in ihrem Ansatz auch ihr Verständnis von und Umgang mit *agency*.

Objektivität

In Kapitel 3.1.3 habe ich als Verständnis der Experimentalpsychologie postuliert, dass objektive Feststellungen akkurat die Wahrheit abbilden, ohne Verzerrungen durch Meinungen und Erwartungen der Beobachtenden. Eine objektive Wahrnehmung eines Gegenstandes wäre demnach eine Wahrnehmung des Gegenstandes wie er als solcher – unabhängig von der Beobachtungsperspektive – ist. Eine objektive Beschreibung eines Sachverhaltes entsprechend eine, die korrekt und ohne Veränderung der gegebenen Tatsachen abbildet, wie der Sachverhalt *in Wirklichkeit* ist. Naturwissenschaft, die versucht, gegebene Fakten herauszufinden, strebt Objektivität an, um Wissen über die Welt möglichst ohne Standpunktabhängigkeit liefern zu können. Mit Barads Metatheorie macht ein solches Ziel jedoch insofern keinen Sinn, als zunächst keine Entitäten mit Eigenschaften als gegeben angenommen werden. Stattdessen postuliert sie, dass alles Umgrenzte erst durch die Setzung von *agential cuts* entsteht und nicht, weil die Grenzen per se zum Gegenstand gehören würden. Entsprechend gibt es für sie auch keine Standpunktunabhängigkeit. Dies ist wieder nicht nur als epistemologisches Problem zu sehen, welches besagen würde, dass es eine faktische Wahrheit über Entitäten gibt, die wir jedoch aus erkenntnistheoretischen Gründen

niemals unabhängig von unseren Messinstrumenten, deren Leistungskraft und unseres Standpunktes erkennen könnten. Barad verneint die Möglichkeit zu klassischer Objektivität vielmehr auch auf ontologischer Basis, weil es hieße, einer Entität ohne Interaktion zu begegnen, und Barad gerade davon ausgeht, dass jene Entität gar nicht ohne Intra-aktion existiert.

Sie bietet ein alternatives Verständnis von Objektivität an, bei dem sie sich explizit auf Bohr bezieht. Trotz des Konstruktionscharakters sind Konsequenzen aus bestimmten Konfigurationen für Barad prinzipiell wiederholbar. Sie erachtet Konstellationen als wiederholbar, wenn auch nicht mit beliebiger Genauigkeit. Entsprechend sind auch die *agential cuts* darin wiederholbar und damit die entstandenen Konsequenzen. Die Frage der Objektivität bezieht sich dann auf die Frage der Wiederholbarkeit durch eindeutige Kommunikation. Eine Beschreibung ist umso näher an ihrer Objektivität, je eher sie die Wiederholung einer Konstellation mit seinen *agential cuts* und Konsequenzen erlaubt. Objektivität bezieht sich dann *nicht* auf eine möglichst geringe Verzerrung von einer angenommenen Wirklichkeit, sondern auf die Möglichkeit einer zweiten Forscherin_eines zweiten Forschers, das gleiche Phänomen der_des ersten Forschenden zu wiederholen, weil unmissverständlich über die nötigen Konfigurationen kommuniziert wurde. Barad formuliert dies wie folgt: “[I]n the absence of an inherent separability, *objectivity is secured through agential separability.*” (Barad, 2007, S. 346) An anderer Stelle spezifiziert sie *agential separability* als “*an agential enacted ontological separability within the phenomenon*” (S. 175). Es gibt demnach keine präexistente ontologische Getrenntheit, aber durch *agential cuts* gibt es eine *hervorgerufene* Getrenntheit, mit welcher sich durchaus experimentell arbeiten lässt: “This agential cut also enacts a local causal structure in the marking of the measuring instrument (effect) by the measured object (cause), where ‘local’ means within the phenomenon.” (S. 175) Zum genaueren Verständnis von Kausalstrukturen komme ich noch. An dieser Stelle möchte ich festhalten, dass man experimentell eine Kausalkette aufzeigen kann, die jedoch nur jene des aktuellen, lokalen Phänomens ist. Diese würde sich (ontopistemologisch) verändern, wenn die Konfiguration des Phänomens verändert wird:

If the apparatus is changed, there is a corresponding change in the agential cut and therefore in the delineation of object from agencies of observation and the causal structure (and hence the possibilities for “the future behavior of the system”) enacted by the cut. Different agential cuts produce different phenomena. Crucially, then, the apparatus is both causally significant (providing the conditions for enacting a local causal structure) *and* the condition for the possibility of the objective description of material phenomena (...). (Barad, 2007, S. 175)

Eine Messung von Etwas stellt also die Grenzen von jenem gemessenen Etwas erst her. Wenn man auf andere Weise misst, werden andere Grenzen und ein anderes Etwas hergestellt. Trotzdem ist das grenzen-herstellende Vorgehen oft wiederholbar und es kann eine möglichst unmissverständliche Kommunikation über die dazu nötigen Konfigurationen angestrebt werden. Diese unmissverständliche Kommunikation anzustreben bedeutet, Barads Objektivität anzustreben. Auch diese Art der Wiederholbarkeit funktioniert jedoch nicht beliebig genau. So ist beispielsweise durch möglichst unmissverständliche Kommunikation von verschiedenen Forschenden das Teilchenmuster im Doppelspalt-Experiment (siehe Kapitel 4.1.1) herzustellen, jedoch nicht exakt das identische Muster.

Messen

Was bedeutet nun *Messen*, wenn die Trennungen zwischen Entitäten unserer Welt erst durch hervorbringende Schnitte entstehen? Was ist dann überhaupt messbar? Konsequenterweise legt Barad auch eine veränderte Sichtweise von Messung vor. Diese ist untrennbar mit ihrem Verständnis von Messapparaten verknüpft. Dessen Zusammenfassung lautet wie folgt:

- (1) [A]pparatuses are specific material-discursive practices (they are not merely laboratory setups that embody human concepts and take measurements);
- (2) apparatuses produce differences that matter—they are boundary-making practices that are formative of matter and meaning, productive of, and part of, the phenomena produced;
- (3) apparatuses are material configurations/dynamic

reconfigurings of the world; (4) apparatuses are themselves phenomena (constituted and dynamically reconstituted as part of the ongoing intra-activity of the world); (5) apparatuses have no intrinsic boundaries but are open-ended practices; and (6) apparatuses are not located in the world but are material configurations or reconfigurings of the world that re(con)figure spatiality and temporality as well as (the traditional notion of) dynamics (i.e., they do not exist as static structures, nor do they merely unfold or evolve in space and time). (Barad, 2007, S. 146)

Messapparate sind also keine reinen Beobachtungsinstrumente. Barad verneint die Vorstellung, dass ein Vorgang der Welt kausal-deterministisch geschieht, weil eine inhärente Kausalkette es vorschreibt, und diese Geschehnisse durch Messung einflusslos beobachtbar wären. In der klassischen Messvorstellung wird angestrebt, durch geeignete Apparate einem real existierenden empirischen Relativ ein numerisches Relativ zuzuordnen, welches die Eigenschaften möglichst unverzerrt abbildet. Doch für Barad setzt ein Messapparat *agential cuts*, die Grenzen und Eigenschaften von Entitäten-in-Phänomenen erst erschaffen. Messen ist dann eine Intra-aktion die eine Spezifikation von etwas vorher ontoepistemologisch *Unbestimmtem* hervorruft. Wichtig hierbei ist, dass sich Messen nicht nur auf die wissenschaftliche Anordnung eines technischen Messapparates bezieht. Es braucht nur eine Intra-aktion sein, in der auch Menschen nicht beteiligt sein müssen, in der aber mit genau jener dann erschaffenen Entität intra-agierte wird: Beispielsweise funktioniert der Doppelspalt-Versuch auch mit Fullerenen, also Molekülen, die aus 60 Kohlenstoff-Atomen bestehen; er funktioniert aber nur im Vakuum, weil sonst die Moleküle der Luft mit den Fullerenen intra-agieren und die Unbestimmtheit auflösen. Es braucht also keinen installierten Welcher-Spalt-Detektor – und dessen Messung – um das Interferenzmuster zusammenbrechen zu lassen; es genügt umgebender Sauerstoff und dessen Intra-aktion. Das bedeutet für jede konkrete Messung in einem konkreten Setting, dass Informationen darüber gebraucht werden, welche Intra-aktionen welche *cuts* schon gesetzt haben bzw. welche Freiheitsgrade noch zur Verfügung stehen. Sind die Fullerene durch die Intra-aktionen mit Luftmolekülen als Teilchen materialisiert, dann ist in dieser Konstellation der Freiheitsgrad, dass Fullerene im Doppelspalt-Experiment auch ein Wellenmuster generieren können,

nicht mehr gegeben. Das Ziel des Untersuchens von Gegebenheiten in der Welt verändert sich im *Agential Realism* vom Messen von Eigenschaften hin zum Auskundschaften von Freiheitsgraden.

Weiterhin ist relevant, dass für Barad auch der Messapparat ein erst konstituiertes *Relatum-within-Relations* ist, denn auch jener ist kein präexistentes Ding, das mit anderen Dingen interagiert. Dies möchte ich an einem Beispiel verdeutlichen: Angenommen, Psycholog_inn_en messen Gehirnströme, also elektrische Impulse von Studienpartner_inne_n (z. B. Tomelleri & Castelli, 2012). Barad (2007, S. 142-143) fragt, ob der Messapparat mit seinen sichtbaren Endpunkten aufhört. „Was wäre, wenn zwischen diesem Messinstrument und einem Computer, der die Daten sammelt, eine Infrarot-, also kabellose, Verbindung bestünde? Würde der Computer zum Messapparat gehören? Und gehört auch der angehängte Drucker zum Messapparat? Und auch das Papier im Drucker? Was ist mit der Person, die die Markierungen auf den Ausdrucken liest und interpretiert? Und was mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die über die Signifikanz und Aussagekraft des Experimentes urteilt?“ (Barad, 2007, S. 142-143, Übersetzung v. Verf.). Sie schließt dieses Beispiel mit der rhetorischen Frage: “What precisely constitutes the limits of the apparatus that gives meaning to certain concepts at the exclusion of others?” (Barad 2007, S. 143) Ihre Antwort ist, dass die Grenzen sowohl zwischen einem gemessenem Objekt und den Anstrengungen der Messung, als auch zwischen dem Messapparat und dessen Kontext nicht per se gegeben sind, sondern vielmehr gezogen werden – und zwar immer wieder neu. Wenn beispielsweise die wissenschaftliche Gemeinschaft entscheiden würde, dass nicht mehr 5 % als konventionelles Signifikanzniveau gelten solle, sondern 1 %, so würde das die Beurteilung zahlreicher experimenteller Ergebnisse verändern und viele *gefunden*e Effekte zu *keine* Effekte machen. Wenn eine Kultur einen anderen Maßstab für die Beurteilung von Gewöhnlichkeit und Gesundheit anlegt, verändert das den Schluss von einem numerischen Ergebnis eines Tests auf eine Persönlichkeitseigenschaft. Ein *gemessenes* Ergebnis von „N170“ (Bsp. aus Tomelleri & Castelli, 2012, S.16) sagt ohne kontextuelle Einbettung nichts aus. Barad versteht dies nicht als unterschiedliche Interpretation eines sogenannten Fakttes, sondern als unterschiedliche Ergebnisse, die durch unterschiedliche Konfigurationen der Situation erzeugt werden (siehe

Experimente in Kapitel 4.1.1: Der pure Doppelspalt zeigt uns Licht als Welle und die Installation des *which-slit-detectors* zeigt uns Licht als Teilchen).

Zur Verdeutlichung von Barads sechstem Punkt ihres Verständnisses von Apparaten – dass jene materielle Rekonfigurationen der Welt sind, welche selbst Örtlichkeit, Zeitlichkeit, wie auch (das klassische Verständnis von) Dynamik re(kon)figurieren, also neu gestalten – können die Werke von MC Escher dienen. Dort findet man – z. B. im Bild *Day and Night*⁵⁴ – fließende Übergänge zwischen schwarzen und weißen Quadraten, die Erntefelder zwischen Dörfern darstellen, und zwischen schwarzen und weißen Vögeln, die an einem Himmel fliegen. Wissend was Betrachtende in der Regel brauchen, um einen Vogel als Vogel zu erkennen, kann Escher an gewissen Stellen im Bild je *agential cuts* ziehen, durch die die Figuren (z. B. Quadrate) neue Formen bekommen. So werden aus den Erntefeldern allmählich Vögel und zwar auf zweierlei Weise. Escher weiß erstens unsere Kulturkonzepte einzusetzen: Dieses Bild funktioniert nur in bestimmten Denktraditionen⁵⁵, nicht alle Menschen würden die Quadrate als Erntefelder identifizieren. In Abhängigkeit von den Betrachtenden kann sich zudem verschieben, welche der Übergangsformen vom wem schon als Vogel verstanden werden. Zweitens arbeitet er mit materiellem Übergang in dem Sinne, dass die Figuren im Übergangsbereich physisch anders sind als die daneben. Es zeigt sich also nicht nur ein Effekt der kulturellen Signifikation (wie man in einem Kippbild aus derselben physischen Figur zwei verschiedene Objekte erkennen kann), sondern Escher zeichnete auch einen materiellen Wechsel – die Figuren oben im Bild sind nicht mehr quadratisch wie unten im Bild. Damit gibt es im Übergangsbereich einen Wechsel der Konfigurationen, z. B. wird aus Hintergrund Figur, welcher das Objekt verändert.

Ganz praktisch war der herstellende Apparat für das Bild *Day and Night* der Zeichner MC Escher. Die Formen auf dem Bild wurden durch ihn materialisiert. Dabei bleibt zunächst offen, was alles zum *Apparat MC Escher* dazuge-

⁵⁴ Das Bild ist im Internet leicht durch Suchmaschinen zu finden. Eine Vorlage erleichtert sicher das Verständnis meiner Verdeutlichung.

⁵⁵ „funktionieren“ nur im Sinne von „klappt das Spiel mit den fließenden Übergängen“

rechnet werden müsste. Dennoch können seine gezeichneten Übergänge als Analogie für die Idee dienen, dass an manchen Stellen die Zwischenform X (zwischen Quadrat und Vogel) aus einem Quadrat einen Vogel *macht*. Dann entspricht die Konfiguration der Linien und Färbungen der Zwischenformen X dem Apparat, dem eine Neukonfiguration der Welt folgt (Vögel am Himmel statt Erntefelder), obwohl genau diese Linien und Färbungen auch Teil der gezeichneten Welt sind und an einer Stelle z. B. das Ufer eines Flusses darstellen. So entsteht das Ufer erst als Ufer, weil ein Fluss da ist. Gleichzeitig ist es Zwischenraum zwischen den weißen Vögeln, welche wiederum der Zwischenraum zwischen den schwarzen Vögeln sind. Durch die erkennbaren Übergänge erachte ich diese Bilder als eine gute Veranschaulichung dessen, dass Konfigurationen das Ergebnis mitbestimmen.

Die in diesem Beispiel zunächst reproduzierte Unterscheidung von physischen Anordnungen (materielle Anordnung von Farbe auf Papier) und kulturellen, konzeptgesteuerten Interpretationen dieser Anordnungen passt nicht zum *Agential Realism*. Passend wird die Analogie, wenn wir mitdenken, wie sehr auch *Zeichnen* ein kultureller Akt ist, wieviele Kulturhandlungen und Denktraditionen sich in der vermeintlich nur physischen Gegebenheit von *Farbe auf Papier* befinden und wie sehr materielle Anordnungen mitbestimmt haben, woraus Menschen Material zur Bildherstellung gewannen. Dieses Mitdenken entspräche dem Mitdenken von einigen von Barads *material-discursive practices* (vgl. Barad, 2007, S. 139 und oben S. 130).

Zur konkreten Bedeutung dieses Verständnisses von Apparaten bei psychologischen Fragestellungen komme ich in Kapitel 4.2. Zunächst halte ich fest, dass das *Erzeugen von Ergebnissen* einen – für Barad ist wichtig zu spezifizieren *lokalen* – kausalen Zusammenhang impliziert, wobei die Definition eines kausalen Zusammenhangs in Barads Metatheorie ebenfalls einem spezifischen Verständnis folgt und keiner klassischen Kausalstruktur entspricht.

Kausalität

Barad geht nicht davon aus, dass wir einfach messen können, welchen Effekt eine distinkte Entität auf eine andere distinkte Entität hat. Doch wie ist dann *Bewirken* und *Erzeugen* zu verstehen, wenn sich dies normalerweise dadurch auszeichnet, dass Faktor A auf Faktor B wirkt? Schließlich spricht auch Barad davon, dass die Anordnung der Messapparate das Ergebnis *bewirkt*. Also hält sie eine kausale Struktur für beschreibbar. Der wichtige Unterschied zum klassischen Verständnis ist, dass die kausale Struktur dem Phänomen nicht dauerhaft und interaktionsunabhängig inhärent ist, sondern lokal und temporär in Abhängigkeit von spezifischen, in Kraft gesetzten (*enacted*) Trennungen und Rekonfigurationen besteht. Barad (2007) schreibt: “[C]ausal relations necessarily entail a specification of the material apparatus that enacts an *agential cut* between determinately bounded and propertied entities within a phenomenon.” (S. 176) Es ist demnach möglich, etwas über Kausalrelationen auszusagen, aber diese Beschreibung müsste eine Spezifizierung des Apparates, der die *agential cuts* in Kraft setzt, mitliefern oder es muss klar sein, dass jene Apparatkonfigurationen zur Beschreibung dazugehören. Theoretisch können wir also einen Kausalzusammenhang zwischen A und B beschreiben, wenn wir auch beginnen zu beschreiben, von welchen Umgebungsvariablen A und B und deren Beschaffenheit abhängen. Eine solche Beschreibung bedeutet nicht, dass der beschriebene Zusammenhang zwischen A und B stabil, dauerhaft und universal in der Welt existiert, sondern nur innerhalb des spezifischen Phänomens, in welchem zuerst die Trennung zwischen A und B und weitere *agential cuts* hervorgerufen wurden. Alle Wirkungen müssen also in ihrer Bedingungsabhängigkeit beschrieben werden. Ursache und Wirkung entstehen erst durch Intraaktionen: “[B]odies differentially materialize as particular patterns of the world as a result of the specific cuts and reconfigurings that are enacted. Cause and effect emerge through intra-actions.” (Barad, 2007, S. 176)

Weiterhin geht Barad nicht von strengem Determinismus aus, sondern von der Existenz von Diskontinuität:

According to Bohr, at the beginning of the twentieth century a crucial empirical fact was discovered that disproves the classical assumption that measurement interactions are continuous. This 'essential discontinuity'—or 'quantum jump'—characterizes quantum physics. (...) In fact, this essential discontinuity is otherwise known in physics as Planck's constant (after its founder), symbolized by h , and it is indeed an extremely small quantity. (...) The fact that $h \neq 0$ (i.e., that the value of Planck's constant is not zero) marks the existence of a fundamental discontinuity of nature. (Barad, 2007, S. 108)

An diese Diskontinuität knüpft sie entscheidende Konsequenzen:

[T]he disruption of continuity in the form of a 'quantum discontinuity' (a very tiny one indeed) is the source of the disruption of many of the foundational notions of classical physics; indeed it disrupts no less than taken-for-granted notions of space, time, matter, causality, and agency, and epistemology, ontology, and ethics. (...) Quantum leaps aren't jumps (large or small) through space and time. An electron that 'leaps' from one orbital to another does not travel along some continuous trajectory from here-now to there-then. Indeed, at no time does the electron occupy any spatial point in between the two orbitals. But this is not what makes this event really queer. What makes a quantum leap unlike any other is that there is no determinate answer to the question of where and when they happen. (Barad, 2007, S. 182)

Diese Diskontinuität steht im Gegensatz zu der deterministischen Idee, dass man den zukünftigen Zustand eines Systems aus den aktuellen Variablen des Systems errechnen könnte. Wichtig ist für Barad, dass die Kleinheit von h kein Argument ist, die Diskontinuität zu vernachlässigen:

[I]t is *not* zero. And the fact that this ratio is not strictly zero is the key point. In other words, the fact that Newtonian physics provides good approximations to the exact quantum mechanical solutions for many macroscopic situations is not evidence against the new epistemology or ontology suggested by my elaboration of Bohr's account, which is in fact supported by the new experiments that have far-reaching implications for the foundations of quantum theory. Indeed, there is no evidence to suggest that there are two separate

“worlds”—the Newtonian (macro) world in which Newton’s equations apply, and the quantum (micro) world in which Schrödinger’s equation applies. (Barad, 2007, S. 416, Fußnote 55)

In Kapitel 4.2.3 diskutiere ich, ob für die Psychologie argumentiert werden könnte, dass Newtonsche Logik aufgrund ihres Gegenstands ausreichen würde (so wie wir auch in unserem Alltag guten Gewissens vernachlässigen können, dass das Einschalten des Lichts genau genommen unsere Möbel ver-rückt). Barad (2007) erachtet das Werden der Welt jedoch weder als akausal, noch als deterministisch. Mit dem Wissen um Diskontinuität werden folglich in der Quantenmechanik zukünftige Zustände in Form von Wahrscheinlichkeiten angegeben und nicht in Form exakter Werte. Die Verwendung von Wahrscheinlichkeiten in der Psychologie wird ebenfalls in Kapitel 4.2.3 diskutiert.

Das Baradsche Kausalitätsverständnis beinhaltet also im Vergleich zum klassischen Verständnis von Kausalität – dass A Ursache für B ist – den Einbezug von Bedingungen, unter denen A und B in einer bestimmten Art und Weise an einem benannten Ort und Zeitpunkt materialisiert sind. Es beinhaltet weiterhin den Einbezug von gewissen Freiheitsgraden, welche hinzukommen, weil vorkommende Diskontinuität strengen Determinismus ausschließt. Dieses Verständnis von Kausalität, aber mehr noch Barads Definition von Messung, ist im *Agential Realism* stark mit dem Konzept von *agency* (*Kraft*) verbunden. Statt *Kraft* sollte man zwar eigentlich besser *Tatkraft* im Sinne von *mit Einflusspotential* sagen. Dem Begriff Tatkraft haftet allerdings die Idee einer handelnden Person an, was insofern ungünstig ist, als dass Barads Theorie explizit nicht menschenzentriert ist und wir nicht gewohnt sind, Konfigurationen Tatkraft zuzusprechen.

Agency

Ich werde zunächst die Spezifikation von *agential* und dann die Rolle von *agency* in Barads Metatheorie näher ausführen. Barad machte ein Adjektiv aus *agency*, um andere Nomen wie Schnitt, Grenze oder auch Verschiedenheit als *mit agency behaftet* bezeichnen zu können. Dies dient dazu, ihr Verständnis

der Welt und der Erkenntnismöglichkeit bei der Beschreibung integrieren zu können. So versucht sie bei der Benennung des *agential cut*, jene Grenzziehung nicht als einfach vorhandenen Schnitt darzustellen, sondern durch das Zusatzwort *agential* zu verdeutlichen, dass es sich um einen hervorbringenden Schnitt handelt. Hervorbringende sind dabei nicht nur Menschen (da auch diese erst durch *agential cuts* hervorgebracht werden müssen). Sie spricht also mit ihrer Form von *agency* nicht nur menschliches aktives Handeln und Bewirken an.

Crucially, agency is a matter of intra-acting; it is an enactment, not something that someone or something has. (...) Agency is “doing” or “being” in its intra-activity. It is the enactment of iterative changes to particular practices—iterative reconfigurings of topological manifolds of spacetime relations—through the dynamics of intra-activity. Agency is about changing possibilities of change entailed in reconfiguring material-discursive apparatuses of bodily production, including the boundary articulations and exclusions that are marked by those practices in the enactment of a causal structure. (Barad, 2007, S. 178)

Sie betont also, dass *agency* im Sinne von Handlungsmacht nicht etwas ist, was man *hat* – schon gar nicht etwas, das Menschen im Speziellen hätten⁵⁶. Vielmehr entwirft sie ein Verständnis, das sich um die Möglichkeit der Veränderung dreht. Sie nimmt ständige Wechselwirkungen von Teilen der Welt miteinander⁵⁷ an, die ständig Trennungen (*cuts*) zwischen bestimmten Teilen wiederholen, aber auch neue Trennungen hervorrufen. Nach neuen Trennungen existieren manchmal die vorherigen Entitäten nicht mehr als solche, manche durchaus noch und manche entstehen neu. Dieses ständige Werden unterliegt laut Barad aber nicht (siehe oben unter *Kausalität*) einem strengen Determinismus, nach dem der aktuelle Zustand eines Systems alle späteren Zustände vorgebestimmen würde, weil alle Geschehnisse nach strengen Kausalregeln ablaufen würden. Durch die Existenz von indeterministischen Änderungen eines Systems gibt es Freiheitsgrade, innerhalb derer mehrere Ausgänge und verschiedene Ergebnisse möglich sind. *Agency* beschreibt nun die Möglichkeit des Nicht-

⁵⁶ Menschen können eine speziell menschliche Handlungsfähigkeit haben; darüber spricht Barad jedoch nicht, da es nicht ihr Interessensgebiet ist.

⁵⁷ (wohlgemerkt im Sinne von Intra-aktionen, nicht von Interaktionen)

zwangsläufig-so-Passierens aufgrund dieser Freiheitsgrade. Das ist nicht gleichbedeutend damit, dass zu jeder Zeit jedes andere Ergebnis möglich wäre. Vielmehr bewegen sich die Ergebnismöglichkeiten innerhalb bestimmter Freiheitsgrade, die durch unterschiedliche Intra-aktionen ausgelotet werden können: “Intra-actions reconfigure the possibilities for change. In fact, intra-actions not only reconfigure spacetime matter but reconfigure what is possible.” (Barad, 2007, S. 182)

Diese *Agency* können nun Menschen einsetzen, sofern sie in der Lage sind, ein spezifisches System zu verändern. Wohlgemerkt sind sie aber nicht die Einzigsten und Barad schreibt Menschen auch keine besondere Rolle für Re-/Konstruktionen zu, weshalb diese Rolle im nächsten Kapitel genauer erläutert wird.

4.1.4 Die Rolle des Menschen im *Agential Realism*

Barad zollt jenen kritischen Theoretiker_innen explizit Respekt, die schon sehr durchdachte Erklärungen von Praktiken vorlegten, durch welche Bedeutung, Grenzen und Körper erst produziert werden – sie nennt hier beispielsweise Judith Butler und Michel Foucault. Allerdings kritisiert sie deren Annahmen als menschenzentriert und argumentiert, ihre eigene Herangehensweise sei eine, die dem Menschen keine besondere Stellung zuteile (vgl. Barad, 2007, S. 145). Aus diesem Grunde nennt sie ihren *Agential Realism* einen *post-humanist account* (z. B. S. 331). Über Menschen sagt sie:

There are no preexisting, separately determinate entities called “humans” that are either detached spectators or necessary components of all intra-actions. Rather, to the extent that “humans” emerge as having a role to play in the constitution of specific phenomena, they do so as part of the larger material configuration, or rather the ongoing reconfiguring, of the world. Thus no a priori privileged status is given to the human—and this is precisely the point. “Humans” are emergent phenomena like all other physical systems. (S. 338)

Menschen können – als Teile der Welt – durchaus eine Rolle dabei spielen, welche Form weitere Materialisierungen der Welt annehmen. Sie sind damit ein Teil der größeren Konfiguration der Welt, in der *agential cuts* geschehen, welche in manchen Fällen durch das, was wir als *Menschen* abgrenzen, hervorgerufen sind (wie im Falle des Musters auf dem Schirm im Doppelspalt-Experiment, je nachdem, ob wir einen *Which-Slit-Detector* einsetzen oder nicht) und in anderen Fällen nicht (wie im Falle der Gravitation zwischen zwei Körpern). Der Mensch hat also neben anderen Konfigurationen in der Metatheorie von Barad keine besondere Rolle bei der Herstellung der Welt. Allerdings beteiligt er sich durch sein Handeln an der Entstehung von Phänomenen, da auch er *agential cuts* setzen kann – vom Arrangieren von experimentellen Bedingungen bis hin zu gesellschaftlichen Praktiken: “To the degree that laboratory manipulations, observational interventions, concepts, and other human practices have a role to play, they do so as part of the material configuration of the world in its intra-active becoming.” (Barad, 2007, S. 341) Außerdem sagt Barad nichts über die für uns Menschen mitunter höchst wichtige Unterscheidung zwischen dem *emergent phenomena* Mensch, der beispielsweise Gedanken aufschreiben kann, und dem *emergent phenomena* Hund, Roboter oder Klima, die dies nicht können. Auch wenn im Vergleich von Menschen zu anderen Phänomenen viele wichtige Unterschiede genannt werden können, sieht Barad auf der Ebene des prinzipiellen Werdens der Welt keine Unterschiede.

Insofern ist *Agential Realism* auch keine konstruktivistische Metatheorie, wenn letztere den Menschen oder zumindest lebendigen Wesen das eigentliche Konstruktionspotential zuordnet. Die Rolle des Menschen in Barads Metatheorie – die explizit keine besondere ist –, macht ihren Ansatz zu einem nichthumanistischen, auch wenn – konsequenter- wie ironischerweise – durch dessen Anwendung humanistische Kritiken an traditionell naturwissenschaftlichen Konzepten umsetzbar sind (wie in Kapitel 4.3 argumentiert wird).⁵⁸

⁵⁸ Die exakte Einordnung von Barads Perspektive zwischen etablierte philosophische Schulen übersteigt den Fokus dieser Arbeit.

Barad (2007) betont außerdem, dass sie nicht der binären Trennung zwischen Natur und Kultur folgt. Denn auch diese Trennung würde die von ihr abgelehnte Implikation einschließen, dass das Eine gegebene Tatsache sei und das Andere etwas Formendes. Sie stellt ausdrücklich fest, dass Natur weder eine passive Oberfläche sei, die die Markierung der Kultur aufnehme, noch dass sie ein Endprodukt von kulturellen Handlungen sei (S. 183). Laut Barad ist auch diese Trennung in Natur und Kultur eine – diesmal von Menschen – geschaffene Differenz. Das maßgeblich Herstellende aber, die *diskursiven Praktiken*, sind keine Konzepte, die sich auf den Mensch beziehen: “In an agential realist account, discursive practices are not human-based activities but specific material (re)configurings of the world through which boundaries, properties, and meanings are differentially enacted.” (S. 183) Damit setzt sie sich deutlich von (konstruktivistischen) Theorien ab, die den Menschen als die wirklichkeits-konstruierende Instanz erkennen.

Wenn man so will, nimmt der *Agential Realism* bezüglich der Mitgestaltungsmacht des Menschen zwischen der konstruktivistischen und experimentalpsychologischen Position eine Art Mittelposition ein. Aufgrund der dem Menschen möglichen Intra-aktionen hat jener im AR eine größere Mitgestaltungsmacht als in der Forschungslogik der Experimentalpsychologie. Doch nicht nur Menschen sind in der Lage, *agential cuts* zu bewirken. Diese Feststellung könnte die Frage nach sich ziehen, wo die Grenze liegen mag zwischen Konstellationen, in denen Menschen durch Intra-aktionen Veränderungen hervorrufen können, und Konstellationen, in denen sie es nicht (mehr, oder auch *noch* nicht) können. Diese Teilbereiche-Idee füttert eine beliebte Argumentation gegen den Konstruktivismus, welche Edwards, Ashmore und Potter (1995) *furniture argument* genannt haben. Das „Möbel-Argument“ ist die Aussage einer Realistin_eines Realisten – während sie_er beispielsweise auf den Tisch haut oder gegen einen Stein tritt –, dass dies (Tisch oder Stein) ja wohl nicht dekonstruiert werden könne. Damit ist es weniger ein Argument als vielmehr eine vermeintliche Demonstration einer unleugbaren Realität. “The force of these objections is to introduce a bottom line, a bedrock of reality that places limits on what may be treated as epistemologically constructed or deconstructible” (Edwards et al., 1995, S. 26). Die Entgegnung der Realist_inn_en beinhaltet die Vorstellung, dass

es eine Realität gibt, die nicht verändert werden kann. Da es hier gerade um die Frage der Möglichkeiten für Menschen geht, präzisiere ich die Entgegnung zu „es gibt eine Realität, die Menschen nicht verändern können“, was einer Herausforderung an die Konstruktivist_inn_en entspricht: Letztere sollen anerkennen, dass ein an den Kopf geworfener Stein Verletzungen hervorruft und nicht wegkonstruiert werden kann. Dieselbe Herausforderung kann ich nun dem AR stellen: Kann der Mensch in jeder Konstellation jede beliebige Änderung hervorrufen? Aus der *Agential Realism*-Perspektive ist das zu verneinen, weil es lokal und temporär Muster gibt, die an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit von bestimmten *agencies* nicht beeinflussbar sind, etwa wie Bohr und Einstein in den 1920er Jahren das Doppelspalt-Experiment nicht praktisch durchführen konnten. Sie konnten keinen *which-slit-detector* in einem Versuchsaufbau installieren und Licht zu Teilchen machen. Wirft mir heute jemand einen Stein an den Kopf, wird er mich äußerst wahrscheinlich verletzen. Also kann ich die Herausforderung des AR fortführen und fragen, welche Intra-aktionen Menschen vollziehen können und welche nicht; ob nicht ein_e *agential* Realist_in einräumen muss, dass es stabile Tatsachen gibt, die nun mal so sind, wie sie sind. Doch die Antwort aus *Agential Realism*-Perspektive lautet: Dies ist für jeden Ort, Zeitpunkt und jede vorliegende Konstellation gesondert zu prüfen.⁵⁹ Da jedes Möbelstück und jeder Stein *relata-within-relations* sind, müssten wir für jeden Fall die spezifische *Relations*-Situation untersuchen. Dass man 1920 den *which-slit-detector* noch nicht installieren und den Teilchencharakter des Lichts noch nicht hervorrufen konnte, ändert nichts daran, dass Licht auch damals Wellen- oder Teilchencharakter hätte zeigen können. Wenn wir gelernt haben, den *agential cut* zu platzieren, der Licht-Teilchen hervorruft, haben wir in diesem Punkt Veränderungsmacht. Was den Stein am Kopf betrifft, könnte es sein, dass Shaolin-Mönche schon heute wissen, wie sie mit dem Stein intra-agieren müssen, so dass dieser sie nicht verletzt, aber das zu beurteilen übersteigt meine Fachkompetenz in dieser Frage. Entscheidend ist, dass der AR dies nicht ausschließt, sondern vielmehr diese Option explizit erhält. Im Moment kann ich die *agential cuts*

⁵⁹ Hinzu kommt hier, dass auch Ort und Zeit nicht gegebene Dimensionen außerhalb eines Phänomens sind (Barad, 2007, 2012). Für die spezifische Frage, welches Veränderungspotential der Mensch hat, ist dieser Punkt jedoch im Moment vernachlässigbar.

nicht vollziehen, die dazu führen würden, dass der Stein meine Haut nicht beschädigt, aber es ist laut AR eine offene Frage, ob es solche *agential cuts* gibt, wie sie aussehen würden und ob Menschen sie ziehen könnten. Erst wenn wir Freiheitsgrade genauer kennen, dürfen wir laut AR eine Aussage machen wie „die Wahrscheinlichkeit, dass ein Quantum einen Sprung der Größe X macht, geht gegen Null“ oder “Dinoflagellates are microscopic, usually unicellular, often photosynthetic protists with whiplike appendages (...) They are neither plant nor animal, but can act as both.” (Barad, 2012, S. 37)

So gesehen mag man antworten: Veränderungspotential hat der Mensch immer, weil unsere Welt indeterministisch ist. Veränderungsmacht hat er an den Stellen, an denen er schon gelernt hat oder lernen kann, wie ein *agential cut* anders zu setzen ist. Wenn ich mit dem AR davon ausgehe, dass ein *agential cut* eine “‘local‘ resolution within the phenomenon of the inherent ontological indeterminacy” (Barad, 2012, S. 32) hervorruft, dann heißt das auch, dass sich bei unzähligen Gelegenheiten für Menschen die Frage stellt, welche anderen *lokalen Auflösungen aus der Unbestimmtheit* noch möglich sind. Für Forschende hat das weitreichende Implikationen, auf die im nächsten Abschnitt eingegangen wird.

4.1.5 Verantwortung von Forschenden im *Agential Realism*

Aus der *AR*-Perspektive haben Menschen ein ungleich größeres Veränderungspotential im Hinblick auf Erscheinungsformen unserer Welt als unter klassisch realistischen Annahmen, da auf ontologischer – bzw. entsprechend Barad besser *ontoepistemologisch* genannter – Ebene auch noch andere Realisierungen möglich sind als jene, der wir zunächst begegnen. Wenn wir uns als Forschende also einem Phänomen widmen, dürfen wir aus *AR*-Perspektive nicht nur fragen, wie Dinge beschaffen sind, sondern müssen auch fragen, unter welchen Intra-aktionen sie so beschaffen sind. Zusätzlich können wir fragen, wie sie noch beschaffen sein könnten. Wohlgedenkt stellt dies eine andere Kontextabhängigkeit dar, als jene der klassisch realistischen Perspektive, die unterschied-

liche Ergebnisse als Effekt des Blickwinkels versteht. Die Kontextabhängigkeit beschreibt im klassischen Realismus eine Verzerrung vom Wahren, im AR dagegen existiert jedes Relatum nur innerhalb von Relationen. Deshalb ist im AR Kontextabhängigkeit Bestandteil von jedem zu erforschenden Ding und von jeder zu erforschenden Konstellation. Es ist also aus *AR*-Perspektive unerlässlich, dass Forschende auch Bedingungen der *relata-within-relations* nennen.

In Abschnitt 3.1.5 wurde schon angesprochen, dass Forschende auf verschiedenen Ebenen Verantwortung tragen. Die Forderung, auch die *Relations* der *Relata* zu nennen, gehört in den Bereich der Verantwortung von Forschenden für die Durchführung von *sauberer* Forschung. Sauber heißt hier, dass die Umsetzung im Sinne ihrer eigenen Forschungslogik stringent ist. Für die vorliegende Arbeit noch wichtiger⁶⁰ halte ich die Verantwortung von Forschenden für die Mitgestaltung der beforschten Phänomene, die in der experimentalpsychologischen Forschungslogik aus der klassisch realistischen Position heraus nicht anerkannt wird. Barad schreibt dazu: “Agential realism underlines the necessity of an ethics of knowing. According to agential realism, reality is not independent of our explorations of it—both epistemologically and ontologically speaking.” (Barad, 1996, S. 183) Wenn Forschende bei der Untersuchung *agential cuts* setzen – und davon geht Barad aus –, dann folgt daraus direkt, dass Forschende für die Gestalt dessen mitverantwortlich sind, was sie *entdecken*. Dies folgt daraus, dass sie nicht etwas Passives *entdecken*, sondern mit Etwas auf eine bestimmte Art und Weise intra-agieren, die auch anders hätte aussehen können. Es sei wiederholt, dass der Mensch keine *besondere* intra-agierende Rolle hat, insofern auch er ein auftauchendes Phänomen wie andere Systeme ist, und weder am Anfang einer Konstruktionskette steht, noch am Ende einer Kausaldetermination. Da er jedoch *agential cuts* setzen *kann*, die wiederum innerhalb eines Kausalsystems ihre Wirkungen haben, trägt er Verantwortung dafür, einen gesetzten Schnitt so und nicht anders platziert zu haben. Diese Verantwortung haben zwar alle Menschen, die durch ihr Tun *agential cuts* setzen können, doch Forschende haben sie in einer besonderen Weise, weil ihnen kulturell (im oben umgrenzten

⁶⁰ (weil sie einen zentralen Punkt darstellt, an dem die *Queer Theory* eine Verknüpfung zu Barads *Agential Realism* finden kann)

europäisch und US-amerikanisch geprägten Raum) derzeit eine größere Kompetenz zugesprochen wird, Aussagen über das Sein und Funktionieren der Welt liefern zu können, als anderen Gruppierungen (z. B. kirchlichen).

Ich stimme mit Barad überein, dass ihr *Agential Realism* die Notwendigkeit von *ethics of knowing* (Barad, 1996; S. 183) – also eine Erkenntnissethik – unterstreicht. In Barads Texten sind ihre eigenen Sollens-Setzungen manchmal abzulesen, jedoch ist klar, dass sich konkrete Sollens-Setzungen nicht aus dem AR ableiten. Wenn wir uns z. B. entschließen, dass eine Realisierung eines Phänomens vorzuziehen ist, die weniger Menschen unterdrückt, so ist das eine ethische Entscheidung, die ihre Begründung aus einem Wertesystem zieht, das nicht im AR enthalten ist. Das Wertesystem hinsichtlich *besser* und *schlechter* ist eine kulturelle Aushandlungsfrage. Aus AR-Perspektive kommen wir als Forschende dennoch nicht umhin, irgendeine Ethik zu wählen. Da wir Menschen nicht in Unbestimmtheit leben, sondern *relata-within-relations* bzw. *resolutions of the indeterminacy* sind, intra-agieren wir und vollziehen *agential cuts*, die eine von mitunter mehreren Möglichkeiten hervorruft. Die Konfigurationen, in denen wir Menschen uns befinden (weder am Anfang einer Konstruktionskette, noch am Ende einer Kausaldetermination), können durch das Bild verdeutlicht werden, dass wir einen Kuchen in Stücke teilen und die Frage nicht lautet, *ob* wir Gestalten bewirken, sondern *welche* Gestalten wir bewirken bzw. wieviele Kuchenstücke wir schneiden und wie diese aussehen. Tatsächlich könnte also *agential realist* Forschung auch zur absichtlichen Unterdrückung von Menschen verwendet werden. In den Abschnitten 4.2 und 4.3 komme ich jedoch mehrfach darauf zurück, dass der AR zur Anwendung von queeren Werten häufig passt. Grundsätzlich wichtig ist, dass es aus einer AR-Perspektive nicht mehr möglich ist, als Forscher_in den Standpunkt zu beziehen, dass man lediglich entdeckte, wie die schon geschnittenen Kuchenteile aussehen. Die besondere Verantwortung von Forschenden liegt darin, dass sie nicht nur privat Gestalten bewirken, sondern dies beruflich, professionell und systematisch tun und gleichzeitig eine in besonderem Maße wissengenerierende Profession bekleiden – und hierfür eine Ethik mitbringen müssen. Für Barad ist eine *ethico-onto-epistemology* für jedes wissenschaftliche Handeln unerlässlich.

4.2 Entwurf der queer(end)en Experimentalpsychologie mit AR (ARqE)

Karen Barad liefert mit ihrem *Agential Realism* eine Metatheorie über Zusammenhänge in unserer Welt und Möglichkeiten der Erkenntnisgewinnung für uns Menschen. Ihre wissenschaftstheoretische Position verwende ich nun, um sie psychologischer Experimentalforschung zugrunde zu legen und eine *Agential Realist queer(end)e Experimentalpsychologie* (ARqE) zu entwerfen. Im vorherigen Abschnitt habe ich argumentiert, dass eine *agential realist* Forschung zwangsläufig eines Wertesystems bedarf, weil sie einen neutralen Standpunkt für ontoepistemologisch unmöglich hält. Eine Beschreibung eines Forschungsvorgehens, die nur abstrakt benennt, an welchen Stellen Werte zum Tragen kommen – ohne konkret zu werden, welche das im Einzelnen sind –, könnte akzeptabel sein, wenn sich die Forschungshandlungen nicht auf Menschen beziehen. In der lokalen, heutigen Kultur, aus der heraus und über die ich spreche, hat es eine andere Bedeutung, wenn wir einen *Menschen* beispielsweise als *unnormal* bezeichnen, als wenn wir das über einen Stein sagen. Entsprechend verstehe ich die Psychologie und insgesamt Sozialwissenschaften als Forschungsrichtungen, die noch weniger als andere Disziplinen Willkür in der Wertesetzung zulassen sollten. Dies leite ich daraus ab, dass die Psychologie sich mit dem Fühlen, Wahrnehmen, Denken, Erleben und Handeln von Menschen beschäftigt, das in unserer momentanen Kultur m. E. sinnvollerweise einen hohen Stellenwert hat. Ausgehend von 4.1 sind also viele AR-Psychologien (ARP) denkbar – beispielweise eine *Agential Realist Marxist Psychology*, eine *Agential Realist Conservative Psychology* oder eine *Agential Realist Antifascist Psychology*.⁶¹ Nicht denkbar ist dagegen, *agential realist* psychologische Forschung zu betreiben, *ohne* dies aus einer bestimmten Perspektive mit bestimmten Werten zu tun. In dieser Arbeit wähle ich eine queertheoretische Perspektive mit den zugehörigen Idealen und Werten wie in Kapitel 2 beschrieben. Es wird in den folgenden Abschnitten also das Forschungsvorgehen einer *Agential Realist queer(end)en Experimentalpsy-*

⁶¹ Die englische Namensgebung ist meiner Unzufriedenheit mit Übersetzungen von *agential realist* geschuldet. Alternativvorschläge wären mir sehr willkommen. Es scheint sich derzeit die Übersetzung „agentieller Realismus“ zu etablieren (vgl. Barad, 2012).

chologie (ARqE) beschrieben. Wie diese sich zu den in Kapitel 2 explizierten Anforderungen verhält, wird in Abschnitt 4.3 diskutiert.

4.2.1 Relationale Ontologie der ARqE

Barad hat in ihrem *Agential Realism* in Abgrenzung zum klassischen Verständnis eine relationale Ontologie beschrieben (siehe 4.1.1). Sie geht von einer Relationalität derart aus, dass sich Grenzen, Eigenschaften und Bedeutungen durch verschiedene Setzungen verändern können. Diese Setzungen – *agential cuts* – können im *Agential Realism* nun ganz verschiedene Resultate hervorbringen. Es kann sich im Butler'schen Sinne (vgl. Butler, 1993/1997) um Signifikation durch Sprache handeln, in der ein Körper erst durch die Bedeutungszuschreibung zu dem wird, als was er daraufhin verstanden wird. Für Barad gehören zusätzlich Materialisierungen der Art dazu, dass ein, nach Setzungen von *agential cuts*, reales Ding erst die durch die Setzung hervorgerufenen Beschaffenheiten aufweist. Es kann also um Bedeutung-Bekommen durch Sprechakte gehen, aber auch um Realisierung von Beschaffenheiten (wie Welle- oder Teilchen-Sein). Einen Unterschied zwischen Butlers und Barads Perspektive sehe ich weniger in Inhalten, als in dem Fokus, den sie jeweils wählen. Butler fokussiert auf Phänomene der sozialen Welt und analysiert entsprechend *regulatory practices* oder *matrix of coherent gender norms* (vgl. Butler, 1990/2006, u. a. S. 23-24), die *agential cuts* im Barad'schen Sinne – Butler benutzt diese Bezeichnung nicht – zum Beispiel um dann-realisierte Geschlechter ziehen. Barad bezieht sich meist auf zunächst sprachlose Intra-aktionen, bezieht sprachliche jedoch explizit mit ein. Ich halte in diesem Zusammenhang gewisse Formulierungen für zielgerichtete Wortspiele: “Since different agential cuts materialize different phenomena – different marks on bodies – our intra-actions do not merely effect what we know and therefore demand an ethics of knowing; rather, our intra-actions contribute to the differential mattering of the world.” (Barad, 2007, S 178) Ich interpretiere *mattering* einerseits im Sinne von *Bedeutung erhalten* und gleichzeitig als *Materialisieren*. Damit erachte ich die grundsätzliche *Perspektive* von Butler und Barad als dieselbe. Die empirische

Psychologie scheint mir dabei ein Feld zu sein, in dem sich die *Foki* der beiden äußerst stark überlappen.

Zusammenfassend können die *cuts* in einer ARqE äußerst verschieden sein – Grenzen zwischen zwei Bezeichnungen, zwischen dann-getrennten Dingen, zwischen dann-getrennten Strukturen und so weiter. Sowohl bei Butler als auch bei Barad gehören die – bei Butler sprachlichen und bei Barad *material-discursive* – *cuts* grundsätzlich zum untersuchten Gegenstand. Diese *cuts schneiden* die Dimension, auf der wir dann eine Manifestation finden, erst aus einem größeren Möglichkeitsraum heraus. Die ARqE geht in Folge nicht davon aus, dass ein Gefühl wie Angst oder eine Kognition „unabhängig vom Beobachter [*sic*] existiert“, wie dies Lauth & Sareiter (2005, S. 180) beschreiben. Stattdessen wäre Angst eine Manifestation, die erst durch zahlreiche *agential cuts* zustande kommt. Angst existiert nur in einem bestimmten Gefüge, welches ihre Materialisierung möglich macht.

Psycholog_inn_en arbeiten häufig mit Bedingungen. Wenn klassische Psycholog_inn_en beispielsweise konstatieren „Frustration erzeugt ein Aggressionsgefühl“, haben sie die beiden Bedingungen *mit Frustration* versus *ohne Frustration* miteinander verglichen. Sie würden jedoch davon ausgehen, dass das Aggressionsgefühl real im Sinne einer klassischen Ontologie vorhanden ist. Ob jemand dieses ausdrückt, unterdrückt oder misinterpretiert, würden sie als irrelevant für die Frage der realistischen Existenz des Gefühls betrachten. Auch wenn bestimmte Bedingungen eine Kognition hervorrufen, erachten sie diese Kognition als real existent, und verstehen es als rein epistemisches Problem, ob wir die genaue Art und Form⁶² jemals herausfinden bzw. wie nah wir der als existent angenommenen Wahrheit kommen können. Die ARqE hingegen geht im Barad’schen Sinne von der Notwendigkeit einer Ontoepistemologie aus, d. h. von einer “study of practices of knowing in being” (Barad, 2007, S. 185). Demnach erforschen wir nicht Phänomene, die schon da sind, sondern auch etwas wie

⁶² Z. B. ob, und wenn ja, wie diese sich in Gehirnströmen zeigen; oder welche Konzepte gleichzeitig aktiviert werden, etc.

eine Kognition und ein Aggressionsgefühl existiert nur in Relation zu weiteren Phänomenen.

Das ist im Falle der psychologischen Forschung, in der Menschen Menschen beobachten, zweifach relevant. Es betrifft sowohl die Konzepte, die wir mithilfe von Studienpartner_innen erforschen, als auch jene Konzepte, mit denen wir Forschende agieren. So kann sich in einem Individuum die Eigenschaft *Heterosexuell-Sein* manifestieren, weil eine bestimmte lokale und temporäre Kultur (plus weitere Zusammenhänge) dies unterstützt. Dies ist jedoch davon zu unterscheiden, ob sich das Konzept Heterosexualität auch in der forschenden Person manifestiert (hat). Die_der Forscher_in, welche_r das Individuum beforcht, kann unabhängig von diesem Individuum entscheidende *agential cuts* zur Herstellung (oder Wiederholung) des Phänomens Heterosexualität in der eigenen Forschung vollziehen – oder eben andere. Allerdings kann es nach Barads Feststellungen über die Unausweichlichkeit von *cuts* nicht Ziel einer ARqE Forschung sein, möglichst keine *agential cuts* zu ziehen, sondern diese und ihre Veränderlichkeit anzuerkennen. Laut Barad sind Grenzen nicht per se problematisch: “Boundaries are not our enemies; they are necessary for making meanings, but this does not make them innocent. Boundaries have real material consequences—cuts are agentially positioned and accountability is mandatory.” (Barad 1996, S. 187) Es gilt demnach nicht, Grenzziehungen zu vermeiden, sondern um die Übernahme von Verantwortung (*accountability*) für die Art und Weise sowie die Stelle⁶³ der gezogenen Grenzen. In den meisten Fällen geht es dabei nicht um Anklage, Verurteilung und Bestrafung für die Wiederholung benachteiligender Grenzziehung, sondern um die Anerkennung der Relationalität solcher Wiederholungen bzw. das Bewusstsein, dass diese Konsequenzen haben (über die wir im Idealfall etwas wissen und aufgrund dessen über die Verwendung bestimmter Grenzziehungen urteilen könnten).

Damit halte ich ein erstes Gütekriterium von Queer(end)er Experimentalpsychologie mit *Agential Realism* fest: Bewusstheit der *relations* der realisierten *relata*. Dies kann man ebenso graduell behandeln wie die klassischen

⁶³ Stelle meint hier jene zwischen Phänomenen und bezieht sich nicht auf einen bestimmten Ort.

Gütekriterien graduell behandelt werden. Eine Untersuchung kann mehr oder weniger Bewusstheit der *relations* ihrer *relata-within-relations* aufweisen.

So weißt beispielsweise die Arbeit von Tomelleri und Castelli (2012) zur Frage „Geschieht die Geschlechtskategorisierung bei Menschen automatisch?“ einen sehr geringen Grad dieser Bewusstheit auf. Die Autor_inn_en gehen explizit davon aus, dass ereignisbezogene Gehirnströme (*event-related potentials*, ERPs) als neurale Manifestationen von psychischen Vorgängen verstanden werden können. Im Rahmen einer ARqE müssten sie auch die psychischen Vorgänge als Manifestation von diese bedingenden *agential cuts* begreifen. Allgemein muss für jedes Phänomen gefragt werden, für wen es existiert und unter welchen Bedingungen. Wenn eine Untersuchung Geschlechtskategorisierung als Relatum ohne Relationen behandelt, verletzt sie das genannte Gütekriterium. Allerdings müsste in einer weiteren Arbeit noch ausdifferenziert werden, wie der *Grad der Bewusstheit* spezifiziert werden könnte.

Dieses nicht-traditionelle Verständnis von relationaler Ontologie eröffnet neue Forschungsfragen, nämlich, für wen und unter welchen Bedingungen ein Phänomen existiert. Barad schreibt: “The shifting of boundaries often helps bring to the surface questions of power which the powerful often try to submerge.” (Barad 1996, S. 187) Das ist wieder in zweierlei Hinsicht interessant. Erstens dahingehend, für welche Menschen – die Psycholog_inn_en gewöhnlich als „Versuchspersonen“ bezeichnen – existiert beispielsweise das Phänomen eines *biologischen Geschlechts* überhaupt und wie definieren sie es. Zweitens ist von Interesse, welche *Forschenden* mit diesem Phänomen arbeiten und wie sie es definieren. Bei Gabora und Aerts (2002) findet sich beispielsweise hinsichtlich kognitiver Konzepte eine Sichtweise, die von relationaler Ontologie ausgeht:

The core or essence of a concept is viewed as a source of potentiality which requires some context to be dynamically actualized, and which thus cannot be described in a context-independent manner (except as a superposition of every possible context-driven instantiation of it). (Gabora & Aerts, 2002, S. 7)

Sie sagen also, dass es eine Quelle von Potentialitäten gibt, die eines Kontextes bedürfen, um verwirklicht zu werden. Die genaueren Analysen bezüglich Geschlecht bedürfen zukünftiger Forschungsarbeiten. Ausgehend von queertheoretischen Analysen kann man sich zur Verdeutlichung jedoch Folgendes vorstellen: Neben vielen weiteren Manifestationen realisierten sich in der Gruppe der Menschen auch Individuen, die – verkürzt gesagt – gebärfähig sind, und auch Individuen, die befruchtungsfähig sind. Dies kann man im Sinne von Gabora und Aerts (2002) als eine Quelle (auch in Kombination mit weiteren Quellen, wie z. B. Hormonlevel) als Möglichkeit begreifen, Menschen in drei (vgl. Herdt, 1996), fünf (vgl. Fausto-Sterling, 1993), zwei oder auch ganz andere Anzahl an Geschlechtsgruppen einzuteilen. Kontexte (wie soziale Rollen bei Eagly, 1987, oder das Patriarchat bei Wittig, 1992) verwirklichten in unserer europäisch und US-amerikanisch geprägten Kultur die Geschlechterbinarität. Nach Logik von Gabora und Aerts (2002) dürften wir ein Konzept wie Geschlechterbinarität nicht losgelöst vom Kontext (welcher zur Realisierung beigetragen hat) beschreiben, womit sie im Sinne der ARqE auf der Basis relationaler Ontologie argumentieren.

4.2.2 Art des Realismus und Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns der ARqE

Von relationaler Ontologie auszugehen führte Barad weg vom Entitätenrealismus hin zu ihrem *Agential Realism* (vgl. 4.1.2). In diesem Abschnitt möchte ich konkretisieren, welche Möglichkeiten der Erkenntnis für eine queer(end)e Experimentalpsychologie mit *Agential Realism* bestehen. Wird der *Agential Realism* zu Grunde gelegt, beziehen sich die Erkenntnisse die zu gewinnen sind, auf unsere Intra-aktionen mit den Phänomenen, die wir untersuchen – und nicht wie in der klassischen Experimentalpsychologie auf Eigenschaften und Mechanismen an sich.

Werden die Gesetzmäßigkeiten, die wir beschreiben können, nicht als präexistent angenommen, sondern als Resultate aus den Intra-aktionen von

relata-within-relations, dann fragt die forschende Person nicht nach prinzipiellen, sondern höchstens nach situativen Gegebenheiten. Ontologische Gegebenheiten werden als lokal, temporär und von unserer epistemologischen Annäherung abhängig erachtet. Diesen situativen Zusammenhängen kann sich Forschung widmen. So existiert beispielsweise in der europäisch und US-amerikanisch geprägten heutigen Kultur die Vorstellung von Geschlecht als dichotomer Eigenschaft (vgl. Kessler & McKenna, 1978). Diese Situation und ihre Zusammenhänge kann erforscht werden – mit der Möglichkeit, dass wir als Forschende die *agential cuts* zur Herstellung der Dann-Gegebenheit (beispielsweise einer Geschlechterdichotomie) erst setzen. Ein weiteres Beispiel wäre, wenn Studienpartner_innen gefragt werden, wie stark ihr *Glaube an eine gerechte Welt* ist (vgl. Rubin und Peplau, 1975, und Folgearbeiten zu diesem Konstrukt). Mit einem Konstrukt wie Geschlecht oder *Ausprägungsgrad des Glaubens an eine gerechte Welt* lassen sich womöglich interessante⁶⁴ Zusammenhänge beschreiben. Doch in der ARqE gilt dabei immer, dass diese Zusammenhänge nur für spezifische Intra-aktionen gelten. Aus ARqE-Perspektive hat keine Person ein Geschlecht oder einen Ausprägungsgrad des Glaubens an eine gerechte Welt inhärent. Vielmehr sind solche Phänomene Resultate von Intra-aktionen. Gerade zu Geschlecht liefern mittlerweile nicht mehr nur queertheoretische Analysen fruchtbare Beiträge. Beispielhaft sei nur an das Eingangszitat von Wittig (1980/1992) erinnert und Voß (2011) genannt, der sehr differenziert die epochal sehr verschiedenen Relationen beschreibt, die jeweils herangezogen wurden, um Geschlecht zu determinieren.

Der klassischerweise angenommene Realismus beeinflusst, welche Fragen und wie diese gestellt werden. Damit ergeben sich durch ARqE neue Fragen. Gehen Forscher_innen davon aus, dass es gegebene Dinge und Mechanismen zu entdecken gilt, werden sie bei Ergebnissen, die sie als Entdeckung einer solchen Gegebenheit erachten davon ausgehen, dass sie ihr Ziel erreicht haben. Gehen Forscher_innen dagegen davon aus, dass jedes *relatum* nur *within-relations* existiert, ist eine Feststellung über einen situativen Zustand erst der Ausgangspunkt für weitere Forschungsfragen über eben jene *relations*. Versteht man Intel-

⁶⁴ Vgl. Kapitel 5 zur Schwierigkeit, nach welchen Kriterien Interessantheit beurteilt werden kann.

lizenzen, Neurotizismus oder Stereotypisierung als etwas, was bestehende und real existierende Komponenten eines umgrenzten kognitiven Apparates sind, dann zielen Forschungsfragen auf ontologische Gegebenheiten. Wenn diese Konzepte aber als einzelne Manifestationen von Möglichkeiten verstanden werden, dann können Forschungsfragen darauf zielen, wie diese Manifestation ist, welche Auswirkungen sie hat und welche anderen Manifestationen es alternativ noch geben kann. Der traditionelle Realismus sucht also nach Feststellungen, die aus queerer Sicht für Menschen wie Festlegungen sind. Im AR dagegen sucht man nach Möglichkeitsraum und bestehenden Freiheitsgraden. Kapitel 4.3 kommt darauf zurück, wieso es aus queertheoretischer Sicht wünschenswert ist, diese neuen Fragen zu stellen.

Fragen nach alternativen Manifestationen kommen vereinzelt auch in der hier eingegrenzten europäisch und US-amerikanisch geprägten Experimentalpsychologie vor. An diesen Stellen scheint der AR dem nahe zu stehen, was Westermann (2000) „Lokalen Realismus“ nennt:

Wenn wir in der Psychologie beispielsweise die Funktion des „Arbeitsgedächtnisses“ erforschen, die Vererbbarkeit der „Intelligenz“ untersuchen oder uns fragen, ob eine Person „neurotisch“ ist, müssen wir uns bewusst sein, dass wir *zunächst* nur über „nützliche Fiktionen“ reden, nicht unbedingt über real Existierendes. (Westermann, 2000, S. 36)

Allerdings schließt Westermann selbst, dass diese Perspektive nicht sehr verbreitet ist. Daher soll meine Feststellung, dass eine ARqE neue Fragen stellen würde, für die gesamte Experimentalpsychologie und nicht für einzelne Arbeiten gelten. Als Einzelarbeiten passen auch jene zur AR-Perspektive, die beispielsweise von Folgendem ausgehen: “[C]ognition is *extended* – (...) the boundaries of cognitive systems lie outside the envelope of individual organisms, encompassing features of the physical and social environment (Clark & Chalmers, 1998; Wilson, 2004).” (Robbins & Aydede, 2009, S. 7-8) Die Sicht der damit arbeitenden Forscher_innen bezieht den Kontext und situativ bestehende Grenzen und Möglichkeiten in Definitionen – z. B. des kognitiven Apparates – mit ein:

The Cartesian tradition is mistaken in supposing that the mind is an inner entity of any kind, whether mind-stuff, brain states, or whatever. Ontologically, mind is much more a matter of what we do within environmental and social possibilities and bounds. (van Gelder, 1995, S. 380, zitiert nach Robbins & Aydede, 2009, S. 8)

Robbins und Aydede (2009) gruppieren diese Perspektive unter den Bereich der *situated cognition* (vgl. Abschnitt 3.2.5). Sie merken an, dass diese Herangehensweise eines *Extended Mind* viel mehr als die beiden anderen Bereiche (*Embodied Mind* und *Embedded Mind*) eine scharfe Grenze zur klassischen *Cognitive Science* aufweist. Unter *Situated Cognition* werden also Perspektiven zusammengefasst, von denen eine – die des *Extended Mind* – kompatibel mit dem AR ist, die anderen jedoch eher klassischem Realismus zuzuordnen sind.

Zusammengefasst sind die Erkenntnismöglichkeiten einer ARqE folgendermaßen zu sehen: Gesetzmäßigkeiten können als lokale und temporäre Resultate aus den Intra-aktionen von *relata-within-relations* beschrieben werden; ontologische Gegebenheiten sind nur situativ als lokal, temporär und von unserer epistemologischen Annäherung abhängig beschreibbar; es werden keine universalen Feststellungen angestrebt, sondern nach Möglichkeitsraum und bestehenden Freiheitsgraden geforscht. All dies gilt unter den spezifischen Vorstellungen von Barad bezüglich Objektivität, Messen und Kausalität, auf die der folgende Abschnitt zurückkommt.

4.2.3 Objektivität, Messen, Kausalität und Agency der ARqE

Laut Barad gilt: “[T]hat Newton’s equations (often) ,work‘ when applied to macroscopic objects is not the same as saying that Newton’s laws are the physical laws that govern the macroscopic world.” (Barad, 2007, S. 423) Entsprechend könnte es sein, dass bezüglich bestimmter psychologischer Phänomene die Anwendung der klassisch realistischen Perspektive – inklusive ihres Verständnisses von Objektivität, Messen und Kausalität – für eine Annäherung ausreichend ist. Ich möchte jedoch behaupten, dass über solcherlei Geltungsbe-

reiche bezüglich psychologischer Phänomene noch zu wenig gewusst wird, als dass wir das voraussetzen dürften. Für Einschätzungen solcher Geltungsbereiche müssten wir zunächst mehr über die *relations* sagen können, die die im klassischen Realismus angenommene Stabilität eines *relatum-within-relations* simulieren könnten. Dafür müsste aus ARqE-Perspektive zunächst mit dem Barad'schen Verständnis von Objektivität, Messen, Kausalität und *agency* psychologische Forschung betrieben werden.

Objektivität

Über ihre Gegenstände versucht auch die ARqE möglichst objektiv zu kommunizieren, jedoch mit einem im Vergleich zur klassischen Experimentalpsychologie veränderten Verständnis von Objektivität. Eine Realisierung/ Verwirklichung hält Barad für wiederholbar, wenn auch nicht mit beliebiger Genauigkeit⁶⁵. Barad'sche Objektivität bezieht sich (vgl. Kapitel 4.1.3) auf die Wiederholbarkeit einer Konfiguration (die ähnlich genug ist, damit das Resultat für intra-agierende *relata-within-relations* als gleich gilt) mit ihren *agential cuts* und deren Intra-aktionen durch möglichst eindeutig verstehbare Kommunikation. Wenn alle relevanten Vorannahmen, Verständnisse und Definitionen transportiert werden, wird es auch in einer von Herdt (1996) beschriebenen Gesellschaft, die mehr als nur zwei Geschlechter kennt, möglich, Geschlecht dichotom/binär zu messen – ganz so wie in einer heteronormativen Gesellschaft. Das passiert beispielsweise, wenn wir die *kwolu-atmwool* der Sambia aus Papua-Neuguinea (vgl. Herdt, 1996) entgegen deren eigenen Definition als männlich identifizieren. Umgekehrt könnten wir bei uns weitere Geschlechter identifizieren, wenn die relevanten Vorannahmen, Verständnisse und Definitionen aus einer nonbinären Kultur (z. B. in Samoa, vgl. Vasey & Bertlett, 2007) nach Europa transportiert werden. Damit ist keine Kultur näher an einer (klassisch) objektiven Wahrheit, sondern jede Konfiguration wendet verschiedene *agential cuts* an und beide offenbaren mögliche Realisierungen von etwas, was nicht präkulturell existiert.

⁶⁵ Dies liegt an der Existenz des Planckschen Wirkungsquantums h , siehe Barad (2007, S. 423, Fußnote 22 zu Kapitel 3) und 4.1.3. Der Eindruck von Stabilität entsteht durch Wiederholungen, die ein bestimmtes, ausreichendes Maß an Ähnlichkeit aufweisen.

Eine psychologische Untersuchung der ARqE wäre dann möglichst objektiv, wenn die Kommunikation so gut wie möglich zur Wiederholung der relevanten Intra-aktionen führen kann; wenn also Geschlecht nicht als gegebene Eigenschaft eines Individuums kommuniziert wird, sondern all die mitwirkenden Konstellationen beschrieben werden, die dazu führen, dass die meisten Europäer_innen beispielsweise Geschlecht als binär verstehen. Dann wäre eine Manifestation (wenn auch nicht beliebig genau) wiederholbar und ebenfalls auch veränderbar.

Wenn diese Form der Objektivität – Kommunikation, die eine Wiederholung erlaubt – zu einem bestimmten Grad erreicht wird, wird gleichzeitig ein angestrebtes Ergebnis des klassischen Objektivitätsstrebens erreicht: Mit klassischer Objektivität wird möglichst große Unabhängigkeit von subjektiven Überzeugungen angestrebt. Entsprechend sollte ein_e Testleiter_in zu einem hinreichend ähnlichen Ergebnis kommen wie ein_e andere_r Testleiter_in – ganz so wie in der ARqE. Entscheidend ist, dass gemäß der ARqE dies nicht geschieht, weil beide Testleiter_innen möglichst unverzerrt einen real vorhandenen Intelligenzquotienten oder eine Geschlechtsrollenorientierung messen, sondern weil sie möglichst eindeutig über die angewendeten Vorannahmen, Verständnisse und Definitionen kommuniziert haben und die gleiche Manifestation (wenn auch nicht mit beliebiger Genauigkeit) hervorrufen können. Das Ziel, dass eine Messung, die von zwei verschiedenen Personen durchgeführt wird, zum gleichen Ergebnis kommen sollte, bleibt in der ARqE also bestehen. Das Gütkriterium (für den Weg dorthin) heißt an dieser Stelle jedoch nicht, dass versucht werden soll, Einflussgrößen (wie Einstellungen und Überzeugungen) zu minimieren, sondern möglichst eindeutig über alle mitwirkenden Intra-aktionen – auch Einstellungen und Überzeugungen – zu kommunizieren.

Praktisch mag diese Kommunikation einfacher erscheinen, wenn Autor_in und Publikum sehr ähnliche Konzepte teilen und eine sehr ähnliche Vorstellung davon entwickeln, wie es aussieht, wenn jemand beschreibt, „zwei Menschen sind in ein Gespräch vertieft“. Gleichzeitig kann die Kommunikation dadurch aber auch fehleranfälliger wenn, wenn aufgrund vermeintlicher Selbstverständlichkeit nicht mehr ausreichend präzisiert wird. Im Prinzip müsste laut ARqE immer expliziert werden, was genau worunter verstanden werden soll, um

nichts als universal eindeutig anzunehmen. Welche Formulierungen hier helfen könnten, unpraktikabel lange Texte zu vermeiden, ist nicht im Fokus dieser Arbeit. Generell könnten vermutlich Anregungen aus der feministischen Sprachforschung hilfreich sein. Als konkretes Beispiel sei hier der Zusatz „sogenannt“ erwähnt (z. B. „sogenanntes biologisches Geschlecht“), welcher in aller Kürze markiert, dass in bestimmten Personenkreisen ein bestimmtes Phänomen eine bestimmte Bezeichnung erhält, ohne die Voraussetzungen an dieser Stelle nennen zu müssen. Entsprechend kann sich in Folge Kritik an Kommunikation auch darauf beziehen, für welchen Personenkreis unmissverständliche Beschreibungen geliefert wurden und für welche Individuen andere Beschreibungen Hürden beinhalten, d. h. Miss- oder Unverständlichkeiten und Vorannahmen, die für sie nicht zutreffen. Zweifelsohne ist die Entwicklung von Beschreibungen, die sowohl den Anforderungen des AR wie auch praktischen Erfordernissen der Verstehbarkeit gerecht werden, eine herausfordernde Aufgabe von konkreter AR-Anwendung inner- und außerhalb von Psychologie.

Messen

In der queer(end)en Experimentalpsychologie mit *Agential Realism* bezieht sich *Messen* nicht wie in 3.1.3 beschrieben auf die Zuordnung einer Zahl zu einem als gegeben angenommenen Objekt bzw. Merkmal. Aus der AR-Perspektive ist beim Messen in einem psychologischen Forschungsvorhaben das Bewusstsein dafür, dass Mess-Intra-aktionen mit dem Gegenstand, der selbst ein *relatum-within-relations* ist, zur Gestalt des Ergebnisses beitragen werden, entscheidend. Dann ist auch die Messung eine der *relations* dieses *relatum-within-relations*. Hier ist zu wiederholen, dass dieses Beitragen *nicht* wie in der klassischen Experimentalpsychologie als Verzerrung behandelt wird (wie wenn Studienpartner_innen beispielsweise auf die Messsituation reagieren, indem sie sich in einem psychologischen Labor womöglich anders verhalten, als sie es tun würden, wenn sie sich unbeobachtet vorkämen). Eine Mess-Intra-aktion im Sinne des AR zieht vielmehr eine Mitgestaltung der Welt durch das Setzen von *agential cuts* nach sich – genau durch die Art und Weise wie die Messung vorgenommen wird.

Jedoch geht der AR auch davon aus, dass menschlich bzw. von Forschenden gesetzte *agential cuts* nicht die einzigen sind, die zu einer Materialisierung beitragen. Es kann vielmehr zahlreiche andere Intra-aktionen geben, die parallel zu einer konkreten Messung unseren spezifischen Gegenstand realisieren (wie die Luftmoleküle die Fullerene schon vor dem *which-slit-detector* materialisieren, wenn der Doppelspalt-Versuch mit Letzteren nicht im Vakuum durchgeführt wird, vgl. Kap. 4.1.3). Daher ist außerdem zu wiederholen, dass ARqE-Forschungen sich damit auseinandersetzen müssten, welchen Geltungsbereich und welche Geltungsdauer (durch welche Konfigurationen) welche Materialisierung für wen hat. Was die psychologischen Forschungsgegenstände des menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns betrifft, sind das Analysen, die genau betrachten, für welche Personen wann und wo eine Realisierung wirkt und für welche nicht. Dafür brauchen Psycholog_inn_en Kenntnisse über die Konfigurationen, die jenes Merkmal als existent wiederholen. Ist z. B. das Gefühl eines Menschen schon vor der Frage danach vorhanden oder erzeugt die Nachfrage dieses erst? Bezüglich Einstellungen wird dies in psychologischer Fachliteratur schon diskutiert – in der ARqE ist das für jeden psychologischen Gegenstand zu diskutieren (siehe auch Kap. 5). Alternativ könnte erprobt werden, von jedem verwendeten Konstrukt in einer *lokal-realistischen* Weise zu sprechen, wie Westermann (2000) sie beschrieben hat (siehe Kap. 4.2.2). Ein Konstrukt wird dann möglicherweise nicht als *Messung einer gegebenen Eigenschaft* missverstanden, wenn durch entsprechende Formulierungen bei einer Aussage wie „Person X ist intelligenter als Person Y“ mittransportiert wird, dass Intelligenz nur das ist, was der Intelligenztest misst.

Weiterhin ist die Relation, *für wen* ein bestimmter Geltungsbereich und eine Geltungsdauer gilt, entscheidend, um nicht der Idee zu verfallen, es könnte ein vom Menschen – als intra-agierendem *relatum-within-relations* – unabhängiger Geltungsbereich identifiziert werden. Beim *Messen* unter ARqE-Perspektive stehen wir also – vor allem bei menschlichen Phänomenen – vor der Herausforderung, zunächst keine Anhaltspunkte dafür zu haben, für wen, wo und wodurch eine Materialisierung realisiert ist und wie groß bzw. welcher Art die mitgestaltende Wirkung einer konkreten Messaktion ist.

Bei der Messung der sogenannten Geschlechtsidentität, die Gerrig und Zimbardo (2008) als „Bewusstsein des eigenen Mannseins oder Frauseins“ (S. 733) definieren, würde die ARqE beispielsweise weder voraussetzen, dass jeder Mensch ein solches Bewusstsein per se mit sich herumträgt, noch dass sich ein solches Bewusstsein nur zwischen *Mannsein oder Frausein* bewegt. So wäre zu untersuchen, ob Konfigurationen des Instrumentes, das diese Geschlechtsidentität messen will, dieses *Bewusstsein* erst hervorbringen, an der Hervorbringung – und der entstehenden Form – beteiligt sind oder ganz andere Konfigurationen (wie die Luft bei den Fullerenen, bevor jene vom *which-slit-detector* erfasst werden) dieses *Bewusstsein* parallel dazu hervorbringen, dass eine Psychologin *misst*. Laut Bem (1981) ist dieser Prozess des *sex typing* eine Folge kultureller Erziehung (vgl. Kap. 3.2.1). Forschungen zu Femininitäts- und Maskulinitätswerten zeigen, wie veränderlich das ist, was in einer Kultur als *weiblich* und *männlich* erachtet wird (vgl. Diekman & Eagly, 2000). So liegt m. E. bei der Geschlechtsidentität nahe, dass die Mess-Intra-aktion mitgestaltenden Charakter hat. Auch hier könnte – parallel zur psychologischen Versuchsanordnung zur Messung – eine andere Konfiguration das Phänomen verwirklichen, was aber wieder nicht vorausgesetzt werden kann. So ist denkbar, dass sich in einer Person durch spezifische *agential cuts* ein Identitätsgefühl als *weiblich* herausgebildet hat, welches die konkrete Person inhärent (z. B. als *abrufbare Narration*) mit sich herumträgt, schon bevor sie der psychologischen Messung begegnet. Dennoch kann bei keiner Person per se von gegebenen inhärenten Eigenschaften (ohne eine Intra-aktion, egal ob mit kulturellen Normen oder mit einer Forschungsanordnung) ausgegangen werden. Daher wäre eine Feststellung über die weibliche Geschlechtsidentität einer Person nicht der Ausgangspunkt eines Forschungsvorhabens, sondern höchstens ein Ergebnis am Ende eines Forschungsaktes.

Die eingesetzte Methode in einer Forschungsanstrengung ist von der Theorie nicht so klar zu trennen, wie die üblicherweise getrennten Abschnitte eines empirischen Artikels suggerieren mögen. Wenn jedoch unweigerlich miteinander verknüpft ist, welchem Phänomen wir uns widmen wollen und wie wir dies tun, dann könnten Theorie und Methode auch in einem gemeinsamen Abschnitt besprochen werden. Ebenso kann unter Operationalisierung nicht dassel-

be verstanden werden wie in klassischen Studien. Bisher gibt die Operationalisierung an, aus welchen quantifizierbaren Indikatoren auf das eigentlich interessierende Konstrukt geschlossen wird. Man operationalisiert „durch Angabe von meßbaren [*sic*] Ereignissen, die das Vorliegen dieses Sachverhaltes anzeigen (Indikatoren)“ (Bortz & Döring, 2003, S. 67). Beispielsweise wird aus der Zustimmung zu oder Ablehnung von bestimmten Aussagen auf den *Glauben an eine gerechte Welt* geschlossen. Aus dieser Perspektive ist auch die Güte der Wahl eines Messinstrumentes daran abzuschätzen, wie gut es in der Lage ist, den *Sachverhalt, den man eigentlich messen möchte*, anzuzeigen (also, als wie reliabel und valide eine Messung anzusehen ist).

In einer Studie aus ARqE-Perspektive hingegen ist nur der Apparat möglichst klar verstehbar (für zu explizierende Gruppen) zu beschreiben, damit die *relations* der später erzeugten *relata* möglichst eindeutig beschreibbar werden (vgl. Abschnitt zur Objektivität). Es gibt demnach in der ARqE keine Operationalisierung im klassischen Sinne, sondern eine Beschreibung dessen, wie quantifiziert wurde. Entsprechend können sich die durch die Quantifizierung generierten Aussagen über Zusammenhänge nicht auf angenommene Konstrukte beziehen, sondern konkret nur mit den Apparatkonfigurationen arbeiten. Wenn ich beispielsweise erläutere, wie ich geschlechtliche Selbstkategorisierung quantifiziere und ein bestimmtes Antwortmuster realisiere, dann sollen sich auch die Aussagen über die Realisierung – beispielsweise über die Anzahl nonbinärer Antworten – auf die situativ erzeugte Dimension beziehen. Aus Perspektive der ARqE existiert eine realisierte Geschlechtervarianz nur in Bezug auf die zur Herstellung der Antwort nötigen Konfigurationen. Dies spricht wieder die zukünftige Herausforderung an, in konkreten Beschreibungen günstige Formulierungen zu finden, die diesen Sachverhalt explizieren, ohne unverständlich oder unkonkret zu sein.

Für empirische Forschung ist weiterhin zentral, wie mit statistischen Tests umzugehen ist. Dafür komme ich auf zwei wesentliche Unterschiede zwischen klassischer Perspektive und ARqE zurück. Zunächst legen aus ARqE-Perspektive erst die wirkenden Intra-aktionen – ggf. inklusive derer der Forschenden – die *agential cuts* fest, die die Dimension generieren, auf der dann

Werte gefunden werden (z. B. Dimension *Männlichkeit*). Dies stört aber nicht die Anwendung eines klassischen Tests zur Prüfung einer Unterschiedshypothese. Die Dimension kann statistisch in klassischer Weise behandelt werden, nur wird ihr nicht zugeschrieben, dass sie (die Dimension *Männlichkeit*) im Menschen bzw. eine bestimmte Ausprägung (*starke Männlichkeit*) im Individuum inhärent gegeben sei.

Der zweite wesentliche Unterschied besteht im Bezug auf das Verständnis von Varianz von Messwerten bei wiederholter Messung. Aus der ARqE-Pespektive gehört diese Varianz zum Dann-Relatum dazu und ist nicht etwa ein zufälliger oder stochastischer Messfehler. Die klassischen Messtheorien (auch die in der Psychologie verbreitetsten der *klassischen Testtheorie* oder *Item-Response Theorie*) verstehen die Streuung von gemessenen Werten als *Messfehler* oder *Messabweichung* und unterscheiden diesbezüglich zwischen „systematischen“ und „zufälligen Fehlern“ (siehe beispielsweise Lauth & Sareiter, 2005, S. 170). Systematische Fehler entstehen in diesem Verständnis durch konstante Verzerrungen durch die Messkonfiguration – wenn etwa eine Waage immer drei Gramm mehr anzeigt, oder eine Uhr pro Minute zwei Sekunden nachgeht. Als zufälliger Fehler wird jene zu findende Streuung von Werten bezeichnet, wenn eine Messung unter den gleichen Bedingungen mehrfach wiederholt wird. Damit wird diese Varianz als epistemologisches Phänomen verstanden. Die ARqE-Perspektive versteht diese Varianz dagegen als ontoepistemologisch zum betrachteten Relatum dazugehörig. Die Verteilung der Werte gibt an, welche Realisierungsmöglichkeiten offenbar zu diesem Phänomen dazugehören – weshalb ich das Verteilungsspektrum vorläufig *Realisierungsraum*⁶⁶ (eines *relatum-witinerelations*) nennen möchte. So wie die Wellenfunktion im Doppelspalt angeben kann, wo das Teilchen zu welchem Zeitpunkt mit welcher Wahrscheinlichkeit – durch geeignete Intra-aktion – realisiert werden könnte, so kann die Verteilung einer Merkmalsmessungrealisierung mit ihrem Mittelwert und ihrer Streuung als Beschreibung des Raumes auf der festgelegten Dimension verstanden werden, in

⁶⁶ Auch hier wäre eine passenderer Bezeichnung wünschenswert, da der Ausdruck „Raum“ stark an lokalen Raum erinnert.

welchem mit den situativ bestehenden Konfigurationen diese Merkmalsmessung realisiert werden kann.

Ist dieses Verständnis mit der Logik und Anwendung eines Tests zur Prüfung einer Unterschiedshypothese vereinbar? Die aktuell in der psychologischen Forschung angewendeten Signifikanztests beruhen gerade auf dieser Varianz, insofern als nicht jede Beobachtung, die nicht exakt die Vorhersage trifft, die überprüfte Hypothese falsifiziert, sondern anhand von Wahrscheinlichkeiten entschieden wird, ob ein beobachteter Wert wahrscheinlich noch zur *gewöhnlichen* Streuung gehört oder eine starke Abweichung davon eher dafür spricht, dass der gefundene Wert zu einer anderen Verteilung gehört. Aus Perspektive der ARqE erzeugen bestimmte *agential cuts* die Verteilung von Werten mit Mittelwert und Streuung auf einer realisierten Dimension. Nun können wir uns bei gefundenen Werten fragen, ob diese mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit von denselben *agential cuts* erzeugt wurden, oder mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit von anderen *cuts*. Nach Anwendung von Signifikanztests lässt sich demnach auf situativ wirkende *agential cuts* schließen.

Dass der *zufällige Fehler* der klassischen Messtheorien aus ARqE-Perspektive ein zum *relatum* gehörender *Realisierungsraum* ist, stört m. E. also die Anwendung von Signifikanztests nicht, sondern passt geradezu zu deren Einsatzlogik. Dennoch möchte ich explizite Methodenarbeiten aus ARqE-Perspektive anregen, da dennoch viele Fragen entstehen, wenn nicht mehr von einem wahren Wert ausgegangen wird, sondern von einem Raum von Werten. Diesbezüglich kann auf Anwendungen von quantentheoretischen Wahrscheinlichkeitsmodellen in der empirischen Psychologie zurückgegriffen werden (vgl. Bruza, Busemeyer, Gabora, 2009). Das Argument für den Einsatz eines solchen Modells ist in manchen Fällen allein seine bessere Vorhersagekraft – so beispielsweise bei Entscheidungsprozessen (Pothos & Busemeyer, 2009). Busemeyer (2007) nennt als Grund für den Einsatz jedoch auch seinen Standpunkt, dass kognitive Messungen kreieren und nicht nur aufzeichnen (wir z. B. ein Urteil situativ konstruieren und nicht gespeichert haben und lediglich abrufen müssen); Lambert-Mogiliansky (2013) geht ebenfalls davon aus, dass quantentheoretische Modelle eine tiefgreifend neue Perspektive auf menschliches Den-

ken und Verhalten eröffnen. Andere Forscher_innen der *Quantum Cognition*-Forschung geben dagegen an, dass sie den abstrakten Formalismus nur als Werkzeug verwenden, ohne die inhaltlichen Bedeutungen der Quantenmechanik auf kognitive Phänomene übertragen zu wollen (z. B. Bruza, Busemeyer & Gabora, 2009), oder nennen sich bezüglich dieser Frage „agnostisch“ (Pothos & Busemeyer, 2013, S. 255). In beiden Fällen kann die Methodenanwendung der *Quantum Cognition*-Forschung ein fruchtbares Gebiet für ARqE und ihre zukünftige Methodenauseinandersetzung darstellen. Hier könnte sich – entsprechend zu dem sich entwickelnden Feld der *Queer Methods* (Brown & Nash, 2010) – ein ganzes Feld zu Auseinandersetzungen mit *Agential Realist Queer (Psychological) Methods* entwickeln.

Kausalität

Für Kausalbeschreibungen aus ARqE-Perspektive ist entscheidend, dass diese als lokal und temporär und als abhängig von spezifischen in Kraft gesetzten (*enacted*) Trennungen und Rekonfigurationen beschrieben werden (vgl. Kap. 4.1.3). Eine ARqE-Aussage über eine Kausalrelation sollte also idealerweise eine Spezifikation der Bedingungen, unter der die Kausalrelation gilt, beinhalten. Dies wäre das dritte Gütekriterium der ARqE. Auch hierbei kann über die Güte graduell entschieden werden. Die konkrete Entwicklung von Formulierungsmöglichkeiten würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Als wichtig ist festzuhalten, dass der Wechselwirkungscharakter eines jeden Phänomens mit seinen Bedingungen mitformuliert wird. Dies soll psychologische Forschung nicht abschrecken, nach spezifisch passenden Kausal- bzw. Wechselwirkungsaussagen zu suchen. Diese sind aus ARqE-Perspektive jedoch immer lokal und temporär gebunden.

Erkenntnisziel der Experimentalpsychologie ist in den allermeisten Fällen eine Kausalaussage. Mit klassisch realistischem Verständnis geht sie davon aus, im besten Fall universal geltende Zusammenhänge beschreiben zu können. Im Experiment wird unter möglichst kontrollierten Bedingungen eine Variable variiert, um deren Kausaleinfluss auf eine andere Variable zu testen. Wird in

Abhängigkeit von der Variation der ersten Variable eine Veränderung in der zweiten Variable beobachtet, so wird geschlossen, dass die Veränderung der ersten Variablen die Veränderung in der zweiten verursacht. Hierzu gehört die *Ceteris-Paribus*-Klausel, dass dieser Schluss nur zulässig ist, wenn abgesehen von der Variation der ersten Variablen *ansonsten gleiche Bedingungen* herrschen. Aus ARqE-Perspektive ist diese Klausel anders zu verstehen. Sie gilt nicht, weil nicht-gleiche Bedingungen eine Verzerrung gegenüber dem Original auslösen würden, sondern weil jene dann-bestehenden Bedingungen Teil des Phänomens sind, über das etwas ausgesagt werden soll. Die Aussage, dass Rückschlüsse im Prinzip nur *ceteris paribus* möglich sind, gilt in der klassischen wie der ARqE-Perspektive gleichermaßen, nur hebt die ARqE-Perspektive die Wirkungen der Bedingungen auch auf die ontologische Ebene der Existenz des Objektes, welches wir gerade untersuchen. In der klassischen Perspektive wird *ceteris paribus* gefordert, damit der Rückschluss eindeutig möglich ist; in der ARqE-Perspektive zusätzlich deswegen, weil wir die Bedingungen miteinkalkulieren müssen, um das Phänomen (oder eine Wechselwirkung) beschreiben zu können.⁶⁷

Bei menschlichen Phänomenen handelt es sich bei solchen Bedingungen weniger darum, ob ein Phänomen unter Vakuumbedingungen auftritt oder Luft mit zur Konfiguration gehört. Es handelt sich vielmehr um Diskurse innerhalb von Kulturen, Freundeskreisen, Familien etc. Beispielsweise sieht die Experimentalpsychologie (anders als die Kulturpsychologie) die These als weitgehend bestätigt⁶⁸ an, dass es einen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung hat, ob man in einer sog. kollektivistischen vs. individualistischen Kultur aufgewachsen ist. Es wird außerdem als selbstverständlich erachtet, dass kein Mensch gänzlich ohne kulturellen Einfluss aufwachsen kann. Anders als die Kulturpsycholog_innen, die Kultur und Psyche als untrennbar verknüpft verstehen, erachten Experimen-

⁶⁷ Wobei zusätzlich offen ist, ob das Phänomen auch unter anderen Konfigurationen zustande kommen kann. Die Annahme, dass eine Konfiguration XY zum Phänomen Z führt bedeutet selbstverständlich nicht, dass *ausschließlich* Konfiguration XY zu Phänomen Z führt.

⁶⁸ Auch wenn nach der Logik des Kritischen Rationalismus⁴ keine These bestätigt werden kann, sind in Zusammenfassungen Formulierungen wie die folgende üblich: „Forscher [*sic*] belegten die Realität und die Konsequenzen dieser Unterscheidungen auf mehrere Arten.“ (Gerrig & Zimbardo, 2008, S. 534)

talpsycholog_inn_en diese jedoch als sich gegenseitig beeinflussende Entitäten. Die Experimentalpsychologie geht daher gemeinhin davon aus, dass es keine Selbstwahrnehmung gibt, bei der nicht auch der kausale Einfluss von Kultur mitkonstituierend wäre. Dann muss bei jenen Themen, bei denen der Kultureinfluss einen Unterschied erzeugt – beispielsweise in der Häufigkeit bestimmter Antworten in einem bestimmten Fragebogen (vgl. Ma & Schoeneman, 1997) – die Konfiguration, in welcher Kultur ein Mensch aufwuchs, mitbedacht werden. Die Argumentation, warum dieses Mitdenken wichtig ist, unterscheidet sich insofern von der des *Agential Realism*, als dieser nichts als kontextunabhängig bestehende Entität auffasst und daher bei jedem Konzept die mitkonstituierenden Relata (die außerdem auch selbst wieder *relata-within-relations* sind) bedacht werden müssen. Die traditionell vorgehende Experimentalpsychologie braucht (im Gegensatz zur Kulturpsychologie) einen gefundenen Zusammenhang, um Bedingungen (wie individualistische vs. kollektivistische Kultur) auf Ebene des Konzeptes (Selbstkonzept) zu beachten. Im *Agential Realism* ist dies dagegen der Ausgangspunkt für eine Theorie. Erst in einem späteren Schritt könnten Bereiche eingeschränkt werden, in denen bestimmte Bedingungen und Kontexte vernachlässigbar sind. Das führt wieder zur Frage des Geltungsbereiches. Eine Forschungsgemeinschaft kann diskutieren⁶⁹, ob bezüglich spezifischer Relata, für die keine mitgestaltende Relation menschlich beeinflusst werden kann, keine Bedingungen differenziert werden.

Im Hinblick auf Geschlechtsidentität müssten aus ARqE-Perspektive die Bedingungen bedacht werden, die zum Endprodukt *Geschlechtsidentität eines Menschen* führen, wenn Aussagen über eben diese Geschlechtsidentität formuliert werden. Folgenden Fragen kann sich eine ARqE widmen: Wer gibt eine Geschlechtsidentität als stabil an und wer nicht? Verändert sich das geäußerte Empfinden einer Geschlechtsidentität in Abhängigkeit von den kulturellen Ideen darüber? Verändert sich das geäußerte Empfinden einer Geschlechtsidentität in Abhängigkeit von familiärer Sozialisation? Verändert sich das geäußerte Empfinden einer Geschlechtsidentität in Abhängigkeit von der Art der Frage danach?

⁶⁹ Solche Entschlüsse erachte ich als Zukunftsaufgaben einer ARqE.

Wie im obigen Abschnitt über das Messen in der ARqE beschrieben, ist ein Rückschluss aufgrund einer lokalen und temporären Kausalverbindung von *relata-within-relations* (traditionell als *Variablen* gedacht) durch Entscheidung mittels eines Signifikanztests durchaus möglich. Die situative Kausalverbindung kann beispielsweise zwischen zwei Fragebogenkonfigurationen bestehen und wir könnten nach Anwendung eines Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstests ggf. die Alternativhypothese annehmen, dass eine Abhängigkeit zwischen unseren *agential herausgeschnittenen* Konstrukten besteht.

Agency

In der ARqE beschreibt *agency* die Wirkmächtigkeit aufgrund des angenommenen Indeterminismus in unserer Welt. Allerdings schwingen in den meisten Übersetzungen Konnotationen mit, die nur an eine Handlungsfähigkeit denken lassen, wie sie herkömmlicherweise Menschen zugesprochen wird. Wo es Freiheitsgrade gibt und wie weit diese reichen, ist in der ARqE zumindest eine offene Frage. Wenn ein_e klassische_r Realist_in sagen würden, „den Stein/ den IQ von Person A kann man nicht wegkonstruieren, der ist einfach da“, so würde dies ein_e ARQ-Experimentalpsycholog_in als zu klärende Frage bzw. prüfende These begreifen. Diese *a priori* Unbestimmtheit der Welt, in der erst durch Intraaktionen Manifestationen realisiert werden, bietet folglich die Möglichkeit zur Veränderung. Es besteht zumindest die Eventualität, dass Manifestationen auch in anderer Form oder durch andere Konfigurationen realisiert werden können.

Wenn beispielsweise Geschlecht oder Intelligenz nicht etwas per se in der Person Gegebenes ist, dann kann es potentiell auch anders oder gar nicht verwirklicht werden. Bei der kulturabhängigen sozialen *Weiblichkeit* oder *Männlichkeit* leuchtet das möglicherweise sofort ein: *Weiblich* ist, was ein bestimmter Personenkreis als *weiblich* definiert. Es trifft aber auch auf sogenannte *biologische Weiblichkeit* zu. Es hängt neben der kulturellen Vorgabe, welche Antwortenkategorien als möglich erachtet werden, vom spezifischen Test – also von der Konfiguration des Apparates – zusammen mit körperlichen Realisierungen ab, ob eine Person (z. B. ein_e Sportler_in bei den Olympischen Spielen) als

weiblich, nicht-weiblich, männlich oder in noch anderer Weise kategorisiert wird.

Die Realisierungsmöglichkeiten stoßen im konkreten Fall an durch viele weitere Bedingungen gesetzte Grenzen, die das dann-realisierte Ergebnis mitgestalten werden. Dennoch beinhaltet die ARqE-Perspektive grundsätzlich die Veränderbarkeit von Phänomenen, weil erst bestimmte Konfigurationen sie stabil (oder fragil) machen und es sich nicht um eine stabile, unveränderbare Tatsache handelt. Im nächsten Schritt erst würden situative Grenzen für Veränderungen aufgrund lokaler Zusammenhänge identifiziert. So wie die Wahrscheinlichkeit gegen Null geht, dass eine ganze Kaffeetasche einen Quantensprung macht, geht aktuell (aufgrund der massiven kulturellen Präsenz des Konstruktes) die Wahrscheinlichkeit gegen Null, dass es eine in Deutschland aufgewachsene Person gibt, die nicht irgendeine (ihr vermittelte) Idee von Weiblichkeit oder Männlichkeit hätte (auch wenn sie diese nicht auf sich selbst anwendet). Bisherige psychologische Auseinandersetzungen befassen sich diesbezüglich mit dem aktuellen Zustand oder Theorien über dessen Entstehung. Üblicherweise fragen sie jedoch nicht nach Alternativmaterialisierungen.

Die Perspektive der Mitgestaltungsmacht des Menschen gewinnt in der Psychologie wieder eine besondere Bedeutung, weil Menschen als Forschende andere Menschen als Studienpartner_innen beforschen. Die Rolle, die Menschen im Allgemeinen und Forschende im Speziellen in der ARqE-Logik spielen, werden in den beiden folgenden Abschnitten 4.2.4 und 4.2.5 diskutiert.

4.2.4 Die Rolle des Menschen in der ARqE

In Abschnitt 4.1.4 wurde die AR-Ansicht erläutert, dass nicht nur Menschen⁷⁰ Veränderungspotential innewohnt. Aus AR-Perspektive gilt dies prinzipiell auch für einen Stein, auch wenn der Mensch noch mal anders *Handeln* kann. Entsprechend hat der Mensch in der ARqE kein besonderes Konstruktions-

⁷⁰ Wobei – wie schon gesagt – die Kategorisierung in „Menschen“ ebenfalls *agential cuts* folgt.

bzw. Veränderungspotential. Gleichzeitig handelt es sich bei der Psychologie um eine Disziplin, die den Menschen und menschliche Phänomene zum Gegenstand hat. Wenn ich mich der Rolle des Menschen in einer ARqE widme, befinde ich mich in einer Disziplin, die sich aufgrund ihres Fokusses besonders der Veränderungsmacht von Menschen widmen wird – und dies wieder auf den zwei Ebenen Individuum und Forschende-über-Individuen. Die besondere Rolle in der ARqE gewinnt der Mensch also lediglich durch den Fokus der Disziplin auf Menschen – statt auf Steine – und nicht aus der Logik des *Agential Realism* heraus. Für die Zukunft kann an dieser Stelle die erneute Verschmelzung von Disziplinen diskutiert werden, denn wahrscheinlich werden weder Psychologie noch Geologie noch Medizin alleine zu klären in der Lage sein, ob Menschen (und Steine) auf eine Weise (nicht-)intra-agieren können, so dass der Stein am Kopf keine Verletzung hinterlässt. Auch gefühlt näherliegende Forschungsfragen rufen nach Intra-Disziplinarität, beispielsweise, wenn psychologisch der These nachgegangen werden soll, dass und wie Diskurse über Geschlecht die Realisierung von Geschlecht bei Individuen hervorrufen (vgl. Butler, 1993/1997, 1990/2006). Für eine konkrete experimentalpsychologische Untersuchung dieser These sind soziologische, historische und weitere Einsichten vermutlich unabdingbar. Auf Ebene der Forschenden führt das Gestaltungspotential von Menschen zu der Verantwortung, die Forschende beim Umgang mit vorher unbestimmten Phänomenen haben.

4.2.5 Verantwortung von Forschenden innerhalb der ARqE

Aussagen, die Forschende in einer ARqE über das Sein und Funktionieren der Welt liefern, müssen prinzipiell zuerst von Unbestimmtheit ausgehen. Laut AR kann es lokal und temporär Konstellationen geben, die bei der Betrachtung eines spezifischen Phänomens kausal auf Komponenten wirken, so dass es so aussehen mag, als ob sich eine Person nicht anders verhalten könnte oder eine bestimmte Eigenschaft faktisch existierte. Gemäß AR handelt es sich dabei jedoch um eine für jede Situation zu prüfende These und es kann nicht von Gegebenheiten ausgegangen werden. Dies ist hier der entscheidende Punkt, der zur

besonderen Verantwortung von Forschenden innerhalb eine ARqE führt. Eine ARQ-Experimentalsychologin kann keine Aussage über Menschen treffen, ohne die Situationsabhängigkeit des besprochenen Phänomens eindeutig zu benennen. Damit werden beispielsweise alle Feststellungen von außerhalb eines Individuums über dieses Individuum relativiert, insofern sie eindeutig in den Kontext einer bestimmten Denktradition gestellt werden müssen, unter der das Phänomen in der beobachteten Ausprägung erscheint. Wenn Psycholog_inn_en die Geschlechtsidentität einer Person benennen, muss das in einer ARqE unter eindeutiger Benennung der Annahmen etc. der forschenden Person über Geschlecht geschehen. Die möglichst umfassende Benennung der Vorannahmen stellt das vierte ARqE-Gütekriterium dar.

Weil die Psychologie den Menschen zum Gegenstand hat, können ihre Aussagen und, wie Menschen in einer Gesellschaft mit diesen Aussagen umgehen, eine andere Relevanz haben als beispielsweise die Aussagen der Geologie. Ob und wo das konkret so ist und von welchen Einstellungen, weiteren Annahmen, etc. das abhängt, soll hier nicht Gegenstand sein. Diese Überlegung soll an dieser Stelle lediglich für das Argument sensibilisieren, dass Forschende, die Individuen als per se untypisch oder entwicklungsverzögert bzw. Verhaltensweisen als per se dysfunktional kategorisieren, eine größere Macht über andere Menschen haben, als wenn ein_e Geolog_in die Kategorisierung von Steinen festlegt. Für die Gesellschaft in Deutschland 2017 stelle ich beispielhaft die These auf, dass es bei zahlreichen Individuen eine Veränderung in ihrem Geschlechtererleben realisieren würde, wenn auch psychologische Forschung die Einsicht festhalten würde, dass eine gesunde, normale, passende Geschlechtsidentitätsentwicklung auch zu *Intergender* führen kann, und dies von Nicht-Fachpublikum rezipiert würde. Dies im Vergleich zu Steinekategorisierung als für Menschen relevanter zu bezeichnen, passt wiederum nur vor dem Hintergrund weiterer Konfigurationen unserer Kultur, beispielsweise der vergleichsweise hohen Glaubwürdigkeit der Wissenschaft. Diese Konfigurationen könnten jedoch untersucht und als intra-aktive *relata-within-relations* beschrieben werden.

Dies macht den Anspruch deutlich, dass ARQ-Experimentalpsycholog_inn_en schon aus der *agential realist* Forschungslogik heraus selbst-reflexiv mit ihrer Forschung umgehen müssen, was gleichzeitig die queertheoretische Forderung des In-Beziehung-Setzens erfüllt. Dabei tragen Forschende Mitverantwortung für die Erscheinungsform der Phänomene, an deren Realisierung sie sich beteiligen. Dies stellt Forschende unausweichliche vor die Frage, in welcher Welt sie leben *wollen*. Dies ist das fünfte Gütekriterium, dass ARqE-Forschung sich reflexiv mit der Wirkung der eigenen Forschung auseinandersetzt.

4.2.6 Zusammenfassung der ARqE

Karen Barad geht davon aus, dass Wissenschaft „funktioniert“ („science ,works““, Barad, 1996, S. 162) und dass das Zutreffen von wissenschaftlichen Vorhersagen nicht Konstruktionsbeteiligung ausschließt. Daher will sie naturwissenschaftlich arbeiten und experimentieren. Das macht den *Agential Realism* so anschlussfähig für die Experimentalpsychologie – allerdings bringt er die fundamental neue Perspektive mit, die sogenannte Gegebenheiten unserer Welt von *beings* zu *doings* werden lässt.

Die obige Darstellung der ARqE mag trotz psychologischer Beispiele noch vergleichsweise unkonkret erscheinen. Eine noch direktere Verdeutlichung wird in Kapitel 5 durch die Diskussion der Anwendung eines Fragebogens angestrebt. In Vorbereitung darauf werden im Folgenden die zentralen Punkte der ARqE und die herausgearbeiteten Gütekriterien noch einmal zusammengefasst. Die genannten Gütekriterien sollen immer als graduell zu beurteilen aufgefasst werden.

In der ARqE werden Phänomene als ontoepistemologisch unbestimmt angesehen, bis Intra-aktionen durch das Setzen von *agential cuts* eine Realisierung erwirken. Entsprechend sind Aussagen über die Beschaffenheit von Phänomenen nur in Relation zu weiteren Zusammenhängen möglich. Das erste

ARqE-Gütekriterium ist der Grad an Bewusstheit für die Relationen von Relata. Welche *agential cuts* in der *agency* von Menschen liegen, muss lokal und situativ erforscht werden; die Grenzziehung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem selbst folgt ebenfalls *agential cuts*; Forschungsfragen nach Alternativ-Realisierungen werden möglich. Die Gegenstände der ARqE sind immer lokal und temporär eingeschränkt existente Phänomene, was sich in der Kommunikation über sie widerspiegeln muss. Diese soll so gut wie möglich zur Wiederholung der relevanten Intra-aktionen führen können. Das zweite Gütekriterium lautet, dass möglichst eindeutig verstehbar über alle mitwirkenden Intra-aktionen (auch Einstellungen und Überzeugungen) zu kommunizieren ist. Dabei ist darauf zu achten, auf welche Weise welche Sprechakte für welche Zuhörenden welche Wirkung haben. Das dritte Gütekriterium verlangt, dass die Beachtung und Beschreibung von Kausalitätsrelationen immer mit der Beachtung und Beschreibung ihrer Bedingungsabhängigkeit einhergehen. Der Mensch bekommt in der ARqE nur deshalb eine besondere Rolle zugesprochen, weil die Disziplin den Menschen zum Gegenstand hat, nicht etwa aus der Logik des *Agential Realism* heraus. Bei unzähligen Phänomenen wird Inter-/Intra-Disziplinarität gefragt sein, weil die Beschreibung von zahlreichen Intra-aktionen Einsichten aus bisher verschiedenen Fächern benötigt. Das vierte Gütekriterium besteht darin, die wirkenden Vorannahmen und Perspektiven von Forschenden zu nennen, d.h., den Diskurs, in dem eine Beschreibung geschieht, zu explizieren. Das fünfte Gütekriterium fordert, die Konsequenzen des forschenden Handelns einzukalkulieren, indem Forschende selbstreflexiv mit ihrer Forschung und deren Wirkungen umgehen.

4.3 Grad der Queerness der ARqE

In Kapitel 4.2. wurde konkretisiert, wie mit Phänomenen in einer ARqE umgegangen und auf was bei der Formulierung von Forschungsfragen geachtet werden muss, welche neue Fragen sich anbieten und welche nicht (mehr) in die Forschungslogik einer ARqE passen würden, welche Auswirkungen von For-

schungsdesigns bedacht werden sollen, wie Messung zu verstehen ist und wie Ergebnisse formuliert werden sollen. Im Folgenden möchte ich nun prüfen, inwiefern die ARqE die queertheoretischen Forderungen aus Kapitel 2.3 einlösen kann. Hat eine Psychologiekonzeption, die auf den *Agential Realism* als wissenschaftstheoretische Position aufbaut, noch ausreichend queertheoretisches Potenzial?

4.3.1 Heteronormativität in der ARqE

Bezüglich Heteronormativität lautet die queertheoretische Forderung zusammengefasst, dass Psychologie möglichst keine heteronormativen Vorannahmen teilen soll. Wenn solche vorkommen, sollen sie weitmöglichst expliziert werden und es kann eine Heteronormativitätsanalyse bezüglich anderer Phänomene betrieben werden (vgl. 2.3.1). Laut Barad verlangt *Agential Realism* eine implementierte Ethik bzw. eine *ethico-onto-epistemology* (Barad, 2007), weil eine standpunktlose Einsicht und Aussage nicht möglich ist. Für die vorliegende Arbeit wurden die Werthaltungen der *Queer Theory* gewählt, um eine *Agential Realist* queer(end)e Experimentalpsychologie zu entwerfen. Wenn entsprechend der AR-Perspektive die eigenen Setzungen und Vorannahmen von Forschenden kritisch betrachtet werden, so werden sie dies in einer ARqE-Perspektive u. a. bezüglich heteronormativer Annahmen. Klassisch psychologische Arbeiten würden beispielsweise die heteronormative Aussage, dass die Kategorisierung in Frauen oder Männer ein weitgehend automatischer Prozess unseres Informationsverarbeitungsapparates ist, der häufig unabhängig von Verarbeitungszielen stattfindet (vgl. Tomelleri & Castelli, 2012), als Beschreibung einer gegebenen Tatsache behandeln. Dagegen behandelt die ARqE ihre Aussagen grundsätzlich als relational und versucht, die Realisierung von Heteronormativität zu vermeiden.

ARqE kann jedoch die Realisierung von Heteronormativität als Forschungsgegenstand bewusst wählen. Für die Psychologie sind in queertheoretischen Arbeiten zahlreiche situativ empirisch zu prüfende Thesen zu

finden bzw. zu generieren. Beispielsweise könnte einer Prüfung unterzogen werden, ob sich folgende Aussage von Butler (2004) in einer europäisch und US-amerikanisch geprägten Kultur realisieren wird: “Discrete genders are part of what ‚humanizes‘ individuals within contemporary culture; indeed, we regularly punish those who fail to do their gender right.” (Butler, 1990/2006, S. 190) ARqE-Forschende könnten versuchen, quantitativ zu bestimmen, inwieweit Konfrontation von sogenannten heteronormativen Studienpartner_innen mit Personen, die von der klassischen örtlichen Geschlechtsvorstellung abweichen und daher als nicht intelligibel gelten, situativ in Etwas resultiert, was als soziale Sanktionierung bezeichnet werden kann. Vermutlich könnten zahlreiche empirische Untersuchungen von lokalen Wechselwirkungsverhältnissen solcher Art aus queeren Analysen abgeleitet und im Sinne der ARqE vollzogen werden. Meines Erachtens wird die Reflexion von Heteronormativität, sowohl auf Ebene der Studienpartner_innen wie auch der Forschenden selbst, durch die Erinnerung des AR an die Mitgestaltungsmacht von Forschenden und den Aufruf, damit bewusst umzugehen, sicherlich begünstigt.

4.3.2 Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive in der ARqE

Eine weitere queertheoretische Forderung lautet, Identitätskategorien als prinzipiell kulturell geformt zu verstehen, sie aufgrund der Festschreibungen zu kritisieren und lokal vorkommende Kategorien intersektional zu betrachten (vgl. 2.3.2). Inwiefern kann die ARqE diese Forderung bedienen? In Abschnitt 3.2.2 wurde beschrieben, dass die klassisch realistische Position und die queertheoretische Perspektive insofern inkompatibel sind, als der klassische Realismus von der Möglichkeit von gegebenen Entitäten und Eigenschaften ausgeht. Der *Agential Realism* geht dagegen so lange von der Unbestimmtheit der Dinge aus, bis Intra-aktionen eine Manifestation verwirklicht haben. Sind jene Intra-aktionen, die eine Identität realisieren als kulturelle Formung zu verstehen? Zunächst würde der AR die spezifische Trennung in kulturelle und andere (nicht-kulturelle) Formung nicht unterstützen. Weiterhin sind aus AR-

Perspektive beispielsweise an der Verwirklichung einer Identitätskategorie in Deutschland 2017 zahlreiche *agential cuts* beteiligt, die nicht alle nur von Menschen als Kulturträger_innen initiiert wurden. Beispielsweise ist der menschliche Einfluss darauf, wie groß körperlich ein Individuum wird, gering (wenn vielleicht auch nicht Null). Um jedoch als intelligible Identitätskategorie (*wir Großen*) zu funktionieren, müssen sicher menschlich gezogene *agential cuts* beteiligt sein. Wie erwähnt, folgt die hier benutzte Trennung in menschlich und nicht-menschlich bestimmten Setzungen, welche anders platziert werden könnten. Damit aber aus *agential cuts*, die wir situativ als nicht-menschlich verstehen wollen, eine Definitionsgrundlage für eine sozial verstehbare und wirksame Kategorie geformt wird, sind kulturelle Entscheidungen nötig. Insofern ist zu bejahen, dass ARqE jede Identitätskategorie als kulturell geformt betrachtet, auch wenn sie sie nicht als ausschließlich kulturell geformt betrachtet.

Weiterhin ist zu prüfen, ob die ARqE Identitätskategorien als prinzipiell kritikwürdig erachtet. Aus AR-Perspektive sind Grenzen nicht per se ein Problem (vgl. Kapitel 4.2.1):

Boundaries are not our enemies; they are necessary for making meanings, but this does not make them innocent. (...)The shifting of boundaries often helps bring to the surface questions of power which the powerful often try to submerge. Agential realism insists that mutually exclusive, shifting, multiple positionings are necessary if the complexity of our intra-actions are to be appreciated. (Barad, 1996, S. 187)

Barad hält also gezogene Grenzen – beispielsweise um Identitäten bzw. Kategorien – generell für überdenkenswert, weil andere Grenzziehungen andere Wirkungen mitbringen. In einem weiteren Schritt muss die Entscheidung über die Güte von Grenzen getroffen werden. Eine solche Entscheidung trifft beispielsweise die *Queer Theory*, wenn sie eine Grenzziehung zwischen Homo- und Heterosexualität als ungünstig bewertet (vgl. Perko, 2005). Insofern stammt die normative Setzung, Identitätskategorien kritisch zu begegnen, aus der *Queer Theory* und der AR ist von vorneherein (im Gegensatz zur klassisch realistischen

Position) für diese Kritik offen, weil keine Grenze als per se gegeben angenommen wird.

Weiterhin fordert die *Queer Theory*, soziale Kategorien intersektional zu betrachten. Tatsächlich scheint der *Agential Realism* dafür geradezu prädestiniert, weil er als zentrales Thema die wechselwirkende Verwobenheit von Phänomenen und *Relata-within-Relations* betont. Er liefert damit ein passendes Grundverständnis von Entitäten für die intersektionale Perspektive. Der AR regt die Anwendung des Intersektionalitätsdenkens sogar über soziale Differenzkategorien hinaus an. Damit liefert der AR die ontoepistemologischen Meta-Annahmen für die queertheoretische, normative Anregung zur intersektionalen Betrachtung. In Folge können (aus AR-Perspektive) und sollten (aus queertheoretischer Perspektive) Ausarbeitungen der Intersektionalitätsforschung in einer ARqE pointieren, welche konkreten Intersektionen auf welcher Ebene in welchem Setting wie wirken.

Insgesamt scheint die ARqE die Forderungen der *Queer Theory* bezüglich intersektional zu verstehenden Identitätskonzepten sehr gut implementieren zu können, wobei der AR die Grundlage durch sein spezifisches Weltverständnis legt und darin die queertheoretischen Werthaltungen Umsetzung suchen können.

4.3.3 Macht in der ARqE

Inwieweit erfüllt ARqE die Forderung der *Queer Theory*, Machtstrukturen mitzudenken? Tatsächlich kritisiert Barad schon in ihrer ersten Beschreibung des AR (1996), dass im klassischen Wissenschaftsverständnis Wissenschaftler_innen Macht haben, indem sie ihre eigenen Wissensstrukturen (*knowledge systems*, Barad, 1996, S. 187) als universal existent darstellen können und somit keine eigene Wirkungsmacht anerkennen. Der *Agential Realism* hingegen versteht Wissenschaftler_innen als an der Erkenntnis beteiligt: “Here knowledge comes from the ‚between‘ of nature-culture, object-subject, matter-meaning. The Cartesian split between the agencies of observation and the object is a classical

illusion. Agency cannot be designated as residing in one or the other in isolation.” (Barad, 1996, S. 188) Barad spricht den Forschenden dabei nicht komplette Konstruktionsmacht zu, argumentiert jedoch, dass *agency* zwangsläufig bei ihnen liegt, wenn sie am Werden von Phänomenen durch ihre Intra-aktionen beteiligt sind. Die Notwendigkeit, Machtstrukturen bei der Betrachtung von wissenschaftlichen Aussagen zu reflektieren, ist somit dem AR inhärent. Wenn es kein standpunktloses Wissen gibt, beinhaltet jede Erkenntnis einen bestimmten Standpunkt, der Manches privilegiert und Anderes benachteiligt.

Da *agential cuts* nicht nur bei Wissensgenerierung, sondern auch ständig im täglichen Leben gezogen werden, trifft dies auch auf nicht-wissenschaftliche Aussagen zu. Dies wiederholt die alte feministische Einsicht, dass nirgends etwas über *a priori* Gegebenheiten ausgesagt wird, sondern es sich immer um eine Interpretation von Mitgestaltenden handelt (z. B. Wittig, 1992). Darüber hinaus ist der AR auch mit dem Foucault’schen Machtverständnis kompatibel, was für Experimentalpsychologie bisher nicht gilt. Die Lokalisation von Macht bis in Gedanken, Gefühle und Gesten von Individuen hinein passt zu dem AR-Verständnis, dass *agential cuts* Auswirkungen auf weitere Intra-aktionen haben. Mit einem AR-Verständnis kann der Weg einer Auswirkung, wie Foucault (1989) ihn beispielsweise bei der Problematisierung der Lüste beschrieb, begriffen – ggf. sogar empirisch realisiert – werden.

Eine ARqE ist auch in einem weiteren Punkt mehr als die klassische Experimentalpsychologie mit den Forderungen der *Queer Theory* kompatibel: Konsequenter von *nützlichen Fiktionen* statt über real Existierendes zu reden (vgl. z. B. „lokaler Realismus“, Westermann, 2000, siehe oben S. 160) – zum Beispiel mit der in Abschnitt 4.2.3 erwähnten Verwendung der Einschränkung durch „sogenannt“ –, würde die Machtposition einer Forscherin_eines Forschers bereits hin zu geringerer Dominanz verschieben. Mit einer Äußerung wie „der sogenannte IQ“ wird klarer, dass dies ein in bestimmten Settings (*un-*)*nützlich*es Konstrukt und keine gegebene Realität ist – wobei auch die Zielvorstellung von Nützlichkeit an dieser Stelle expliziert werden müsste, denn gerade der IQ kann benutzt werden und wurde benutzt, um Menschen von Privilegien auszuschließen. Solche Einschränkungen sind in der klassischen Experimentalpsychologie

nicht üblich (vgl. 3.2), sondern es wird eher versucht, Universalismen zu finden, die vom Standpunkt der *Entdeckerin_des Entdeckers* unabhängig sein sollen. Dagegen fordert Barad aus dem AR heraus, dass auch Wissenschaft einen reflexiven kritischen Diskurs integrieren muss, vor allem gegenüber Machtpositionen.

4.3.4 Sprache und Sprechakte in der ARqE

Queer Theory schreibt Sprache und Sprechakten eine besondere Rolle in der Hervorbringung von Phänomenen und dem Beinhalt von Machtkonstellationen zu (vgl. 2.3.4). Ihre Forderung lautet entsprechend nach einem Bewusstsein für die und ein Umgang mit der Wirkung von Formulierungen – sowohl in Alltagssprache wie auch in größeren gesellschaftlichen, z. B. wissenschaftlichen, Diskursen.

Der *Agential Realism* schreibt Sprache keine besondere *agency* zu. Barad wehrt sich geradezu gegen die These, dass eine menschliche Handlung einen besonderen Stellenwert im Werden der Welt haben soll. Sicher können Menschen auch laut AR weitreichende *agential cuts* setzen (sie könnten mit Atombomben die Erde zerstören), aber sie haben im AR im Vergleich zu anderen Phänomenen (auch ein Sonnensturm kann die Erde zerstören) keine qualitativ andere Wirkungsmacht (vgl. Barad, 2007, und Kapitel 4.1.4), auch wenn ein Mensch andere Handlungsmöglichkeiten hat als ein Stein. Bedeutet das einen Widerspruch in der ARqE? Tatsächlich kann der *Agential Realism* Sprache nicht als *zentrales* Transportmittel von Intra-aktionen anerkennen. Ich unterlasse an dieser Stelle eine Diskussion darüber, was aus welchen Gründen zu Sprache dazugerechnet werden sollte und was nicht. Ich möchte jedoch einräumen, dass es in einem psychologischen Versuchsaufbau Handlungen geben kann, die man nicht zwingend logisch als sprachlich klassifizieren muss (beispielsweise sich in die Nähe einer Person zu setzen). Aus AR-Perspektive müssen in ARqE neben

Sprache auch andere Transportmittel von Intra-aktionen anerkannt werden, denn der AR versteht nicht jeden *agential cut* als einen sprachlichen.⁷¹

Die Logik des AR schließt jedoch nicht aus, Sprache *auch* als *agential cuts* setzendes Medium zu verstehen und Sprache ein *für Menschen sehr zentrales Medium* zu halten. Wenn aus queertheoretischer Perspektive die *Zentralität* von Sprache für das Werden unserer Welt entscheidend ist, dann gibt es tatsächlich an dieser Stelle einen Widerspruch in der ARqE. Doch meines Erachtens muss dem Butler'schen Verständnis folgend nicht auf die Zentralität bestanden werden:

Die Behauptung, jener Diskurs sei formierend, ist nicht gleichbedeutend mit der Behauptung, er erschaffe, verursache oder mache erschöpfend aus, was er einräumt; wohl aber wird damit behauptet, daß es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre. (Butler, 1993/1997, S. 33)

Butler geht darnach nicht davon aus, dass Sprache *alles* ausmacht, weil sie das Formieren durch Diskurse nicht als *erschöpfend* begreifen will. Da sie keine Bezugnahme anerkennt, die nicht formierend wäre, besteht sie wohl aber darauf, dass die Anwendung von Sprache *immer etwas* macht. Daher wäre es m. E. aus Butlers – wie auch aus Barads – Sicht unmöglich, einen nicht-sprachlichen *agential cut* zu beschreiben, ohne weitere, nun sprachliche, *cuts* zu generieren. So kann aus der *Queer Theory* übernommen werden, der Wirkungsmacht von Sprechakten *in menschlichen Bereichen* besondere Bedeutung zuzuschreiben. Dies widerspricht meines Erachtens den metatheoretischen Konzeptionierungen des *Agential Realism* ebensowenig wie die queertheoretische Forderung, dass die Wirkungen von Sprache untersucht werden sollen, auch wenn *Agential Realism* der Sprache – bei Anerkennung ihrer Tragweite – keine *besondere* Rolle einräumt.

⁷¹ Als erste semantische Einheit erachtet Barad nicht Worte im Sinne von Bezeichnungen, sondern "material-discursive practices [(including technoscientific ones); Barad, 2007, S. 45] through which (ontic and semantic) boundaries are constituted." (Barad, 2007, S. 141) Sie versteht also auch „diskursive Praktiken“ als steuerndes Element, versteht darunter jedoch nicht nur sprachliche.

4.3.5 Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit in der ARqE

Nun möchte ich prüfen, ob die ARqE die queertheoretische Forderung, Kontextabhängigkeit grundsätzlich in das Verständnis von Wahrnehmung, Denken, Fühlen und Handeln einzubauen, einlösen kann.⁷² In Abschnitt 3.2.5 wurde herausgearbeitet, dass die Experimentalpsychologie Kontextabhängigkeit noch nicht in größerem Stil in ihr Verständnis von Entitäten, Konzepten und Phänomenen eingebaut hat. Selbst der Bereich der *situated cognition* scheint ein diesbezüglich heterogenes Feld darzustellen (vgl. Abschnitt 4.2.2).

Demgegenüber beschreibt Perko (2005) unter den „[m]agmalogische[n] Dimensionen queeren Denkens“ (Perko, 2005, S. 113, Kapitel III.V.2) mit Bezug auf Cornelius Castoriadis eine in der *Queer Theory* angewendete Alternativversion zum identitätslogischen Denken. Was Perko als identitätslogisches Denken bezeichnet, möchte ich hier Entitäten-Realismus nennen. Dieser kann sich in einem spezifischen Kontext auf Menschen in Gesellschaften und damit Identitäten beziehen, aber – so verstehe ich Perko – muss dies auch nicht, sondern auf etwas anderes. Die Magmalogik „widersetzt sich diesem [identitätslogischen (für mich entitäten-realistischem)] Denken mit seiner Kategorie der Bestimmtheit. (...) Im Gegenzug wird die Infragestellung der überkommenen Logik (und Ontologie) gefordert, und auch die Kategorien Bestimmtheit und Ursprung werden radikal in Frage gestellt.“ (Perko, 2005, S. 118) Perko versteht die Alternativversion Magmalogik „als queere Logik, insofern Identitätspolitik als Ausschlusspolitik und Identitätslogiken als Ausschlusslogiken ernst genommen werden.“ (Perko, 2005, S. 118) Ich begreife das, was dort als Magma bezeichnet wird, als das bei Barad Unbestimmte, das durch *agentials cuts* in Bestimmtes überführt

⁷² Mit ihrer Position zur Standpunkt-, Zeitgeist- und Kontextabhängigkeit und dem Bestreben, diese in eine Wissenschaftstheorie grundlegend zu implementieren fügt sich Barad in eine Reihe von z. B. feministischen Theoretiker innen ein (z. B. Haraway, 1988 und Longino, 1990, 1994; siehe einen kleinen Überblick in Sieben und Scholz, 2012), deren Vergleich untereinander jedoch nicht Thema dieser Arbeit ist.

werden kann.⁷³ Daher halte ich das Verständnis von Realität hinter der folgenden Aussage über Bedeutungen von Perko für dasselbe wie im *Agential Realism*:

Was sie sind und wie sie sind, sind sie erst im Rahmen der jeweiligen Gesellschaft, in die sie eingebettet sind. Sie verweisen wechselseitig aufeinander „und alle zusammen auf das Magma von Bedeutungen, das der Institution der betreffenden Gesellschaft zugrunde liegt“ (Castoriadis, 1984, S. 595). (Perko, 2005, S. 115)

Genauso geht Barad davon aus, dass unsere Welt zunächst unbestimmt ist (ihr ein Magma von Unbestimmtem zugrunde liegt) und erst *agential cuts* Phänomene herausstellen, die immer nur *relata-within-relations* sind und beinhalten. Wieder bezieht Barad ihre Konzeptionierungen explizit auf jede Entität unserer Welt, während sich queertheoretische Ausführungen im Konkreten auf einen Bereich der Kultur konzentrieren. Das Verständnis von Einheiten als *nicht-identitätslogisch* bzw. *nicht-entitäten-realistisch* sondern als historisch und kontextabhängig halte ich jedoch für identisch.

4.3.6 Dekonstruktion in der ARqE

Nun prüfe ich die Strategie der Dekonstruktion auf Kompatibilität mit dem *Agential Realism*. Barad legt mit der Beschreibung des AR kein Programm zur Veränderung von aktuellen örtlichen Lebensumständen vor, weil sie auf die wissenschaftstheoretischen Grundannahmen einer *ethico-onto-epistemology* fokussiert. Prinzipielle Veränderlichkeit und Nicht-Fixiertheit der Welt sind jedoch zentrales Thema des AR. Entsprechend betont Barad an mehreren Stellen die Notwendigkeit, die eigene wertende Position – die zu beziehen wir laut AR nicht umhin kommen – zu explizieren. Für diese unvermeidbaren wertende(n) Position(en) liefert die *Queer Theory* die Ethik in der ARqE. So können auf Grundlage einer queertheoretischen Perspektive Zielrichtungen formuliert wer-

⁷³ Ich halte auch die Definitionen des Magmas von Castoriadis (1984) für kompatibel mit Barads Verständnis von Diskontinuität in unserer Welt, welches Barad aus der Existenz des Planckschen Wirkungsquantums ableitet (vgl. Barad, 2007, S. 422).

den, die entsprechend der *Queer Theory* nicht einen perfekten Zustand zu erreichen glauben – wie beispielsweise eine Welt ohne Ausschlüsse –, sondern nur die Richtung einschlagen wollen – z. B. die kontinuierliche Verringerung von Machtgefällen. Mit dem Anspruch der Verringerung von Ausschlüssen können Forschende dann an eine psychologische Forschungsfrage herantreten. Die potentielle Frage, ob nicht nur entweder dekonstruiert oder ein lokaler Zusammenhang gefunden werden kann, ist von der diskursiven Psychologie schon beantwortet, die sich vielfach einem Zusammenhang widmete und gleichzeitig dekonstruierend wirkte (vgl. Parker & Shotter, 1990). In einer quantifizierenden Experimentalpsychologie mag man fragen, ob nicht jede Quantifizierung – die eine Festlegung darstellt – Dekonstruktion ausschließt. Meines Erachtens muss das graduell beurteilt werden. Das bedeutet, dass bestimmte Quantifizierungen unter explizierten Kriterien als dekonstruierender als andere Quantifizierungen bezeichnet werden können. So halte ich es in gewissem Maße für dekonstruierend, wenn Studienpartner_innen durch die Konfrontation mit einer unüblichen Geschlechtsabfrage dazu gebracht werden können, diese nicht mehr nur als binär zu benutzen und gleichzeitig ihre nichtbinären Antworten quantifizierbar sind (vgl. Hypothese von Döring, 2013 bzw. Abschnitt 3.2.6).

Auch hier scheint mir der AR prädestiniert, die Forderung nach Bewusstsein dafür zu erfüllen, dass ein zu untersuchendes Phänomen gleichzeitig durch die Art der Begegnung mit ihm (also durch die Intra-aktion) verändert resp. dekonstruiert wird. Allerdings bleibt queertheoretisch zu diskutieren, wie einzelne Dekonstruktionsumsetzungen zu beurteilen sind. Butler selbst (1993/1997) geht davon aus, dass sehr verschiedene, mitunter auch widersprüchliche Strategien der Entselbstverständlichung dienen können.

Wenn zum Beispiel Voß (2011, 2013) kleinschrittig darlegt, dass sich auf den biologisch als gemeinhin aussagekräftig für die Geschlechtskategorisierung erachteten Dimensionen eine große Vielfalt statt Geschlechterbinarität zeigt, so kann er_sie die biologische Geschlechterbinarität dekonstruieren. Gleichzeitig argumentiert Voß (mit Rückgriff auf die Geschichte der biologisch-medizinischen und kulturellen Geschlechtskategorisierung in unserer Kultur), dass es eine kulturelle Entscheidung sei, welche Dimension als

aussagekräftig für die Geschlechtskategorisierung erachtet wird – und dekonstruiert damit die Legitimation der als biologisch erachteten Dimensionen als aussagekräftig – was wiederum seine_ihre erste Dekonstruktion dekonstruiert. Dies kann man als widersprüchlich oder als in hohem Maße dekonstruierend bewerten.⁷⁴

Parallel dazu könnte psychologische Forschung aufzeigen, dass die Gender-Dimension (sei es Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle, Geschlechtstypisierung oder etwas anders) nicht binär ist, sondern eine große Vielfalt aufweist (wie es z. B. Bem, 1974, getan hat; siehe auch Balzer Carr, Ben Hagai & Zurbruggen, 2015, zur Queerness von Bems Ansatz). Tatsächlich konnte Bem damit bereits die Idee der Binarität in einem zweiten Sinne dekonstruieren: Sie konnte Individuen nicht nur hinsichtlich einer graduellen Abstufung zwischen zwei Polen abbilden, sondern zusätzlich in einem zweidimensionalen Feld entlang zweier voneinander unabhängiger Geschlechterachsen – eine für Femininitätswerte und eine für Maskulinitätswerte. Andererseits könnten wir ebenso wie Voß argumentieren, dass psychologisches oder soziales Geschlecht eine kognitive Konstruktion ist (vgl. z. B. Marecek et al., 2004). Wenn wir dabei nicht von einer fixen Mechanik unseres kognitiven Apparates ausgehen, die aufgrund ihres Aufbaus und der eingehenden Stimuli dazu kommt, Geschlecht in einer bestimmten Weise zu konstruieren – wenn wir den kognitiven Apparat also auch als kulturelle Konstruktion begreifen –, dann haben auch wir die erste Dekonstruktion wieder dekonstruiert.

Mit dem *Agential Realism* wäre das jeweils erste Argument (biologische/ psychologische Dimensionen würden beweisen, dass das biologische/ psychologische Geschlecht nicht-binär ist) nicht zu unterstützen. Sehr wohl entspricht aber das jeweils zweite Argument der Logik des AR: Ein Phänomen wie Geschlechterbinarität kann als momentane Realisierung an bestimmten

⁷⁴ Meines Erachtens birgt das erste Argument isoliert vorgebracht die von Feministinnen schon in den 1970ern formulierte Gefahr (vgl. Unger, 1998), wieder einer angeblich natürlich bestehenden und von extern zu bestimmenden Erscheinungsform die Definitionsmacht zu überlassen. Dies entspricht der Perspektive von klassischem Realismus und Identitätspolitikern, aber in Verbindung mit dem zweiten Argument und der Explizierung derer beider Zusammenhang halte ich es für eine sehr interessante Form der Dekonstruktion.

Orten begriffen werden, welche u. a. durch die *agential cuts* zustande kommt, die der psychologische (bzw. biologische) Diskurs über geschlechtstypisches Verhalten, Wesensunterschiede etc. (Chromosomen, Hormone etc.) herausbildet. Solange keine anderen Intra-aktionen ein verändertes Phänomen realisieren, wirkt sich die bestehende Realisierung auf A in der Weise B aus. Eine Metatheorie, die von vorneherein nichts als gegeben annimmt, beinhaltet dadurch eine dekonstruierende Denkfigur, dass jede Entität als instabil, fluid und kontextabhängig beschrieben wird.

4.3.7 Zusammenfassung der Queerness der ARqE

Queertheoretische Forderungen sind nicht immer unmittelbar in der Logik des AR vorhanden. Dennoch scheint der AR geradezu prädestiniert, wenn Forschende eine entsprechende Forderung umsetzen wollen. Dies unterstützt das eingangs zu Kapitel 4.2 beschriebene Argument, dass die Werthaltungen und Sollens-Setzungen der ARqE aus der *Queer Theory* kommen, da solche im AR nicht explizit enthalten sind (Barad lässt nur an wenigen Stellen ihre eigenen Präferenzen durchblicken, die aber nicht zur Konzeption des AR gehören). Der AR fordert jedoch explizit, dass Forschende Werthaltungen und Sollens-Setzungen halten müssen.

An anderen Stellen beinhaltet der AR ein in dieser Arbeit zunächst als queertheoretisch begriffenes Verständnis grundlegend. Bezüglich der Anforderungen aus der Heteronormativitätsanalyse stammen die Sollens-Setzung aus der *Queer Theory*, stimmen jedoch mit der Logik des AR überein. Mit der Erinnerung des AR an die Mitgestaltungsmacht von Forschenden und dem Aufruf, mit dieser Macht bewusst umzugehen, begünstigt der AR die Reflexion von Heteronormativität – sowohl auf Ebene der Studienpartner_innen wie auch der Forschenden selbst. Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive betreffend ist erstens zu bejahen, dass die ARqE jede Identitätskategorie als kulturell geformt betrachtet. Für die normative Setzung aus der *Queer Theory*, dass der Verwendung von Identitätskategorien kritisch begegnet werden soll, ist

der AR offen. Gleiches gilt für die Anregung zur intersektionalen Betrachtung, wobei der *Agential Realism* für die queertheoretische Forderung geradezu prädestiniert scheint, weil er als zentrales Thema die wechselwirkende Verwobenheit von Phänomenen und *relata-within-relations* betont. Bezüglich Machtstrukturen ist es dem AR wiederum inhärent, die kritische Analyse von Machtrelationen als notwendig zu erachten, da jeder forschende Standpunkt Privilegien und Ausschlüsse verteilt. Auch das spezifische Foucault'sche Machtverständnis ist kompatibel mit dem AR. Die Rolle der Sprache wird in der *Queer Theory* und im *Agential Realism* zunächst verschieden bewertet. Ich argumentiere jedoch, dass dies zumindest keinen Widerspruch darstellt, weil zum einen die *Queer Theory* nicht so gelesen werden muss, dass *alles* von Sprache mitgestaltet ist, und zum anderen in ARqE die Bedeutung bestehen kann, dass Sprache, wenn sie vorkommt, *immer* mitgestaltet. Wenn wir Sprache als *auch agential cuts* setzendes Medium verstehen, kann der AR widerspruchslos die queertheoretischen Forderungen zum Bewusstsein über die Wirkungsmacht von Sprechakten aufnehmen. Die Anforderungen des Bedenkens von Standpunkten, Historizität und Kontextabhängigkeit ist wieder inhärent in der Logik des AR. Dass unsere Welt als wechselwirkend verstanden wird, ist geradezu das Grundprinzip des *Agential Realism*. Barad bezieht diese Sichtweise prinzipiell auf jedes Phänomen unserer Welt, d. h. auch auf die – wenn wir so wollten (weil es wiederum einer *cut*-Setzung entspräche) – nicht-menschlichen. Da dies auch grundlegende Veränderbarkeit bedeutet, bietet der AR eine passende Grundlage für die Dekonstruktion. Zwar ist im AR nicht das Ziel zu dekonstruieren angelegt, jedoch birgt er ein entitäten-dekonstruierendes Element, wenn er jene prinzipiell als instabil, fluide und kontextabhängig begreift.

Schlussendlich will ich folgende Worte von Butler (1993/1997), in denen sie eine Zusammenfassung ihres Verständnisses von Materialität von Körpern liefert, mit Barads Verständnis parallelisieren, wobei der Unterschied in den oben (ab S. 132) ausgeführten Arten von *cuts* besteht:

1. Die Materie der Körper wird neu gefaßt [*sic*] als die Wirkung einer Machtdynamik, so daß die Materie der Körper nicht zu trennen sein wird von den regulierenden Normen, die ihre Materialisierung

beherrschen, und von der Signifikation dieser materiellen Wirkungen. 2. Performativität wird nicht als der Akt verstanden, durch den ein Subjekt dem Existenz verschafft, was sie/er benennt, sondern vielmehr als jene ständig wiederholende Macht des Diskurses, diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert. 3. Das ‚biologische Geschlecht‘ wird nicht mehr als ein körperlich Gegebenes ausgelegt, dem das Konstrukt des sozialen Geschlechts künstlich auferlegt wird, sondern als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert. 4. Der Prozeß, in dem eine körperliche Norm angenommen, angeeignet oder aufgenommen wird, wird neu gedacht als etwas, was im strengen Sinne nicht *von einem Subjekt* durchgemacht wird, sondern als etwas, durch das das Subjekt, das sprechende ‚Ich‘, gebildet wird, nämlich dadurch, daß ein solcher Prozeß der Annahme eines Geschlechts durchlaufen worden ist. 5. Dieser Prozeß der ‚Annahme‘ eines Geschlechts wird mit der Frage nach der *Identifizierung* und den diskursiven Mitteln verbunden, durch die der heterosexuelle Imperativ bestimmte sexuierte Identifizierungen ermöglicht und andere Identifizierungen verwirft und/oder leugnet. (Butler, 1993/1997, S. 22-23)

Butlers 1. Punkt ist parallel zu Barads Verständnis, dass eine Realisierung nicht von den Intra-aktionen zu trennen ist, die sie hervorgebracht haben. Butler geht es dabei vor allem um die Intra-aktionen – auch wenn dies nicht ihr eigenes Wort ist – der Signifikationen und Barad betrachtet eher physische Materialisierungen bei Körpern, wie beispielsweise Voß (2011) es tut. Der 2. Punkt ist parallel dazu, dass im *Agential Realism* ebenfalls nicht von einer Quelle der Konstruktion ausgegangen wird, sondern alle *relata-within-relations* in ständigen Wechselwirkungen miteinander stehen. Im 3. Punkt bespricht Butler eine konkrete lokale Realisierung, der Barad zwar inhaltlich nicht nachgeht, strukturell aber von der gleichen Wechselseitigkeit ausgeht. Im 4. Punkt bespricht Butler, was Barad als „‚local‘ resolution within the phenomenon of the inherent ontological indeterminacy“ (Barad, 2012, S. 32) beschreiben würde. Beide gehen davon aus, dass nicht ein Subjekt eine Beeinflussung erfährt, sondern durch die spezifischen Praktiken erst in der spezifischen Form zum Subjekt wird. Im 5. Punkt geht Butler auf Prozesse ein, die Barad Intra-aktionen nennt (z. B. der *heterosexuelle Imperativ*), und erwähnt die Setzung dessen, was Barad *agential*

cut nennt, nämlich manche Identifizierungen zu ermöglichen und andere zu *verwerfen* oder *leugnen*.

Barad selbst scheint die Welt aus der Perspektive ihres *Agential Realism* als queer zu empfinden, was an Titeln wie “*Natures queer performativity*” (Barad, 2012) ablesbar ist. Darauf komme ich in Kapitel 6 zurück. Ich bewerte den Grad der Queerness einer Experimentalpsychologie, die den *Agential Realism* als wissenschaftstheoretische Grundlage annimmt und Zielsetzungen aus der *Queer Theory* übernimmt, grundsätzlich als hoch, auch wenn im Einzelnen weiterhin kritisch zu prüfen ist, welche queertheoretischen Forderungen umgesetzt werden konnten und welche (noch) nicht. In empirischen Studien stellt sich eine Vielzahl von Herausforderungen – diese soll das nächste Kapitel verdeutlichen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





5 Erprobung einer ARqE-Anwendung

Forschungsfragen zielen aus ARqE-Perspektive nicht auf “principles of psychological functioning that are abstract, general, and universal” (Sampson, 1978, S. 1333; vgl. Eingangszitate dieser Arbeit auf S. 1). Stattdessen werden Konzepte des menschlichen Erlebens, Denkens, Fühlens und Handelns als einzelne Manifestationen von Möglichkeiten verstanden. Diese Manifestationen sind situativ real, sie haben sich realisiert. Je nach Gegenstand mag auch *materialisiert* das passendere Wort sein. Die spezifischen Manifestationen wiederum bedingen Konsequenzen mit und sind dadurch selbst wirksam. Gerade im Bereich des menschlichen Erlebens können diese Manifestationen situiert hochrelevante Ereignisse darstellen. Wir begegnen lokalen und temporären *Fakten* der Welt, weil die *relations* der *relata* aus mehreren Möglichkeiten intra-aktiv die vorhandene dann-Realisierung (per *agential cut*) *herausgeschnitten* haben. Oft genug sind auch wir Menschen – und gerade Forschende – diejenigen, die die *agential cuts* setzen. Forschende stellen mit ARqE-Grundannahmen also andere Fragen, als wenn sie davon ausgingen, *universale* Fakten zu suchen. Wir können verschiedene Fragen stellen: Was ist wo für wen eine Realisierung, die nicht erst Forschende herstellen, indem sie danach fragen. Welche weiteren Realisierungen wären möglich, d. h., wie kann die Welt noch aussehen? Welche Intra-aktionen begünstigen welche Manifestation(en)? Welche Herstellungen können Menschen mitgestalten und welche (noch) nicht? Mit ARqE-Grundannahmen fragen Forschende nach *Möglichkeitsraum*; falls sie nach *ontologischen Gegebenheiten* fragen, dann nur lokal, temporär und bezogen auf bestimmte Menschen (d. h., bezogen auf situierte ontoepistemologische Gegebenheiten).

Solche Analysen sind schon über die unterschiedlichsten Disziplinen hinaus vorhanden, wenn auch nicht unter dem Label des *Agential Realism*. Beispielsweise sehe ich Foucaults (1968) Beschreibung, wie sich *Geisteskrankheit* in den heutigen europäisch geprägten Gebieten realisieren konnte, als Darstellung von wirkenden *agential cuts*. Er fragt unter anderem: „Liegt nicht in der Krankheit ein ganzer Knoten von Bedeutungen, der aus dem Umkreis, in dem sie aufgetreten ist, herstammt – und zuvörderst die einfache Tatsache, daß sie in diesem Umkreis als Krankheit abgegrenzt wird?“ (Foucault, 1968, S. 90) Er

© Der/die Autor(en) 2018

J. Scholz, *Agential Realism als Basis queer(end)er*

Experimentalpsychologie, https://doi.org/10.1007/978-3-658-22644-2_5

kann sehr detailliert nachzeichnen, welche Interpretationen und Sichtweisen welchen Verhaltens in welchen Gesellschaften zu welcher Zeit erst zur Gestalt *Geisteskrankheit* führten. An diesen wirkenden *cuts* haben sich und beteiligen sich bis heute auch Forschende, zum Beispiel durch Klassifikation von sogenannten Störungen in einem ICD (*International Classification of Diseases*). Auch wurden schon Auswirkungen von bestimmten Manifestationen auf andere Manifestationen beschrieben, ohne diese jeweils essentialisierend zu behandeln. Butler arbeitete eine *heterosexuelle Matrix* und Foucault ein *Sexualitätsdispositiv* als zeit- und kontextgebundenes *relatum-within-relations* heraus und beide können Folge-Intra-aktionen auf andere zeit- und kontextgebundene *relata*, z. B. geschlechtliche Kategorisierung, beschreiben. Solche Analysen können und sollten aus AR-Perspektive zusätzlich Konfigurationen einbeziehen, die traditionell als physisch oder materiell – und damit als nicht-kulturell – galten. Um eine Forschungsanstrengung *agential realist* zu nennen, ist es m. E. jedoch nicht *notwendig*, dass *materielle* Konfigurationen eine unmittelbare Rolle spielen. Das schlussfolgere ich daraus, dass Barad zwar immer von *material-discursive* als wirkenden Konfigurationen ausgeht, jedoch gerade *nicht* unterscheiden will, dass die einen nur materielle Bedingungen seien und die anderen diskursive.

Ich behaupte also, dass auch *solche* Analysen empirisch durchgeführt werden können, die ihre mit dem empirischem Vorgehen erzeugten Ergebnisse nicht so behandeln, als wären es “human-independent facts about nature” (Barad, 1996, S. 162). Dann kann damit gearbeitet werden, dass *Wissenschaft funktioniert* (vgl. Barad, 1996, S. 162) – solange dies verantwortlich geschieht (vgl. Kapitel 4).

Die Durchführung von konkreten Studien wirft zusätzliche Probleme auf, für die es zahlreiche raffinierte Umsetzungsmöglichkeiten zu entwickeln gilt. Deren zukünftige Lösung erscheint mir jedoch außerordentlich erstrebenswert. In diesem Kapitel will ich den Versuch, einen Effekt zu realisieren, an einem Beispiel diskutieren. Der Ausdruck des Realisierungsversuches soll hervorheben, dass wir mit Empirie nicht beweisen, wie etwas in der Welt ontologisch ist, sondern höchstens eine Realisierung mit möglichst vielen ihrer mitbedingenden Konfigurationen vorführen. Die schrittweise Besprechung einer

Studie, die an ein traditionelles Muster von sozialpsychologischen Studien angelehnt ist, und ihrer methodischen Herausforderungen, soll erste Lösungen und offene Problemstellen demonstrieren. Durch die Vielzahl der Möglichkeiten, wie eine Forschungsfrage gestellt werden kann, ist sicher nur ein Teil hiervon auf andere Studien übertragbar. Die Darstellung hier dient der ersten Veranschaulichung und nicht der konkreten Anleitung.

Ein erstes Problem nenne ich, dass ich auf wenige explizite experimentalspsychologische Einsichten über wirkende Intra-aktionen, *agential cuts* und *relations* der *relata* zurückgreifen kann. Dies führe ich darauf zurück, dass derzeit bei den meisten (psychologischen) Studien unsicher ist, wie stark die *Messung* an der Phänomengestalt mitwirkt. Mit mehr Zugriff auf Forschung aus ARqE-Perspektive sollten sich konkretere Einschätzungen beschreiben lassen. Dennoch kann meines Erachtens auf Studien referenziert werden, die nicht unter einer ARqE-Perspektive durchgeführt wurden, sofern *der konkrete Zusammenhang*, mit dem argumentiert wird, der *agential realist* Logik nicht widerspricht. So kann ein Zusammenhang zwischen zwei Realisierungen bzw. *relata-within-relations* auch dann anerkannt werden, wenn bestimmte Aussagen in ARqE anders formuliert oder Autor_inn_en aus ARqE-Perspektive gewisse Schlüsse anders ziehen würden. Als Beispiel soll folgender Schluss aus klassisch experimenteller Perspektive dienen: “[C]hildren who reported strong felt pressure for gender differentiation yet saw themselves as gender atypical, were discontent with their gender, or lacked self-esteem also became more aggressive toward gender-nonconforming peers” (Pauletti, Cooper & Perry, 2014, S. 860). Dieser müsste aus ARqE-Perspektive so spezifiziert werden: “Children who reported strong felt pressure for gender differentiation yet *indicated to* see themselves as gender atypical, *indicated that they* were discontent with their gender, or *reported to* lack self-esteem (...)”. Damit würde offen gelassen, ob nicht erst die spezifische Art der Messung von *gender atypicality* eben jene erst hergestellt hat. Die Beschreibung des Effektes – dass der Selbstbericht von jener Atypikalität (und sei es auf bzw. durch Nachfrage) mit bestimmten so-und-so verstandenen Aggressionen zusammenhängt (und dies ggf. nicht die einzige Realisierungsmöglichkeit ist) – könnte danach jedoch argumentativ verwendet werden. Je nach Verwendungswunsch der Beschreibung ist die darin enthaltene

Heternormativität der Zweigeschlechtlichkeit, das wahrscheinlich fehlende Intersektionaldenken und die örtliche und zeitliche Einschränkung einer solchen Aussage mitzutransportieren. Man muss also die Annahme der Stabilität von Geschlechtsidentität nicht teilen, um anerkennen zu können, dass lokal und situativ ein Antwortverhalten X (einer bestimmten Gruppe) mit einem so-und-so beschriebenen Verhalten Y zusammenhängen kann. Verständlicherweise nimmt eine solche situierte Beschreibung den Universalismus aus einem Argument – was gerade eines der ARqE-Ziele ist.

Im weiteren Verlauf werden einige praktische Empfehlungen für eine empirische Effekt-Realisierung aus ARqE-Perspektive wiederholt. Dafür wird im Text abgewechselt zwischen der Besprechung von Formulierungen und den konkreten Formulierungen selbst. Zur visuellen Verdeutlichung der Wechsel ist der Text, der eine konkrete Auseinandersetzung aus ARqE Perspektive darstellen soll, gegenüber der Besprechung der Formulierungen eingerückt und in einer anderen Schriftart.

5.1 Auswahl – mit Begründung – des zu untersuchenden Phänomens

Bei der Auswahl eines zu untersuchenden Phänomens können wir aus der ARqE-Perspektive nicht davon ausgehen, dass wir versuchen zu entdecken, was schon gegeben ist. Vielmehr wissen wir zunächst nicht, ob ein Phänomen ohne unsere Forschungstätigkeit unbestimmt ist oder dieses durch andere Intra-aktionen (die nicht Teil unser spezifisches Eingreifen sind) eine Realisierung in der gleichen Zeit und am gleichen Ort erfährt. Je nach Phänomen müssen wir entweder damit rechnen, dass wir a) die Manifestation durch unsere Forschung erst herstellen, oder dass wir b) etwas untersuchen können, was durch andere Intra-aktionen als die unserer Forschung hergestellt wird (wir aber möglicherweise mit einer Untersuchung dennoch an der Wiederholung und Aufrechterhaltung beteiligt wären). Eine Mischform von a) und b) wäre, wenn z. B. kulturelle Intra-aktionen eine Manifestation auch ohne unsere Forschung realisieren, unsere

Forschung aber eine spezifische Dimension herstellt (z. B. eine Skala von 1 bis 10 mit Bezeichnung), auf der diese Manifestation dann neu mit-hergestellt wird. Wenn wir uns beispielsweise für geschlechtliche Selbstkategorisierung interessieren, kann die Begründung in der ARqE nicht lauten, dass wir einfach zu wenig darüber wüssten (z. B. im Sinne einer Tatsache der zwangsläufigen, unvermeidbaren geschlechtlichen Selbstkategorisierung). Stattdessen müssten wir in ARqE-Studien zunächst davon ausgehen, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung unbestimmt und nicht per se gegeben ist, und begründen, warum wir dieses Konzept herstellen oder seine Herstellung wiederholen. Selbst wenn wir davon ausgingen (etwa durch vorangegangene ARqE-Forschung), dass viele andere Intra-aktionen zur Herstellung des Phänomens beitragen, muss aus ARqE-Perspektive eine wissenschaftliche Aus-einandersetzung erklären, warum die Reifikation des Konzeptes eingegangen wird. Damit wird die Studie schon an diesem Punkt angreifbar und erfüllt einen Teil der besonderen Verantwortung von Forschenden für die Gestalt ihres Ergebnisses (siehe Kapitel 4.2.5). Eine konkrete Formulierung könnte wie folgt lauten:

Unter Anwendung der Perspektive der *Agential Realist* queer(end)en Experimentalpsychologie (ARqE) fragt die folgende Auseinandersetzung nach möglichen Realisierungen eines Phänomens und erprobt hierfür potentiell *cut*-herstellende Intra-aktionen.

Diese Art von übergeordneter, sehr unkonkreter Beschreibung, was in der Studie kommen wird, macht in dieser Arbeit Sinn, da sie erst an das prinzipielle Vorgehen heranführt. Eine alleinstehende Studie aus *ARqE*-Perspektive sollte direkt mit konkreten Inhalten beginnen.

Konkret wähle ich das Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung und es werden Konfigurationen zur verschiedentlichen Herstellung derselben ausprobiert.

Ganz bewusst wird nicht die Idee der *Veränderung* eingesetzt, so als ob gewisse Konfigurationen eine geschlechtliche Selbstkategorisierung *verändern* würden. Vielmehr wird erprobt, welche Intra-aktionen offensichtlich einen Anteil an einer Realisierungsform haben.

Weiterhin wird eine Hypothese aus der deterministischen Psychologie aufgenommen und versucht, ob sich deren vorhergesagtes Phänomen realisieren lässt.

Je nach Veröffentlichungsform kann problemlos das Konzept eines sog. *Abstracts* im Sinne einer einführenden Kurzzusammenfassung für die ARqE übernommen werden. Darin würden konkret die zusammenfassenden Aussagen der Auseinandersetzung genannt werden. In der vorliegenden Arbeit habe ich kein Abstract realisiert, sondern fahre mit einem in das Thema einführenden Abschnitt fort:

Ich gehe hierin davon aus, dass aktuell in europäisch und US-amerikanisch geprägten Gesellschaften verschiedenste Vorgänge (im Sinne von *cut*-herstellenden Konfigurationen) Menschen häufig zu einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung anregen (bisher diese zu forcieren). Die Selbstkategorisierung findet in privaten Situationen statt, in denen Menschen *als Frau* z. B. andere Schönheitshandlungen vollziehen *als Mann*. Zudem „findet in allen gesellschaftlichen Bereichen permanent eine entsprechende Einordnung und Abfrage statt (Personalausweis, Krankenakte, Versicherungsvertrag etc.)“ (Döring, 2013, S. 97) – bis hin zur wissenschaftlichen Nachfrage nach dem Geschlecht der Studienpartner_innen: „Kein Fragebogen ohne Geschlechtsabfrage – das ist die Forschungsrealität in den Sozialwissenschaften.“ (Döring, 2013, S. 94) Gleichzeitig erachtet meine Auseinandersetzung Geschlecht (neben ethnischer Zugehörigkeit und sozioökonomischer Klasse) als eine der drei zentralen Strukturierungskategorien von heutigen, europäisch und US-amerikanisch geprägten Gesellschaften, was die geschlechtliche (Selbst- und Fremd-) Kategorisierung im Moment noch zu einem sozial äußerst relevanten Vorgang macht. Die Einordnung kann für einzelne Menschen persönlich irrelevant sein, aber kulturell erscheint sie mir derzeit noch hochrelevant zu sein. Mit der aktuellen und örtlichen Häufigkeit sowie der Relevanz der geschlechtlichen Selbstkategorisierung begründe ich, warum ich hier die Herstellung des Phänomens wiederhole, obwohl dies problematische Konsequenzen mit sich bringt. Beispielhaft möchte ich eine solche Konsequenz andeuten: Die

Annahmen, wie Frauen und Männer (weitere Geschlechter werden in der Regel nicht genannt) typischerweise sind, sind in den genannten Kulturen nicht nur deskriptiv, sondern haben auch präskriptive Funktion (Prentice & Carranza, 2002). Das bedeutet, dass eine geschlechtliche Kategorisierung eine Art kultureller Vorschriften mit sich bringt, wie beispielsweise eine als Frau kategorisierte Person zu sein hat, um nicht soziale Sanktionen zu riskieren (vgl. Prentice & Carranza, 2002). Einige Forschungsarbeiten zu solchen Sanktionen tragen Pauletti et al. (2014) zusammen. Die vorliegende Studie birgt also u. a. die Gefahr, durch die Reifikation des Phänomens *geschlechtliche Selbstkategorisierung* an der Herstellung von geschlechtsstereotypen Vorschriften beteiligt zu sein.

Hier wird also angenommen, dass heutzutage in den europäisch und US-amerikanisch geprägten Gesellschaften zahlreiche Intra-aktionen häufig zu einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung führen. Die problematischen Seiten dessen kann eine_n Forscher_in dazu veranlassen, dieses Konzept gerade nicht zu wiederholen, oder aber dazu, etwas queertheoretisch Kritisches zur Konzeptionalisierung beizutragen. Hier wird Letzteres angestrebt und gleichzeitig versucht, Sensibilität für die problematischen Konsequenzen des Vorgehens zu zeigen.

Manche Theoretiker_inne_n gehen von folgender Prämisse aus: “[G]ender identity in its strictest sense (i.e., perceiving oneself as a boy or a girl) develops during the early childhood period” (Clemans, DeRose, Graber & Brooks-Gunn, 2010, S. 529). Weiter wird häufig davon ausgegangen, dass diese *gender identity* dann normalerweise bestehen bleibt. Von dieser Vorstellung abweichend gehe ich aus queertheoretischer Perspektive davon aus, dass geschlechtliche Identität nicht dauerhaft inhärent in Menschen manifestiert ist. Vielmehr nehme ich entsprechend des *doing-gender*-Ansatzes (vgl. West & Zimmerman, 1987; Kessler & McKenna, 1978, 2006) an, dass Geschlecht etwas ist, das wir *tun* und das situativ neu hergestellt wird, und *nicht* etwas, das wir *haben*. Eine Selbstkategorisierung wird demnach erst nach einer Abfrage von geschlechtlicher Identität vorgenommen. *Abfrage* muss dabei keine von jemand intendierte direkte verba-

le Frage sein, sondern kann auch die Salient-Werdung einer kulturell angenommenen Geschlechtskategorie in einer Situation durch spezifische Auslöser meinen. Gemäß den ARqE-Aussagen gehe ich also davon aus, dass geschlechtliche Selbstkategorisierung solange nicht existiert (unbestimmt ist), bis sie durch entsprechende Intra-aktionen hervorgerufen wird, und nur durch die wiederholte Herstellung stabil erscheinen mag.

Solche Formulierungen sollen deutlich benennen, dass ein Vorkommnis in der Welt (hier: geschlechtliche Selbstkategorisierung) nicht per se gegeben ist, auch wenn es häufig anzutreffen sein mag. Zwei Komponenten (Häufigkeit und Relevanz) werden als Gründe für die Wiederholung genannt, während die Problematik der Wiederholung – aufgrund derer man sich in anderen Fällen gegen die Wiederholung dieses Phänomens entscheiden mag – ebenfalls genannt wird. Durch die Verwendung von „aktuelle und örtliche Häufigkeit“ (S. 200) soll außerdem deutlich gemacht werden, dass Häufigkeit und Relevanz sehr temporär und lokal beschränkte Gegebenheiten sind.

Mit den hier erprobten Formulierungen zur Begründung der Wahl eines Phänomens, wird versucht, die Vorannahmen zu explizieren, um den Verständnisrahmen der Zusammenhänge, die erprobt werden sollen, und die daraus folgenden Interpretationen, deutlich zu machen und um sie der Kritik zu exponieren. Sie sollen außerdem betonen, dass die in der Studie beschriebenen Zusammenhänge höchstwahrscheinlich nicht die einzigen Realisierungsmöglichkeiten darstellen. Ähnliches wird auch bei der Formulierung der Forschungsfrage bzw. der konkreten Hypothesen angestrebt.

5.2 Auswahl – mit Begründung – der Forschungsfrage und Methode

Mit der Begründung der Wahl des zu untersuchenden Phänomens und seiner Konzeptionalisierung hängt die Formulierung der Forschungsfrage zusammen. Auch hier muss in ARqE erklärt werden, warum die Frage so gestellt wird und nicht anders. Feministischen Theorien weisen darauf hin, dass es eine

Wirkung hat, wenn das Erleben und Handeln von Frauen besonders erklärt wird, und damit das Verhalten von Männern als die normale Variante erscheinen lässt (siehe z. B. Wilkinson, 1996). Gleichermäßen weist die *LGBT Psychology* darauf hin, dass es eine Wirkung hat, wenn das Erleben und Handeln von Homosexuellen besonders erklärt wird, und damit das Verhalten von Heterosexuellen als die normale Variante erscheinen lässt (siehe beispielsweise Clarke, Ellis, Peel & Riggs, 2010). Das Phänomen hat Einzug in die akademische Psychologie gehalten (siehe u. a. Miller, Taylor & Buck, 1991; Bruckmüller, 2013). Bruckmüller, Hegarty und Abele (2012) können genau dies empirisch vorführen: Lokal kann es eine Wirkung haben, was in einer Formulierung als linguistische Norm verwendet wird und was als der zu erklärende Faktor gilt. Aus ARqE-Perspektive ist eine solche *Wirkung* dann eine mögliche Realisierung, die sich unter den installierten Konfigurationen materialisierte.

Wie die Güte von Formulierungsweisen für Begründungen von Forschungsfragen aus ARqE-Perspektive beurteilt werden kann, geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Ich rege hierzu explizit Arbeiten an. Für den Anfang kann es hilfreich sein, stets die Frage zu bearbeiten, warum das untersuchte Objekt so und nicht anders konzeptioniert wird bzw. warum die Forschungsfrage so und nicht anders gestellt wird.

Hier soll erprobt werden, ob eine direkte verbale Abfrage von Geschlecht eine der Intra-aktionen sein kann, die bei der Herstellung einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung mitwirken. Dann wäre die Art und Weise der *Messung* dieser Selbstkategorisierung, also die Gestalt der verbalen Abfrage, ein *das-Ergebnis-mitbestimmender* Apparat im Sinne von Barad (2007).

Die Hypothesentestung kann hier fast analog zur klassischen Experimentalpsychologie ablaufen, mit dem Unterschied, dass sich die Hypothese auf die Realisierung einer Möglichkeit bezieht – es wird also *getestet*, was *situativ* möglich ist, und nicht, wie etwas *per se beschaffen* sei (vgl. Kap. 4).

Traditionellerweise wird Geschlecht in sozialwissenschaftlichen Fragebögen binär abgefragt (Döring, 2013). Studienpartner_innen sollen also auf

die Frage nach ihrem Geschlecht entweder die Antwort „weiblich“ oder „männlich“ ankreuzen. Formuliert man diese Frage und vor allem ihre Antwortmöglichkeiten nonbinär, dann könnte diese Frageart im Sinne der ARqE eine Konfigurationskonstellation des *Ergebnis-mit-herstellenden Messapparates* darstellen. Die Wirkung einer solchen Konfigurationskonstellation soll hier empirisch erprobt werden. Es soll geprüft werden, ob eine Anders-Formulierung einer klassischen Frage eine andere als die klassische Realisierung erzeugen kann. Die erste Hypothese lautet daher: Wird die Geschlechtsabfrage in einem Fragebogen nonbinär gestellt, so stellt diese Frage eine größere Geschlechtervielfalt in den Antworten her, als wenn die Geschlechtsabfrage klassisch binär gestellt wird.

Selbstredend kann ein solches Experiment nicht offenbaren, ob nun die klassische Annahme einer inhärenten oder die *agential realist queer*-Annahme einer ständig herzustellenden Geschlechtsidentität *der Wahrheit entspreche* – wie es Ziel des klassischen Realismus‘ wäre (vgl. Kap. 3.1.2). Wohl kann eine solche Studie aber – was Ziel des *Agential Realism* ist – offenbaren, ob eine Herstellung möglich ist. Herstellung beschränkt sich hier auf Antworten in einem Fragebogen und es ist nicht etwa die Rede von einem “own sense of themselves as a boy/man or as a girl/woman” (Smith, Johnston-Robledo, McHugh & Chrisler, 2010, S. 364) oder als etwas anderes (außer *boy/man* bzw. *girl/woman*) oder als nichts. So werden die Ergebnisse desselben Experimentes aus einer klassisch realistischen Perspektive anders interpretiert als aus ARqE-Perspektive. Im traditionellen Verständnis würden hier Treatment (also die experimentelle Bedingungsvariation) und Messung in einem Punkt zusammenfallen. Wenn zwei verschiedene Arten der Geschlechtsabfrage unterschiedliche Ergebnisse produzieren, so wäre aus klassisch experimentalpsychologischer Sicht mindestens eine nicht als Messinstrument geeignet (bzw. würde auf einem zweiten Faktor laden). Döring (2013) schreibt, dass „eine Befragung nicht nur eine Datenerhebung, sondern automatisch auch eine Intervention dahingehend darstellt, dass die Art der Fragen die Befragten zum Nach- und ggf. auch Umdenken animieren kann (sogenannte instrumentelle Reaktivität)“ (Döring, 2013, S. 103). Allerdings wird diese instrumentelle Reaktivität klassischerweise als Störquelle erachtet und nicht als Selbstverständlichkeit unserer psychologischen Forschung (und aller

Intra-aktionen). Demgegenüber wird hier entlang der ARqE davon ausgegangen, dass eine Messung *immer* ihren Teil zur Phänomenherstellung beiträgt. Es könnte für zukünftige Forschungen interessant sein, wie groß dieser Teil jeweils ist, weil daraus unterschiedliche Interpretationen abgeleitet würden. So mag der Anteil situativ auch vernachlässigbar sein, aber davon können wir nicht per se ausgehen.

Dass die Art und Weise der Messung ein *das-Ergebnis-mitbestimmender* Apparat ist (vgl. S. 203), müsste in Arbeiten aus ARqE-Perspektive nicht explizit benannt werden, da dies inhärentes Verständnis der ARqE-Perspektive ist. Hier wird – abweichend davon – dem Umstand Rechnung getragen, dass diese Perspektive im Moment erst vorgestellt wird.

Ich vergleiche also die Antworten einer Gruppe von Studienpartner_innen auf die klassisch binär formulierte Frage mit den Antworten einer Gruppe auf eine nonbinär formulierte Frage. Damit jedoch nicht eine Gruppe der Studienpartner_innen mit einer rein heteronormativen und unproblematisierten geschlechtlichen Selbstkategorisierungsaufgabe (binäre Abfrage) konfrontiert wird, werden beide Arten der Geschlechtsabfrage (binär und nonbinär) allen Studienpartner_innen vorgelegt. Jede_r Studienpartner_in beantwortet also zweimal eine geschlechtliche Selbstkategorisierung.

Es ist klassisch experimentalpsychologisch wohl eher unüblich, ethische Überlegungen solcher Art (womit manche Studienpartner_innen nicht konfrontiert werden sollen) das Design der Studie mitbestimmen zu lassen. Solch reflexives Vorgehen sollte jedoch aus Perspektive der ARqE zum Standard werden.

Das zweimalige Antworten wird vermutlich die Beschaffenheit der Konstrukte mitbestimmen. Beispielsweise legen aktuelle Konversationsnormen (siehe Wänke, 2007) des europäisch und US-amerikanisch geprägten Raumes nahe, dass eine *vernünftig* fragende Person/Studie nicht zweimal das (vermeintlich) Selbe fragt. Es ist möglich, den Fragebogen so zu gestalten, dass bei der ersten Abfrage noch nicht ersichtlich ist, dass die gleiche Frage

noch einmal gestellt wird. Spätestens bei der zweiten Abfrage legen die Konversationsnormen den Studienpartner_inne_n jedoch nahe, dass diesmal etwas anderes als zuvor gefragt würde. Es kann also eine Rolle spielen, welche Frageart zuerst und welche als zweites präsentiert wird. Daher nehme ich an, dass auch die Reihenfolge, in der die verschiedenen Fragearten (binär und nonbinär) eingesetzt werden, ein *Ergebnis-mitbestimmender* Teil der Konfiguration ist. Hier wird die These des Effektes der Reihenfolge zunächst ungerichtet erprobt.

Wohlgemerkt wird nicht getestet, ob hier wirklich Konversationsnormen den *agential cut* mit-herstellen, denn dies müsste anders vorgeführt werden. Zunächst wird erprobt, ob die Reihenfolge eine mitbestimmende Konfiguration ist. Dann könnte weiter gefragt werden, welche Konfigurationen genau die mit-beteiligten Intra-aktionen stellen.

Aus Perspektive der ARqE wäre das Ergebnis, dass die Reihenfolge die Beschaffenheit der Antwort mitgestaltet, explizit keine Verzerrung von einer als korrekt angenommenen Antwort, sondern gehörte zum Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung dazu. Entsprechend wird hier von Barad'schen Intra-aktionen gesprochen und nicht von Verzerrungen. Wenn die Hypothese formuliert ist, folgt in einer klassischen Studie die Operationalisierung der Konstrukte. Wie in 3.2.3. beschrieben, gibt es in ARqE keine Operationalisierung, weil nicht von zu messenden Eigenschaften ausgegangen wird, für die möglichst gute Indikatoren gefunden werden müssten. Deshalb folgt nun einfach die Spezifizierung der Konfigurationen.

In dieser Studie wird versucht, durch folgende Konfigurationen des Messapparates das Ergebnis der geschlechtlichen Selbstkategorisierung mitzu-bestimmen: erstens, durch die unterschiedliche Formulierung von Frage und Antwortmöglichkeit, und zweitens, durch die Reihenfolge der Abfrage. Dieser Aufbau erlaubt außerdem das unkomplizierte Ausprobieren einer weiteren möglichen *cut*-Herstellung, nämlich den Realisierungsversuch, ob auch die Angabe über die Vergangenheit dadurch mitbestimmt wird.

Aus klassisch experimentalpsychologischer Sicht sollte die als stabil angenommene Ausprägung in den letzten Jahren nicht an sich von der Reihenfolge der Beantwortung abhängen. Sollten sich bei einer Aussage über die Vergangenheit unterschiedliche Antworten in Abhängigkeit von der Reihenfolge ergeben, würde dies als Zeichen für mangelnde Reliabilität und Validität der Messung gewertet. Aus ARqE-Perspektive ist hingegen eine Messung, die das Ergebnis mitbestimmt, nie im klassischen Sinne (in)valide, sondern offenbart damit das Mit-Konfigurieren.

Es wird also außerdem nach der *geschlechtlichen Selbstkategorisierung* in den letzten Jahren gefragt. Da nicht von Stabilität ausgegangen wird und dies auch den Studienpartner_inne_n nicht suggeriert werden soll, wird das Wort „meistens“ verwendet, um nahezulegen, dass diese Empfindung plausiblerweise variiert haben kann und nur eine Art Durchschnittsangabe erwartet wird. Hier soll nicht verglichen werden, ob die Frage nach der Vergangenheit in nonbinärer Abfrage andere Antworten realisiert als in binärer Abfrage, sondern, ob die Reihenfolge das Ergebnis mitbestimmt. Die Vergangenheitsfrage wird daher nur in der Frageart realisiert, die variantenreichere Antworten realisieren sollte, nämlich in nonbinärer Frageart.

Realisiert wird die binäre Abfrage durch die klassische Frage der Form „Ihr Geschlecht:“ mit der Präsentation von zwei Ankreuzalternativen, von denen eine mit „weiblich“ und die andere mit „männlich“ bezeichnet ist. Die nonbinäre Frageform präsentiert dagegen als Antwortformat eine Linie deren Endpunkte mit „weiblich“ und „männlich“ versehen sind. Auf dieser Linie soll ein Kreuz gesetzt werden. Es gibt neben der Linie außerdem die Option, „weder noch“ anzukreuzen.

Damit die Frage nach der Vergangenheit nicht lautet „Ihr Geschlecht in den letzten Jahren meistens?“, formulierte ich wie folgt: „Wie fühlten Sie sich in den letzten Jahren meistens?“. Analog dazu lautet die nonbinäre Frage nach der *aktuellen* Selbstkategorisierung, wie sich die Studienpartner_innen fühlen.

In der nonbinären Variante werden also die beiden Fragen gestellt: „Wie fühlen Sie sich jetzt gerade? Setzen Sie ein \times :“ und „Wie fühlten Sie sich in den letzten Jahren meistens? Setzen Sie ein \times :“.

Zusätzlich zu diesen Konfigurationen soll erprobt werden, ob sich bewertende Angaben über diese Fragen realisieren lassen. Döring (2013) beschreibt in ihrer Nennung der instrumentellen Reaktivität, dass diese möglicherweise zu einer erwünschten Wirkung führen könnte: „Da eine Befragung (...) auch eine Intervention (...) darstellt (...), mag angesichts der kulturellen Dominanz des Modells der Zweigeschlechtlichkeit eine gewisse Irritation [gegenüber mehr als zwei Antwortvorgaben] bei den Befragten durchaus wünschenswert sein.“ (Döring, 2013, S. 103) Damit deutet Döring eine Strategie an, um heteronormative Geschlechterbinarität lokal und temporär ein wenig aufzubrechen: Wenn wir die Geschlechtsabfrage mit mehr oder anderen als der klassischen Antwortmöglichkeiten von „weiblich“ und „männlich“ ausstatten, könnte dies die Zweigeschlechtlichkeit entselbstverständlichen. Allerdings befürchtet Döring als gleichzeitige Wirkung unerwünschte negative Einstellungen bei den Studienpartner_inne_n gegenüber der Frageart oder der Studie:

Es ist jedoch empirisch abzuklären, wie eine wenig sensibilisierte Zielgruppe Geschlechts-Items mit mehr als zwei Ausprägungen aufnimmt. Der Wirkung eines vielleicht wünschenswerten Denkanstoßes steht die mögliche unerwünschte Nebenwirkung negativer Einstellungen gegenüber dem Forschungsteam bzw. -projekt gegenüber, etwa der Eindruck, es würden *unsinnige* Fragen gestellt und die Studie sei dubios. (Döring, 2013, S. 103)

Neben einer Irritation lautet ihre zweite Wirkungsthese also, dass die nonbinäre Geschlechtsabfrage dazu führen könnte, dass Studienpartner_innen negative Einstellungen gegenüber der Frageform, der Studie insgesamt oder gegenüber den Forschenden entwickeln.

An dieser Stelle könnte die Beschreibung einer Studie der klassischen Experimentalpsychologie nahtlos dazu übergehen, dass diese These hier getestet werden soll und daher die entsprechenden Einstellungen nach der jeweiligen

Geschlechtsabfrage erhoben werden. ARqE strebt dagegen an, die eigenen in der Forschung gesetzten *agential cuts* zu thematisieren. Daher ist eine Diskussion des Konstruktes vorgeschaltet:

Wenn wir versuchen wollen, diese Realisierung zu erproben, stellt sich aus ARqE-Perspektive die Frage, ob wir solche Einstellungen, wenn sie *messbar* würden, nicht erst durch unsere Nachfrage generieren. Selbst innerhalb der Psychologie existiert eine gewisse Debatte darüber, ob Einstellungen stabile kognitive Zustände (*mental states*) oder im Moment der Abfrage gebildete evaluative Urteile sind (Schwarz & Bohner, 2001). Ferguson und Zayas (2009) sammeln Beispiele, wie häufig eine Evaluation die Verarbeitung eines Stimulus' begleitet – was sie *automatic evaluation* nennen –, ohne dass eine konkrete Abfrage die Einstellung erst herstellen würde. Schwarz und Kollegen (z. B. Schwarz und Bohner, 2001; Schwarz und Strack, 1991) vertreten dagegen folgenden Standpunkt: “[A]ll we assess in attitude measurement are evaluative judgments that respondents construct at the time they are asked, based on whatever information happens to be accessible.” (Schwarz und Bohner, 2001, S. 437) Aus ARqE-Perspektive stimme ich mit dem ersten Teil des Zitats überein, dass die evaluativen Urteile von Studienpartner_inne_n erst zum Zeitpunkt der Abfrage erstellt werden – allerdings im Sinne von Barad (2007) als basierend auf den speziellen Konfigurationen, mit denen ein Apparat realisiert ist, bzw. im Sinne von Butler als *based on the field of recognizability* (vgl. Butler, 2015, S. 38). Zu den Ergebnis-verursachenden Konfigurationen gehört aus ARqE-Perspektive nicht nur, welche Informationen zugänglich sind, sondern auch alle früheren oder indirekteren Einflüsse, die eine Information so gestalten, wie sie im Moment erscheint.⁷⁵

Aus Perspektive der ARqE muss ich also unsicher sein, ob nicht erst eine Nachfrage im Fragebogen eine Bewertung (z. B. „unsinnig“ oder „dubios“)

⁷⁵ Unter Umständen würden Schwarz und Kollegen dies auch nicht verneinen. Der ARqE ist es jedoch besonders wichtig, die Abhängigkeit von Ergebnissen (wie einer konkreten Evaluation) von größeren Zusammenhängen zu betonen, und Formulierungen nicht so klingen zu lassen, als ob ein mentaler Zustand nur Ergebnis der Rechenleistungen eines einzelnen kognitiven Apparates wäre.

realisiert. Es könnte sein, dass allein die Überraschung über ungewohnte Fragen eine Bewertung realisiert, die wir als Forschende dann tatsächlich nur noch *messen* – mit zu vernachlässigender Mitgestaltung. Ausgehen kann ich davon aber nicht. Meines Erachtens wäre es interessant und wichtig, konkrete Einstellungsforschung aus ARqE-Perspektive durchzuführen, um ein ARqE-Verständnis über die *agential cuts* entwickeln zu können, die Einstellungen realisieren. Im Moment kann ich nur versuchen, vorzuführen, dass bei Personen auf Abfrage eine Bewertung zu realisieren ist.

Dieses Ziel ist ein anderes als die Hypothese von Döring. Letztere besteht darin, empirisch zu zeigen, dass A (ungewöhnliche Fragen) zu B (diese Fragen/ Studie dubios zu finden) führt. Sollten sich bestimmte Einstellungen realisieren lassen, lautet die Einsicht aus Perspektive der ARqE dagegen: Wenn wir B (Fragen/ die Studie als beispielsweise dubios zu benennen) die Möglichkeit zur Realisierung geben (wir fragen danach, wie die Fragen empfunden werden, und tun dies auf bestimmte Art und Weise), kann sich B durch A (es sind situativ ungewöhnliche Fragen) *und* den eröffneten Möglichkeitsraum (dass und wie wir danach fragen; dass es kulturell verbreitete Ideen zu den verwendeten Konzepten gibt; was die individuellen Konzepte sind; etc.) realisieren.

Problematisch ist an diesem Vorgehen, dass möglicherweise ohne unsere Abfrage situativ durch keine anderen Intra-aktionen eine bestimmte Bewertung hergestellt würde. In diesem Fall würde ich als Forschende die Äußerung einer negativen Einstellung gegenüber einer nonbinären geschlechtlichen Selbstkategorisierung erst hervorbringen. Womöglich würden die Studienpartner_innen ohne meine Abfrage meine Studie am Ende auch ohne negative Bewertung der nonbinären Geschlechtsabfrage verlassen.

Solche Fragen würden in der klassischen Experimentalpsychologie nicht gestellt. Vielmehr würde davon ausgegangen, dass die negative Bewertung unabhängig von der Frage danach evoziert würde.

Im Bewusstsein dieser möglichen Problematik, durch die Studie das Phänomen *Einstellung gegenüber untypischer Geschlechtsabfrage* erst herzu-

stellen, soll hier vorgeführt werden, dass bestimmte Bewertungen der nonbinären Selbstkategorisierung realisiert werden können.

Ich benutze bewusst die Formulierung *bestimmte Bewertungen* und nicht *negative Bewertungen*, da ich die Klassifizierung *negativ* als eine weitere, erst situativ gebildete Kategorisierung erachte.

Selbstverständlich stellt jedes Wort eine situierte Kategorisierung dar, die man problematisieren kann – man kann beispielsweise auch fragen, ob die Studienpartner_innen untereinander teilen, was sie unter *Fragen empfinden* verstehen. In dieser Studie setze ich *agential cuts* auch dadurch, dass ich annehme, dass bezüglich des Verständnisses, wie man *Fragen empfindet*, unter meinen Studienpartner_innen größerer und unproblematischerer Konsens besteht, als bei der Frage, welche Adjektive als negativ gewertet werden. Nachfolgende Forschung könnte meine gesetzten *cuts* wiederum problematisieren und meine Selbstverständlichkeiten in Frage stellen. Hier stelle ich zunächst die Praktik in Frage, daraus, dass bestimmte Adjektive von bestimmten Gruppen in bestimmten Fragebögen als *negativ* eingeschätzt werden, zu schließen, dass meine Studienpartner_innen diese Adjektive als negativ empfinden. Üblicherweise legen Psycholog_innen Studienpartner_innen Listen von Adjektiven zur Einschätzung vor, um festzulegen, welche sie in Folgestudien als *kulturell negativ bewertet* u. a. verwenden. Tatsächlich handelt es sich hier – weil es keine *Operationalisierung* von *negativ* oder *dubios* gibt (vgl. Kap. 4.2.3) – lediglich um die Feststellung eines Zusammenhanges zwischen zwei konkreten Antwortverhalten.

Ich wähle Adjektive, die situativ als positive oder negative Beschreibungen empfunden werden können. Dabei gehe ich davon aus, dass diese Einschätzung inter-individuell, situativ intra-individuell und auch in Abhängigkeit davon, worauf sich ein Adjektiv bezieht, variiert. Daher soll keine Aussage über Positivität oder Negativität der Bewertungen getroffen werden. Es werden lediglich sieben Eigenschafts-Dimensionen ausprobiert, auf denen die Studienpartner_innen je auf einer 7-stufigen Likert-Skala angeben sollen, wie sie die jeweilige Geschlechtsabfrage empfinden. Dabei habe ich versucht, jeweils Gegensatzpaare zu finden – wobei nicht vorauszusetzen ist, dass die Studienpartner_innen dies ebenso empfinden. Die

Paare lauten: unseriös-seriös, interessiert-oberflächlich, befremdlich-angenehm, menschenfreundlich-menschenverachtend, engstirnig-weltoffen, realitätsnah-realitätsfern, sachlich-unsachlich. Außerdem wird die offene Frage gestellt: „Die Fragen wirken außerdem:“, worauf die Studienpartner_innen mit einem Freitext antworten können.

Die Wahl von Likert-Skalen mit bestimmten Bezeichnungen wie „unseriös“ und „oberflächlich“ stellt hier *keine* Operationalisierung in dem Sinne dar, dass diese Adjektive Indikatoren für den Sachverhalt *als-dubios-empfinden* wären. Vielmehr werden Adjektive ausprobiert und erprobt, ob die Zustimmung zu jenen systematisch von der Frageform nach Geschlecht und/ oder der Reihenfolge mitbeeinflusst wird.

Die Richtung einer solchen Herstellungs-Hypothese würde aus der genauen Betrachtung der *agential* schneidenden Konfigurationen entstehen. Aus Kenntnis über lokal und temporär wirkende Heteronormativität, die eine geschlechtliche Kategorisierung hin zur Binarität beschränkt, könnten Richtungen für jede Herstellungs-Hypothese jeder Adjektiv-Einschätzungs-Dimension gebildet werden. Ohne hinreichendes Vorwissen über situative Intra-aktionen haben wir jedoch kaum Anhaltspunkte für Generierung von Hypothesenrichtungen. Hier soll mangels Vorwissen über dieserorts potentiell wirkende Konfigurationen (neben Heteronormativität) aus *ARqE*-Perspektive zunächst ungerichtet getestet werden, auch wenn ich spekulierende Annahmen äußern kann.

Unterschiedshypothesen teste ich – mangels Vorwissen aus *ARqE*-Perspektive – zunächst ungerichtet. Zusätzlich kann ich jedoch in einem zweiten Schritt Vermutungen über wirkende Intra-aktionen auf Basis einer heteronormativen Prägung unserer aktuellen Kultur verwenden und sehen, ob sich die u. a. dadurch vorhergesagten Richtungen der Unterschiede realisieren lassen.

Für die sieben Dimensionen werden also zusätzlich die folgenden spezifizierenden Thesen aufgestellt:

- Weil unsere aktuelle Kultur heteronormativ geprägt ist, wird die binäre Frageform als *seriöser* als die nonbinäre markiert.
- Durch die Bereitstellung von mehr Antwortalternativen evoziert die Dimension interessiert-oberflächlich die Beurteilung der nonbinären Frage als *interessierter* als die binäre Frageform.
- Aufgrund der Bekanntheit und Gewöhnung wird die binäre Frageform eher als *angenehm* als die nonbinäre markiert.
- Aufgrund der Bereitstellung von mehr Antwortalternativen, die die klassisch binären nicht ausschließen, wird die nonbinäre Frageform als *menschenfreundlicher* als die binäre markiert.
- Aus demselben Grund wird die binäre Frageform als weniger *weltoffen*, als die nonbinäre markiert.
- Aufgrund der heteronormativen Prägung unserer Kultur wird Geschlechterbinarität als gegeben erachtet und die binäre Frageform als *realitätsnäher* als die nonbinäre markiert.
- Analog zur Seriosität wird die binäre Frageform als *sachlicher* als die nonbinäre markiert.

Selbst wenn sich das Ergebnis realisieren lässt, dass die binäre Frageform durch diese Konfigurationen des Fragebogens als realitätsnäher als die nonbinäre eingestuft würde, muss die entscheidende mitbestimmende Intraaktion nicht die vermutete *heteronormative Prägung unserer Kultur, aufgrund derer Geschlechterbinarität als gegeben erachtet wird* sein. Vielmehr ist diese Vermutung eine, an der sich nachfolgende Studien orientieren könnten. Zunächst ist lediglich die Realisationsmöglichkeit auf dem Prüfstand.

Um den Fragebogen ähnlich zu einem in den Sozialwissenschaften üblichen zu machen, wird darin nicht nur nach Geschlecht von Studienpartner_innen gefragt, sondern auch nach anderen als "major demographic characteristics" (APA, 2010, S. 29) bezeichneten Personvariablen: "age; (...) ethnic and/or racial group; level of education; socioeconomic, generational

or immigrant status, (...)” (APA, 2010, S. 29). Aus queertheoretischer Sicht ist jedoch die unproblematisierte Reproduktion solcher Konstrukte als aussagefähige einzelne Variablen kritisch zu sehen. Aus einer queeren Perspektive ist es problematisch, wenn ein wissenschaftlicher Fragebogen den Studienpartner_inne_n vermittelt, dass durch die Frage nach der Muttersprache ein wissenschaftlich erklärungsrelevantes Konzept erfasst würde. Diese Frage wird in psychologischen Studien nicht selten dazu verwendet, die Daten jener, die als Muttersprache nicht die des Fragebogens angeben, aus der Analyse auszuschließen. Dieses Vorgehen wird damit begründet, dass jene die Fragen und deren Konnotationen möglicherweise nicht korrekt verstehen würden. Eine aus queertheoretischer Sicht akzeptable Begegnung dieser Forscher_innen-Befürchtung wäre, die Studienpartner_innen zu fragen, wie gut sie die Fragen der Studie verstehen. Dies lässt die Option offen, die Daten derer, die einen bestimmten Grad an Verständnisschwierigkeiten angeben, nicht in die Datenanalyse einzubeziehen; gleichzeitig schreibt das Vorgehen den Studienpartner_inne_n Kompetenz zu, diesen Punkt selbst beurteilen zu können, statt das Kriterium für den Verständnisgrad von extern an Drittvariablen festzumachen. Solche Überlegungen sind aus ARqE-Perspektive für jede der vermeintlichen *major demographic characteristics* anzustellen.

In einer Studie, die Aussagen über lokal relevante, soziale Kategorien machen möchte – wie zum Beispiel *als Frau kategorisierte Personen* –, könnten diese weiteren sozialen Kategorien wichtig werden, um die eigentlich interessierende Kategorie intersektional zu betrachten. Im vorliegenden Fall werden nur mehrere Antwortverhalten innerhalb der gleichen Stichprobe in Zusammenhang gebracht. Die Intersektionalität von Gruppenzugehörigkeiten wäre erst dann zu bedenken, wenn von der befragten Stichprobe auf eine angenommene Population verallgemeinert werden sollte. Diese Generalisierung wird hier nicht unternommen (siehe untenstehender Abschnitt der Interpretation ab Seite 226). Dass es sich aber insgesamt nur um lokal und temporär gültige Konzepte handelt versteht sich von selbst.

Um die klassische Frageform nach Alter, Geschlecht, Staatsangehörigkeit, Mutterprache den Studienpartner_inne_n nicht alleinstehend und unproblematisiert zu präsentieren, nimmt der Fragebogen auch alternative, queertheoretisch kompatiblere Frageformen auf. Wieder sollen aus ethischen Gründen alle Studienpartner_innen alle Fragen vorgelegt bekommen, damit nicht eine Stichprobe nur die queertheoretisch problematischen erhält.

Auch hier könnten solche Erklärungen bei Voraussetzung der ARqE-Perspektive als bekannt wegfallen. Analog wird in klassischen Studien auch nicht jedes Mal die klassische Forschungslogik erklärt. Hier dienen diese Erklärungen der momentanen Verständlichkeit. Im folgenden Abschnitt zeigt sich, dass aus ARqE-Perspektive als relevant erachtet wird, mit welchem Material die Studienpartner_innen konfrontiert werden. Auch hier ist die Gestaltung der Frage sehr wahrscheinlich eine Ergebnis-mitbestimmende Konfiguration.

Bezüglich des Alters ist aus queertheoretischer Sicht die Position naheliegender, dass Alter keine entscheidende alleinstehende PersonenvARIABLE mit bestimmten Konsequenzen ist, sondern dass kultureller Umgang sogenannte Altersphänomene moderiert. Wenn eine ältere Person die Handhabung moderner Technik schwierig findet, liegt dies demnach nicht direkt am Alter, sondern daran, wie Gesellschaft Strukturen gestaltet, und daran, dass moderne Technik so gemacht ist, dass ältere Menschen sie tendenziell schlechter handhaben können als jüngere. Aus queertheoretischer Perspektive ist viel weniger relevant, wie alt eine Person kalendarisch ist, als dass sie durch kulturelle Handlungen jung, *normal* oder alt gemacht wird. Entsprechend würde ein queerinformierter Fragebogen nicht nach dem Alter fragen, sondern nach den Faktoren, die kulturell Alter zu einer intelligiblen Variable machen. Ein solche Frage könnte z. B. lauten: „Wodurch werden Sie kulturell so jung/alt gemacht, wie Sie gemacht werden?“ Allerdings ist anzunehmen, dass Personen unserer heteronormativ geprägten Kultur ohne queertheoretische Bildung diese Frage nicht ohne Weiteres im queertheoretisch intendierten Sinne verstehen würden. Als Alternative werden hier folgende Fragen erprobt: „Fällt Ihnen Ihr Alter im Alltag auf?“

und anschließend „Warum, denken Sie, ist das so?“ Als wünschenswert erachte ich, wenn Menschen durch diese Fragen dazu gebracht werden, darüber nachzudenken, warum ihnen ihr Alter im Alltag auffällt oder nicht, und wenn sie dadurch möglicherweise auf die Idee kommen, dass es ihnen auffällt, weil sie gesellschaftlich *unnormalisiert* werden, bzw. dass es ihnen nicht auffällt, weil sie *normalisiert* werden. Wiederum ist es allerdings – wie bei der versuchten Realisierung von Geschlechterdiversität – nicht allzu wahrscheinlich, dass zwei kurze Fragen den übrigen (und üblicheren) Konfigurationen entgegenwirken können. Viel wahrscheinlicher ist, dass die meisten Studienpartner_innen – wie gewohnt – das Auffallen oder Nicht-Auffallen auf sich selbst zurückführen und nicht auf den Kontext. Sie werden vermutlich antworten, dass es ihnen beispielsweise nicht auffällt, weil sie noch nicht zu alt *sind*, bzw. dass es ihnen auffällt, weil sie alt *sind*. Möglicherweise werden nur jene, die sich normal fühlen, aber in Deutschland nicht den altersmäßig Normalisierten entsprechen, eine Ausgrenzung angeben können. So könnten sich beispielsweise 17- und 18-Jährige des großen Qualitätssprungs der Volljährigkeit bewusst sein, obwohl die gefühlten Veränderungen als klein wahrgenommen werden. Sie könnten vermutlich eher benennen, dass nicht das Alter als Personenvariable etwas bewirkt, sondern nur⁷⁶ in einer Interaktion (bzw. Intra-aktion) mit gesellschaftlichen Zuschreibungen.

Durch die Aufnahme von alternativen Frageformen zu den Konstrukten Alter, Sprachkenntnisse, Gruppenzugehörigkeit, sozioökonomischer Status und Religionszugehörigkeit, soll den Studienpartner_inne_n im hier verwendeten Fragebogen vorgeführt werden, dass sozialwissenschaftliche Fragen auch anders als in klassischer Weise gestellt werden können – auch wenn nicht zu erwarten ist, dass dies sogleich entselbstverständlichende Auswirkungen hätte. Aus ökonomischen Gründen werden in dieser Studie keine weiteren Phänomenrealisierung (wie *Entselbstverständlichung*) ver-

⁷⁶ In einigen anderen Fällen ist Alter nur eine Trägervariable (vgl. Trautner, 1992), in denen der Effekt gar nicht vom eigentlichen Alter abhängt, sondern z. B. von der Sozialisation einer bestimmten Alterskohorte (Beispiel: Menschen bestimmten Alters sind nicht mit Facebook aufgewachsen).

sucht und die Aufnahme der alternativen Frageformen dient eher der Anregung, sich in zukünftigen Studien kritischer mit *major demographic characteristics* zu beschäftigen. Ebenso aus ökonomischen Überlegungen heraus platziere ich nicht jede Frage im Kontext jeder anderen. Stattdessen beinhaltet der Fragebogen einen Block mit klassisch formulierten Fragen inklusive der binären Geschlechtsabfrage und einen Block mit alternativ formulierten Fragen inklusive der nonbinären Geschlechtsabfrage.

Döring (2013) äußert die Befürchtung, dass durch eine ungewöhnliche Geschlechtsabfrage die ganze Studie für dubios befunden werden könnte. Ich werfe die Frage auf, welche Einschätzungen dieser einzelnen Frage – im Vergleich zu den anderen des Fragebogens – realisiert werden können. Ist es möglich, die Antwort zu realisieren, dass die nonbinäre Geschlechtsabfrage als besonders eigenartig eingeschätzt wird? Die Gewöhnlichkeit der binären Geschlechtsabfrage in unserer aktuellen Kultur könnte nachfolgende *cuts* mitbestimmen. Auf den oben beschriebenen Nachfragen per Likert-Skalen könnte die binäre Geschlechtsfrage als noch seriöser eingestuft werden als der Block, der Fragen nach Einkommen und Religionszugehörigkeit beinhaltet, während eine ungewohnte Geschlechtsabfrage in demselben Vergleich als noch unseriöser eingestuft werden könnte. Ich sage eine Interaktion dieser Richtung auf der Dimension Seriösität voraus. Auch die anderen Adjektiv-Skalen sollen zur Anwendung kommen, wobei hier ungerichtet getestet wird. Es soll also eine Hälfte der Studienpartner_innen die Adjektiv-Skalen in Bezug auf den ganzen vorangehenden Fragenblock beantworten und die andere Hälfte nur in Bezug auf die Geschlechtsabfrage. Da mir diese unterschiedliche Konfrontation der Studienpartner_innen queertheoretisch unproblematisch erscheint, kann diese Bedingung interindividuell variieren um nicht – wie bei einer intra-individuellen Variation – die Studienpartner_innen auf diesen Unterschied aufmerksam zu machen und dadurch womöglich einen weiteren *agential cut* zu evozieren.

Das Gesamtdesign sieht aus wie folgt: Die Frage nach der geschlechtlichen Selbstkategorisierung wird jeder_jedem Studienpartner_in einmal klassisch binär und zweimal nonbinär formuliert gestellt, wobei sich im nonbinären

Fall die erste dieser Fragen auf die jetzige und die zweite auf die häufigste Selbstkategorisierung der letzten Jahre bezieht. Beide Geschlechtsabfrageformen finden sich im Kontext der Abfrage weiterer von der APA als *major demographic characteristics* verstandenen Konstrukte wie Alter, sozioökonomischer Status und Religion. Damit ergeben sich ein Block klassisch formulierter Fragen und ein Block alternativ formulierter Fragen. Nach diesen Blöcken beantworten die Studienpartner_innen jeweils die Likert-Skalen zur Bewertung der vorherigen Frage(n), wobei die Hälfte der Studienpartner_innen dies für den gesamten vorherigen Fragenblock beantworten soll (im Folgenden „Bezug alle“), und die andere Hälfte nur für die Geschlechtsabfrage(n) (im Folgenden „Bezug G“). Die Reihenfolge der (klassischen und alternativen) Blöcke ist für eine Hälfte der Studienpartner_innen *erst klassisch, dann alternativ* (im Folgenden „Rf kl_alt“) und für die andere Hälfte *erst alternativ, dann klassisch* (im Folgenden „Rf alt_kl“).

Empirisch erwarte ich vorführen zu können, dass in den Antworten der Studienpartner_innen auf die nonbinäre Geschlechtsabfrage mehr Geschlechtervarianz zu finden ist als in den Antworten auf die binäre Frageform. Darüberhinaus könnte dieses Ergebnis von der Reihenfolge abhängen. Außerdem könnte die nonbinäre Frageform bezüglich bestimmter Adjektive anders eingestuft werden als die binäre Frageform. Im zweiten Schritt sollen bezüglich der Adjektiv-Zustimmung auch gerichtete Hypothesen betrachtet werden. Des Weiteren sollte die nonbinäre Geschlechtsabfrage als unseriöser als der gesamte alternative Fragenblock bewertet werden, aber die klassische Geschlechtsabfrage als seriöser als der gesamte klassische Fragenblock.

Um eine Stichprobe zu erhalten, die queertheoretisch nicht besonders vorgebildet ist – bzw. wie Döring es nennt: „eine wenig sensibilisierte Zielgruppe“ (Döring, 2013, S. 103) – wurde der Fragebogen im April 2014 an Fußgänger_innen eines belebten öffentlichen Ortes (Kölner Rheinpromenade⁷⁷) ausgeteilt. Kinder wurden als Studienpartner_innen ausgeschlos-

⁷⁷ Obwohl in Köln eine umfangreiche Lesben- und Schwulenszene existiert (vgl. Wikipedia, 2016), ist vom Publikum an der Rheinpromenade keine besondere queertheoretische Prägung anzuneh-

sen, damit sie das Konzept der geschlechtlichen Selbstkategorisierung nicht wiederholen. Alle Studienpartner_innen wurden informiert, dass es sich um einen Fragebogen für eine Doktorarbeit handelt. Als Dankeschön für die Beteiligung erhielten die Studienpartner_innen einen Schokoladenriegel. Da die Beschreibung der Studie – dass es darum geht zu erfahren, wie Fragebögen auf Menschen wirken – der Wahrheit entsprach, gab es keine gesonderte Aufklärung nach Beendigung der Studie. Doch jede_r Studienpartner_in hatte die Möglichkeit, ihre_seine Kontaktdaten auf einem separaten Formular zu hinterlassen, um die Ergebnisse der Studie zu erfahren.

5.3 Ergebnisse

Hier wird für die einzelnen Ergebnismuster der Dreischritt *Ergebnisse – Interpretation – Diskussion* vorgeschlagen, sodass zunächst ein realisiertes Ergebnis sehr technisch besprochen werden kann, danach eine Interpretation vorgeschlagen wird und in der Diskussion weitere Implikationen der Interpretationen diskutiert werden.

Es wurden 100 Fragebögen an Personen ausgegeben, die sich zunächst bereit erklärten, den Fragebogen auszufüllen. Die einzig intendierte Fremdkategorisierung der Studienpartner_innen durch die Studienleitung bezog sich darauf, keine Kinder anzusprechen. Eine Person brach das Ausfüllen mit der Begründung ab, dass die Fragen zu persönlich seien. Nicht in die Analyse aufgenommen wurden die Daten von Studienpartner_innen, die die Frage, wie gut sie die Fragen des Bogens verstehen, entweder nicht beantwortet (3 Personen) oder als erheblich angenommene Verständnisprobleme angegeben hatten (auf der Skala entsprach 1 einem problemlosem Verständnis, 7 Verständnisproblemen; als erhebliche Ver-

men. Hier würde „queer“ von den meisten – wenn überhaupt – allenfalls als identitätslogisches *Synonym* für „lesbisch, schwul oder bisexuell“ verstanden werden.

ständnisprobleme wurde ein Ankreuzen in der Mitte der Skala oder darüber hinaus – d. h. > 3 – festgelegt).

Statt den Ausschluss aus der Analyse über die Muttersprache zu regulieren, wird hier die Frage verwendet, ob die Studienpartner_innen die Fragen des FB problemlos verstehen. Dadurch wird versucht, das eigentlich interessierende Kriterium – die Konnotationen des Fragebogens im Sinne der/des Forschenden zu verstehen – abzufragen und nicht von der Drittvariable Muttersprache abzuleiten, dass alle Deutsch-Muttersprachigen die Konnotationen problemlos verstehen und alle Nicht-Deutsch-Muttersprachigen diese nicht verstehen würden.⁷⁸

In die Analyse gingen die Daten von 94 Studienpartner_innen ein, die sich wie folgt auf die Bedingungen verteilen: $N_{Rfkl_alt, Bezug\ alle} = 25$, $N_{Rfkl_alt_kl, Bezug\ alle} = 23$, $N_{Rfkl_alt, Bezug\ G} = 22$, $N_{Rfkl_alt_kl, Bezug\ G} = 24$.

Form der Geschlechtsabfrage

Die klassische binäre Abfrage produzierte Antworten (mit), die zu 100% im binären Schema verblieben, das heißt alle Antworten lauten entweder „weiblich“ oder „männlich“.

Eine solche Formulierung sollte charakteristisch für die ARqE werden. Absichtlich wird nicht konstatiert, dass „keine der Studienpartner_innen das binäre Antwortschema verlassen hat“, um die Ursache des Ergebnisses nicht zu sehr in den Studienpartner_innen zu lokalisieren. Aus ARqE-Perspektive führt eine Vielzahl von *agentials cuts* die zu einer Realisierung. Somit ist es passender, die Ursache in der Gesamtkonfiguration zu lokalisieren. Genau genommen sollte sogar der Zusatz „in diesem Fragebogen, der von jener Stichprobe zu jener Zeit an jenem Ort beantwortet wurde“ beigefügt werden. Da die Zeitlichkeit und Lokalität in der ARqE jedoch stets betont wird, wird hier darauf verzichtet. Es wird außerdem die Vergangenheitsform verwendet, um nicht mit der Gegen-

⁷⁸ 8 Personen haben als alleinige Muttersprache eine andere als ‚Deutsch‘ angegeben und trotzdem auf der Verständnisskala eine 1 oder 2 (problemloses Verständnis) angekreuzt. Die Daten jener würden in einer klassischen Studie wahrscheinlich aus der Analyse entnommen. 4 weitere Personen hatten neben Deutsch eine weitere als Muttersprache angegeben – alle davon gaben eine 1 auf der Verständnisskala an. Andersherum gab eine_r von den beiden, die Unverständnis markierten, Deutsch als Muttersprache an.

wartsform zu implizieren, dass das Beschriebene immer so sei. Es ist jedoch wünschenswert, dass zukünftig nach weiteren bzw. treffenderen situierenden Formulierungen gesucht wird.

Es wäre denkbar gewesen, dass die alternative Abfrageform – zumindest in der Reihenfolgenbedingung, in der die nonbinäre Abfrage vor der binären erfolgt – fördert, dass Studienpartner_innen in der binären Abfrageform die vorgegebenen zwei Kästchen missachten und z. B. ein drittes hinzumalen. Dies geschah in keinem Fall. Auch wurde die Beantwortung dieser binären Frage nie ausgelassen.

Die Antworten auf die alternative Geschlechtsabfrage habe ich folgendermaßen quantifiziert. Das Kontinuum wurde in drei gleich große Bereiche eingeteilt und zunächst vermerkt, ob ein_e Studienpartner_in sein_ihr Kreuz auf den als weiblich bezeichneten Punkt (1) setzt, in das erste Drittel des Kontinuums nahe „weiblich“ (2), in das mittlere Drittel (3), in das dritte Drittel nahe „männlich“ (4), oder auf den als männlich bezeichneten Punkt (5), oder ob die_der Studienpartner_in die Alternative „weder noch“ (6) ankeuzte. Alle Antworten, in denen nicht direkt der als weiblich oder der als männlich bezeichnete Punkt markiert wurde (2, 3, 4 und 6), wurden als geschlechterdiverse Antwort gezählt. Wurde exakt der als weiblich bezeichnete (1) oder der als männlich bezeichnete Endpunkt (5) angekreuzt, wurde diese Antwort als „verbleibt in Binarität“ gewertet.

Zugegebenermaßen impliziert der Ausdruck „verbleiben“ eine Bewegungsrichtung (und wird ggf. als wertend empfunden). Ich wähle den Ausdruck dennoch, da Geschlechterbinarität in einer heteronormativ geprägten Gesellschaft der gängige Zustand ist und eine nonbinäre Antwort das darin Untypische darstellt. Jedoch wird im Text auch darauf geachtet, dass von Antworten und nicht von Personen die Rede ist, um nicht die Personen zu essentialisieren.

Auf der alternativen Geschlechtsabfragedimension bezüglich „jetzt“ keuzten insgesamt 45 Personen (47,9 %) eine von mir als geschlechterdivers kategorisierte Antwort an. Eine Person gab keine Antwort. Die Antworten von 48 Personen (51,1 %) verblieben in der Binarität. Bei der

Selbstkategorisierung bezüglich „der letzten Jahre“ wählten insgesamt 46 Personen (48,9 %) eine geschlechterdiverse Antwort und die Antworten von 48 Personen (51,1 %) verblieben in der Binarität. Die Antworten von 45 Personen (47,9 %) blieben bei beiden alternativen Geschlechtsabfragen in der Binarität und die Antworten von 42 Personen (44,7 %) wurden beide Male als geschlechterdivers kategorisiert. Bei den Antworten von 6 Personen (6,4 %) war nur eine der zwei Antworten binär und die andere geschlechterdivers. Fast die Hälfte der befragten Studienpartner_innen wählten also auf diesen alternativen Geschlechtsabfragen Antworten, die als geschlechterdivers kategorisiert wurden. Von den 45 Personen, die bezogen auf „jetzt“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, kreuzten 17 Personen im ersten Drittel nahe weiblich an, 5 im mittleren Drittel des Kontinuums, 14 im dritten Drittel nahe männlich und 8 „weder noch“. Eine Person kreuzte die Mitte des Kontinuums und das „weder noch“ an. Von den 46 Personen, die bezogen auf „in den letzten Jahren meistens“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, kreuzten 20 Personen im ersten Drittel nahe weiblich an, 7 im mittleren Drittel des Kontinuums, 13 im dritten Drittel nahe männlich und 5 „weder noch“. Eine Person schrieb „sowohl als auch“ auf das Kontinuum und kreuzte zusätzlich „weder noch“ an.

Die Nennung von quantitativen Ergebnissen kann nahezu wie in klassisch experimentalpsychologischen Studien geschehen, jedoch ist aus ARqE-Perspektive darauf zu achten, nicht schon Ergebnisursachen in den Studienpartner_innen zu lokalisieren. So darf nicht von „geschlechterdiversen Personen“ gesprochen werden, sondern von „den Personen, die bezogen auf XYZ eine geschlechterdiverse Antwort gaben“.

Form der Geschlechtsabfrage und Reihenfolge

Zunächst kann ich auch aus ARqE-Perspektive die Realisierung von bestimmten Antworten und Antwortmustern benennen. Im Abschnitt 4.2.3 habe ich andiskutiert, dass bestimmte Tests zur Prüfung einer Unterschiedshypothese auch aus Perspektive der ARqE angewendet werden können. Der Unterschied besteht darin, dass nicht von der Existenz eines wahren Wertes ausgegangen wird, und dass die Streuung, die bei Messwiederholungen in der Regel entsteht,

nicht als Indikatorin zufälliger Messfehler verstanden wird, sondern als Ausdruck der zugehörigen Varianzmöglichkeiten – oben als Realisierungsraum bezeichnet. Die Anwendungslogik für einen Signifikanztest – entscheiden zu wollen, ob ein Wert mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zu einer bestimmten Verteilung gehört – bleibt bestehen. Wenn wir also davon ausgehen, dass die – durch die spezielle Studienkonfiguration an dem Ort und in der Zeit mit allen Zusammenhängen, in denen sie durchgeführt wurde – platzierten *agential cuts* aus einem größeren Möglichkeitsraum Realisierungen *herausschneiden* bzw. Ergebnisse materialisieren, dann prüft ein solcher Test, ob ein gesetzter *cut* – im Sinne von lokal kausal – wahrscheinlich wirkungsvoll war oder nicht. In unserem konkreten Beispiel gehe ich davon aus, dass die durch den Fragebogen gesetzten (zusammen mit den gesellschaftlich und situativ bestehenden) *cuts* wirken und auf dem nonbinären Antwortformat mehr nonbinäre Antworten produzieren – nämlich 45 nonbinäre zu 48 binären Antworten – als auf dem binären Antwortformat – nämlich 0 nonbinäre zu 94 binären Antworten. Ich kann nun testen, ob auch der *agential cut* der Reihenfolge für die nonbinäre Antwortenproduktion wirkungsvoll ist.

Um festzustellen, ob die Anzahl der geschlechterdiversen Antworten mit der Reihenfolge zusammenhängt, wurde je ein Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstest für die beiden alternativen Geschlechtsabfragen gerechnet.

Der Anteil der Personen, die für „jetzt“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, unterschied sich in Abhängigkeit von der Reihenfolge, $\chi^2(1, N = 93) = 5.68, p = .017$. Ebenso unterschied sich der Anteil der Personen, die für „die letzten Jahre“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, in Abhängigkeit von der Reihenfolge, $\chi^2(1, N = 93) = 4.26, p = .039$. Bei der Frage bezüglich „jetzt“ waren in der Reihenfolge „klassisch-alternativ“ deutlich mehr Antworten ($n_1 = 28$) geschlechterdivers, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 18$), während in der Reihenfolge „alternativ-klassisch“ deutlich weniger Antworten ($n_1 = 17$) geschlechterdivers waren, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 30$). Auch bei der Frage bezüglich der „letzten Jahre“ waren in der Reihenfolge

„klassisch-alternativ“ deutlich mehr Antworten ($n_1 = 28$) geschlechterdivers, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 19$), während in der Reihenfolge „alternativ-klassisch“ deutlich weniger Antworten ($n_1 = 18$) geschlechterdivers waren, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 29$). Auch zusammengenommen hing also die Anzahl der Antworten, die mindestens einmal über die Binarität hinaus gingen, von der Reihenfolge ab ($\chi^2(1, N = 94) = 7.21, p = .007$).

Bewertung der Fragen

Zunächst wurde geprüft, ob die Bewertung auf den Likert-Skalen *je nach Bezug* (nur auf die Geschlechterfrage/n vs. auf den ganzen Frageblock) variiert, möglicherweise in zusätzlicher Abhängigkeit von der Frageform bzw. der Reihenfolge.

Auch die Varianzanalyse halte ich trotz der prinzipiellen Annahme der ARqE, dass die Streuung von einzelnen *Mess*-Werten zum *relatum-within-relations* dazugehört, für weiterhin geeignet. Mit ihrer Hilfe kann auch hier, trotz Annehmen eines Realisierungsraumes, der Einfluss spezifischer Konfigurationen (als *unabhängige Variablen*) geprüft werden. Nichtsdestotrotz ist für die Zukunft zweifellos eine genaue Diskussion der einzelnen Voraussetzungen und weiteren Annahmen solcher Tests aus Perspektive der ARqE vonnöten.

Die Varianzanalysen über den Faktor „Frageart“ (binär oder nonbinär) und den messwiederholten Faktor „Bezug“ inklusive des Faktors „Reihenfolge“ als Kovariate zeigten keinen Einfluss des Faktors Bezug auf die Bewertung, auch nicht in Form einer Interaktion zwischen den Faktoren Bezug und Frageform. Lediglich für die Skala „menschenfreundlich“ zeigte sich eine (zudem effektschwache) Tendenz, dass die Geschlechterfragen (klassisch binär wie alternativ nonbinär formuliert) menschenfreundlicher als der jeweilige gesamte Fragenblock bewertet wurden. Das Signifikanzniveau von 5 % wurde jedoch nicht unterschritten ($F(1, 82) = 3.218; p = .076; part.Eta^2 = .038$). Gemäß dieses Ergebnisses des Signifikanztests muss also von Zufälligkeit ausgegangen werden, auch wenn das deskriptive Muster bei der Bewertungsdimension „seriös“ dem in der zweiten Überlegung vorherge-

sagten Muster entspricht: Die alternative Geschlechtsabfrage wurde als weniger seriös angegeben, als der gesamte alternative Fragenblock, während die klassische Geschlechtsabfrage als seriöser als der gesamte klassische Fragenblock angegeben wurde ($F(1, 86) = 1.916$; $p = .170$; $part.Eta^2 = .022$). Ich bleibe also bei der Nullhypothese, dass der Bezug keinen Unterschied für die Beantwortung auf den Likert-Skalen macht – die Geschlechterfrage also nicht als wesentlich unseriöser als der ganze Fragenblock angegeben wurde und sich auch bezüglich der Reihenfolge als Kovariate hier keine unterschiedliche Markierung zeigte. *In Folge dessen wurden die Daten nicht weiterhin nach dem Bezug der Bewertungsfragen differenziert.*

Abgesehen von der Dimension „menschenfreundlich-menschenverachtend“, ergaben die t -Tests für abhängige Stichproben für alle anderen Bewertungsfragen, dass die alternative Frageform signifikant anders als die klassische beantwortet wurde (p 's < .05). Nach Bonferroni-Korrektur des Alpha-Fehler-Niveaus muss man jedoch einschränken, dass sich auf der Dimension „engstirnig-weltoffen“ nur eine Tendenz abzeichnete ($p = .033$), ebenso auf der Dimension „realitätsnah-realitätsfern“ ($p = .047$); die anderen Dimensionen zeigten trotz Alphafehlerkorrektur signifikante Unterschiede (alle p 's < .007). Die Unterschiede zeigten sich außerdem in den (im zweiten Schritt überlegten) spekulierten Richtungen:

- Die klassische Frageform wurde als seriöser ($M = 5.4$; $SD = 1.643$) als die alternative ($M = 4.1$; $SD = 1.790$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde eher als oberflächlich ($M = 4.14$; $SD = 1.856$), die alternative eher als interessiert ($M = 3.23$; $SD = 1.796$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde eher als angenehm ($M = 4.62$; $SD = 1.511$), die alternative eher als befremdlich ($M = 3.59$; $SD = 1.643$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde als weniger weltoffen ($M = 4.33$; $SD = 1.641$) als die alternative ($M = 4.79$; $SD = 1.496$) bewertet.

- Die klassische Frageform wurde als realitätsnäher ($M = 2.71$; $SD = 1.590$) als die alternative ($M = 3.15$; $SD = 1.703$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde als sachlicher ($M = 2.22$; $SD = 1.528$) als die alternative ($M = 3.51$; $SD = 1.852$) bewertet.

Die Effektstärken sind für die Dimensionen „unseriös-seriös“, „interessiert-oberflächlich“, „befremdlich-angenehm“ und „sachlich-unsachlich“ als groß zu bewerten (alle $part.Eta^2$ zwischen .15 und .33). Für die Dimensionen „engstirnig-weltoffen“ ($part.Eta^2 = .054$) und „realitätsnah-realitätsfern“ ($part.Eta^2 = .044$) zeigten sich eine mittlere bzw. kleine Effektstärke.

Auf das mit einem Freitext zu beantwortende Item „Die Fragen wirken außerdem:“ wurde nur gelegentlich geantwortet. Mangels einer genügenden Anzahl von Antworten fand hier keine Analyse der wenigen Kommentierungen statt.

5.4 Interpretation

Aus Perspektive der ARqE muss hervorgehoben werden – hier durch den Dreischritt Ergebnisse-Interpretation-Diskussion versucht –, dass die Ableitungen von Aussagen aus der Betrachtung von Daten Interpretationen sind. Gerade hier lokalisiert Teo (2008, 2010) das Einsetzen von *epistemologischer Gewalt*, wenn Interpretationen nicht als solche expliziert werden, sondern stattdessen als neutrale Ableitungen dargestellt sind, auch wenn sie bestimmten Setzungen (z. B. was als normal gilt oder wer als erklärungsbedürftig begriffen wird) folgen. Daher wird hier nach der Darstellung der quantitativen Ergebnisse der Abschnitt Interpretation von einer Diskussion getrennt. Insgesamt wird darauf zu achten versucht, ein temporäres und lokales Phänomen zu beschreiben.

Es ließ sich mit dem eingesetzten Fragebogen bei der angesprochenen Stichprobe empirisch herstellen, dass die hier verwendete alternative Ge-

schlechtsabfrage eine größere Geschlechtervielfalt bei der Selbstkategorisierung hervorrufen konnte.

Hier wird absichtlich die Formulierung mit „können“ verwendet, um zu betonen, dass dies ein temporäres und lokales Ereignis ist.

Weiterhin wirkte sich die Reihenfolge von verschiedenen Formen der Geschlechtsabfrage auf die Geschlechtervielfalt in den Antworten aus. Wurde zuerst auf einem binären Schema die geschlechtliche Selbstkategorisierung vorgenommen, dann wurde danach auf dem angebotenen Kontinuum von mehr Menschen eine Antwort gegeben, die das binäre Schema verlässt, als wenn die geschlechtliche Selbstkategorisierung zuerst auf dem Kontinuum vorgenommen wurde.

Geschlecht wurde im Kontext anderer, traditionell als relevant erachteter Personmerkmalen abgefragt. Da Geschlechterbinarität ein aktuell so dominantes Konstrukt ist, wurde der These nachgegangen, dass die alternative Geschlechtsabfrage unter den anderen alternativen Fragen als *noch unseriöser* als der gesamte alternative Fragenblock angegeben wird, bzw. weil die binäre Geschlechtsabfrage so herkömmlich ist, hätte sie als *noch seriöser* angegeben werden können, als der gesamte klassische Fragenblock. Dies ließ sich empirisch nicht herstellen, alle – deskriptiven und zudem sehr kleinen – unterschiedlich anmutenden Ergebnisse scheinen zur gewöhnlichen Varianz (Realisierungsraum) dieser Konfiguration zu gehören.

In einer klassischen Studie würde dies als *zufällige Varianz* bezeichnet werden.

Wenn Frageformen einen Unterschied auf den Bewertungsskalen hervorriefen, galt dies gleichermaßen für die Geschlechtsabfrage wie für den gesamten Fragenblock. So wurde(n) die klassische(n) Frageform(en) als seriöser, oberflächlicher, angenehmer, weniger weltoffen, realitätsnäher und sachlicher als die alternative Frageform bewertet.

Form der Geschlechtsabfrage

Die Konstellationen des Fragebogens in der benannten Gesellschaft am genannten Ort konnten eine geschlechtliche Selbstkategorisierung evozieren, die das klassische Binärschema *weiblich-oder-männlich* verließ. Obwohl Kenntnisse der *Queer Theory* in der befragten Stichprobe nicht erfragt wurden, gehe ich aufgrund des Ortes, an dem die Daten erhoben wurden, davon aus, dass diese Stichprobe als heteronormativ geprägt anzunehmen ist, wie dies für den Großteil der aktuellen europäischen Bevölkerung gilt. Dies würde bedeuten, dass auch ein substanzieller Anteil von heteronormativ geprägten Menschen – hier ca. die Hälfte der Studienpartner_innen – Freiheitsgrade bei der geschlechtlichen Selbstkategorisierung (die über ausschließlich weiblich oder männlich hinaus gehen) in Anspruch nehmen, wenn sie ihnen angeboten werden.

Interessant finde ich hierbei außerdem, dass beinahe alle Personen im jeweils vorgegebenen (binären oder nonbinären) Antwortschema bleiben. Nur eine Person hat die Linie des Kontinuums über „männlich“ hinaus verlängert und dort angekreuzt. Kein_e einzige_r Studienpartner_in hat beispielsweise das Binärschema verändert. Sie nutzten also nicht die Möglichkeiten, die ein Papierfragebogen bietet, um das Antwortformat zur Ausschöpfung von Freiheitsgraden zu verändern, sondern nutzten nur die Freiheitsgrade innerhalb des vorgegebenen Antwortschemas. Die Darstellung im Fragebogen schien zu befördern, dass jenen *agential cuts*, die durch die Gestalt der Fragen impliziert wurden, nachgekommen wurde. Dazu kommen Konfigurationen außerhalb des Fragebogens, wenn etwa Studienpartner_innen *keine Fragebögen ungültig machen wollen* oder auch andere Konfigurationen, die die Kooperation mit dem Frageformat fördern.

Ich schließe zunächst, dass es offensichtlich anderer als der hier gewählten Konfigurationen bedarf, um auch jene Freiheitsgrade der geschlechtlichen Selbstkategorisierung bzw. Non-Kategorisierung zu realisieren, in denen Studienpartner_innen ihr Antwortformat selbst generieren oder verändern. Solche Konfigurationen weist der als wissenschaftlich bezeichnete

Fragebogen nicht auf. Gerade diese Konnotation der Wissenschaftlichkeit könnte eine diese-*cuts*-forcierende Konfiguration sein, während die Fragen eines (in unserer aktuellen Gesellschaft statusniedrigeren) Kindes sehr wahrscheinlich weniger wirksam wären. Hätte ein Kind das Kontinuum gezeichnet und würde die entsprechende Frage stellen, würden womöglich mehr Menschen dieser Zeit und diesen Ortes ungebundener mit dem Antwortformat umgehen. Eine solche Realisierung könnte in zukünftigen Studien versucht werden herzustellen. Im Moment möchte ich festhalten, dass das direkte Anbieten von Alternativen bezüglich geschlechtlicher Selbstkategorisierung deren Realisierung wahrscheinlicher zu machen scheint, als die herkömmlichen Intra-aktionen ohne das Anbieten.

An dieser Stelle wird durchaus der Geltungsbereich als ein wenig über den Rahmen des konkreten Fragebogens hinausgehend angenommen. Es bleibt offen, welche anderen Formen von *Anbieten von Alternativen* außerdem eine nonbinäre geschlechtliche Selbstkategorisierung wahrscheinlicher machen. Die Erörterung von möglichen Bedeutungen dieser Realisierung wird in der Diskussion fortgeführt.

Im Vergleich zur klassischen binären Abfrage wurden bei der alternativen Abfrage zwei Aspekte verändert: die Antwortmöglichkeit *und* die Frageformulierung. Es wäre möglich, in einer anderen Studie zu prüfen, ob sich auch dieses Ergebnismuster realisieren lässt, wenn ausschließlich die Antwortmöglichkeit verändert wird, also auf die Abfrage „Ihr Geschlecht:“ das Kontinuum folgt. So wäre eventuell zu spezifizieren, ob die alternative Antwortmöglichkeit allein diese *cuts* zur Nonbinaritäts-Herstellung bereitstellt oder die Kombination aus der angewendeten Frageformulierung mit Antwortmöglichkeit.

Form der Geschlechtsabfrage und Reihenfolge

Die Konstellationen des Fragebogens riefen außerdem hervor, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung auf einem Kontinuum bzw. daneben („weder noch“-Option) von der Reihenfolge der Fragen abhängt, die Studienpartner_innen beantworten.

Aus ARqE-Perspektive wird hier nicht spekuliert, ob sich in Abhängigkeit von der Reihenfolge auch die empfundene Selbstkategorisierung verändert oder nur die Antwort davon beeinflusst wird. In klassischer Denkweise könnte angenommen werden, dass Studienpartner_innen eine bestimmte Einschätzung ihrer Weiblichkeit/ Männlichkeit parat hätten, sich aber nicht *trauen*, diese zu äußern, wenn sie von der klassischen Binarität abweicht, solange sie nicht zuvor ankreuzen konnten, mit welchem Geschlecht sie gesellschaftlich gelesen werden. Aus ARqE-Perspektive kann immer nur über die erfolgte Selbstkategorisierung (und sei es auf Papier) gesprochen werden, denn diese hat sich – bei jenen, die eine Antwort gaben – realisiert. Von einer sogenannten inneren Einschätzung können wir bislang nur Unbestimmtheit annehmen.

Die Wahl von geschlechtervielfältigen Antworten auf die alternativ gestellte Geschlechtsabfrage wurde häufiger, wenn zuvor die klassischen Fragen beantwortet wurden. Es bleibt ungeklärt, welche genaue Konfiguration dies beeinflusst haben mag, denn es wurden ja ganze Fragenblöcke in der Reihenfolge getauscht. Es könnte also in einer nächsten Studie empirisch noch ausprobiert werden, dass geschlechtervielfältige Antworten auf die alternativ gestellte Geschlechtsabfrage wahrscheinlicher werden, wenn zuvor die *Altersfrage* klassisch gestellt wurde. Für eine solche *cut*-Erwirkung habe ich jedoch keine plausible Erklärung. Als etwas plausibler könnten jedoch folgende Überlegungen bewertet werden:

Autor_inn_en zahlreicher Veröffentlichungen – sowohl aus der akademischen Psychologie wie auch der *Queer Theory* – erwähnen oder beschreiben, wie umfassend und dominant das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit in unserer Kultur ist (vgl. Butler, 1990/2006; Ebert und Steffens, 2013; Hegarty und Buechel, 2006; Perko, 2005). Viele kulturelle Intra-aktionen werden auch während Beantwortung des Fragebogens weiterhin in Richtung einer Herstellung von Geschlechterbinarität wirken. Nur bei explizitem Bezug zu beispielsweise *Geschlechtsrolle* (oder *soziales* oder *psychologisches Geschlecht*) wird schon seit den 1970er Jahren Varianz zu ausschließlicher Binarität diskutiert (vgl. Bem, 1974; Balzer Carr, Ben Hagai & Zurbriggen, 2015). Also scheinen die kulturellen Normen bezüglich eines sogenannten

sozialen Geschlechtes weniger stark in Richtung binärer Antworten zu beschneiden, als dies bei sogenanntem *biologischen Geschlecht* der Fall zu sein scheint. Wenn der Fragebogen nahelegt, dass es sich um *soziales Geschlecht* handelt, könnten möglicherweise eher geschlechterdiverse Antworten produziert werden, als wenn *biologisches Geschlecht* nahegelegt wird. Weiterhin kann es sein, dass die alternative Geschlechtsabfrageform eher als Frage nach *sozialem Geschlecht* verstanden wird, wenn sie als zweites gestellt wird und zuvor das sogenannte biologische Geschlecht angegeben werden konnte, als wenn sie die erste Frage im Fragebogen ist. Dies könnte eine Rolle dabei spielen, dass in der Reihenfolge *erst klassisch, dann alternativ* nach Angabe von Geschlechterbinarität auf die klassische Frage die Antworten auf die alternative Frage mehr Geschlechtervielfalt zeigten als in der anderen Reihenfolge (alternativ–klassisch).

Passend zur ARqE-Perspektive werden kontextuelle Zusammenwirkungen und nicht sogenannte intraindividuelle Verarbeitungsmechanismen in den Vordergrund gerückt. Dies schließt jedoch nicht aus, dass es Letztere als Realisierung situativ geben kann. Eine klassisch experimentalpsychologische Überlegung würde eher intrapersonale Erklärungen anführen, wie z. B. dass es den Studienpartner_innen schwerer fallen könnte, sich nonbinär zu kategorisieren, wenn sie vielfach gelernt haben, dass sie Frau oder Mann seien. Allerdings lokalisieren solche Erklärungen die Begründung vorrangig im Individuum und weniger im Kontext und sind deshalb aus ARqE-Perspektive zu minimieren. Auch implizieren Begründungen wie *schwer fallen*, dass es sich um eine Verzerrung von einem *Eigentlichen* handeln würde. ARqE würde dagegen argumentieren, dass es plausibel ist, dass sich Studienpartner_innen nach so massiver kultureller Binarisierung selbst binarisieren, und es interessant ist festzustellen, dass kleine Änderungen des Kontexts (hier z. B. das Frage- und Antwortformat) mehr Geschlechtervielfalt in einer Antwort hervorrufen können. ARqE fokussiert *situier*t auf den Kontext, solange die menschlichen Realisierungsmöglichkeiten Freiheitsgrade haben.

Unabhängig von der genauen Konfiguration – z. B. ob die Denkfigur verfügbar sein muss, dass ein *biologisches Geschlecht* von einem *sozialen Geschlecht* zu trennen wäre – führt das Ergebnis, dass die Reihenfolge

mitgestaltet, die mögliche Flexibilität der geschlechtlichen Selbstkategorisierung in einer aktuellen heteronormativen Kultur vor. Dass die Reihenfolge eine Rolle spielt ist speziell bei der Frage „Wie fühlten Sie sich in den letzten Jahren meistens?“ interessant. Wenn die Antwort darauf das Gefühl der letzten Jahre wiedergeben würde, dürfte sie sich nicht in Abhängigkeit von der Reihenfolge der Fragen ändern.

Aus klassisch experimentalpsychologischer Perspektive würde die Abhängigkeit der Antwort auf die Frage nach einem vergangenen Gefühl von der Reihenfolge der Fragen die Reliabilität oder Validität der betreffenden Messung in Frage stellen. Verständlicherweise könnte ein vergangenes Gefühl nicht durch die vorliegende Fragen-Reihenfolge verändert werden und wenn das Ergebnis sich abhängig zeigt, stimme etwas mit der Messung nicht.

Wie genau die Intra-aktionen hervorrufende Konfiguration aussieht, die Geschlechtervielfalt in diesem Antwortformat hervorruft, bleibt zunächst unklar. Das Antwortmuster passt jedoch zu der Beschreibung von geschlechtlicher Selbstkategorisierung als Ergebnis von Handlungen (vgl. *doing gender*; West & Zimmerman, 1987, Kessler & McKenna, 1978, 2006) in Intra-aktion mit örtlichem Kontext (vgl. Barad, 2007): Geschlechtliche Selbstkategorisierung wäre demnach nicht inhärent in einer Person vorhanden, sondern würde situativ neu gebildet, basierend auf den realisierten Konfigurationen des mitbewirkenden Apparates.

Bewertung der Fragen

In der vorliegenden Studie ließ sich realisieren, dass klassische Formulierung im Vergleich zu alternativer Formulierung als seriöser, angenehmer, realitätsnäher und sachlicher angegeben wird, wenn mit so bezeichneten Likert-Skalen danach gefragt wird. Klassische Formulierung wurde außerdem als weniger weltoffen und eher als oberflächlich und die alternative eher als interessiert markiert. Auf diese Realisierung wirkte sich die Reihenfolge nicht aus.

Welche genauen Intra-aktionen auch darauf hinwirken, dass die alternativen Fragen als weniger seriös etc. markiert wurden – diese sind offenbar so einflussreich, dass die *cut*-bewirkende Konfiguration der Reihenfolge an dieser Stelle keinen beobachtbaren Unterschied erzeugen konnte. Die Studie liefert keine Anhaltspunkte, ob die spezifischeren Thesen des zweiten Schrittes – beispielsweise, ob es wirklich an der Heteronormativität der bezeichneten Kultur liegt, dass die klassische Frageform als seriöser beurteilt wurde – als passend zu bezeichnen sind. Im Moment ist lediglich festzuhalten, dass sich unterschiedliche Bewertungen der verschiedenen Frageformen aufzeichnen lassen. Solche von Döring (2013) vermuteten Äußerungen von Einstellungen sind also realisierbar, obwohl bisher aus ARqE-Perspektive unklar ist, ob diese Aussagen erst durch die Fragen nach Einstellungen generiert wurden oder tatsächlich – auch vor der Frage danach – durch die Konfrontation mit der alternativen Frageform als (situerte) Einstellungen der Studienpartner_innen.

5.5 Diskussion

Der Dreischritt Ergebnisse – Interpretation – Diskussion soll salient machen, dass es nicht selbstverständlich ist, wie welches Datenmuster interpretiert wird, sondern dass die Interpretation vielmehr ein eigener Schritt der Auslegung ist. Auch in klassischen Studienbeschreibungen wird in der Diskussion eine inhaltliche Ableitung aus einem Datenmuster üblicherweise durch Betrachtung verschiedener Ableitungsmöglichkeiten relativiert. In ARqE-Studien sollte jedoch besonders viel Raum für solcherlei Nennungen sein, da die betrachtende Perspektive besonders relevant für die formulierten Aussagen ist. Es kann weiterhin Sinn machen, Interpretationen, die von den Vorannahmen abhängen, von der weiteren Bedeutungsdiskussion zu trennen bzw. dies zumindest zu versuchen.

Bedeutung der Form der Geschlechtsabfrage

Dass der verwendete Fragebogen unter Passant_inn_en in einer deutschen Großstadt geschlechtliche Selbstkategorisierung hervorrufen kann, die nicht zum klassischen Geschlechterbinaritätskonzept passt, ist deshalb interessant, weil von den Studienpartner_innen keine besondere nonbinäre Prägung anzunehmen ist (von queertheoretisch beeinflussten Personen würde ich eher nicht-binäre Antworten erwarten). Die Daten passen zu der Beschreibung, dass Form und Kontext einer Frage mitgestalten, wie die Antwort auf diese Frage aussieht. Dabei kann sowohl ein größerer Kontext wie „Was ist in einer Kultur intelligibel?“, als auch die kleinschrittige Frageformulierung *agential cuts* bewirken. Eine bestimmte Frage kann zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort anders beantwortet werden als heute an diesem Ort. Eine Frage nach Geschlecht kann in Version A formuliert anders beantwortet werden als in Version B. Dies wird weder als Verzerrung noch als Messfehler gewertet, sondern vielmehr als Eigenart des Phänomens der geschlechtlichen Selbstkategorisierung. Ich verstehe individuelle geschlechtliche Selbstkategorisierung als ein heute und hier so lange unbestimmtes Phänomen, bis Konfigurationen eine situierte Realisierung aus den Potentialitäten Möglichkeits- (überhaupt nach Geschlecht zu fragen) und Realisierungsraum (zum Beispiel auf der alternativ formulierten Frageform) herausschneiden. Gleichzeitig rege ich weitere Studien aus ARqE-Perspektive an, die die wirkenden Konfigurationen für bestimmte Realisierungen erproben. Auch wenn wir Geschlecht als *doing* und nicht als *being* verstehen, ist interessant, welche Intra-aktionen zu welchem Resultat führen (können).

Im Prinzip kann man aufgrund des mangelnden Entitäten-Realismus im *Agential Realism* alles als *doing-und-nicht-being* beschreiben, auch wenn es kompliziert ist, nachzuvollziehen, dass verschiedenste Intra-aktionen eine situierte Realisierung herstellen und diese selbst Teil von Konfigurationen ist, welche wiederum eine weitere Realisierung mitbedingen. So entlarven geschlechtertheoretische Analysen die Denkfigur Geschlechterbinarität in unserer aktuellen Kultur als eine Realisierung, die selbst nicht stabil ist, sondern deren Stabilität uns

durch Wiederholungen so erscheint und gleichzeitig dieses *doing* (Geschlechterbinarität) selbst *cut*-hervorrufendes *situiertes being* sein kann.

Interessant finde ich, wie scheinbar klein die Änderungen im lokalen und temporären Kontext waren und dennoch Änderungen im Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung hervorrufen konnten. Die neben dem Fragebogen wirkenden Konfigurationen scheinen – trotz der andernorts schon herausgearbeiteten Wirkmächtigkeit der Heteronormativität, die nur Geschlechterbinarität zulässt – nicht so mächtig zu sein, dass nicht auch der Fragebogen mit seinen Eigenarten (Frageart und Reihenfolge) Einfluss ausüben kann. Ich plädiere dafür, die Persistenz einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung nicht zu überschätzen. Eine AR-These könnte sein, dass wirkmächtige Intra-aktionen bei 99 von 100 Personen eine geschlechtliche Selbstkategorisierung realisieren, die als in den Personen und über deren Lebensspanne stabil erscheint, weil (situiert) keine mitwirkende Intra-aktion möglich ist, die das Ergebnis anders ausschneidet. Würden wir solche Phänomene finden, dann könnte man möglicherweise von einer gewissen Persistenz sprechen, auch wenn wir grundsätzlich annehmen, dass die Realisierung immer wieder neu hergestellt wird und nicht per se in der Welt existiert. Eventuell wäre die gravitative Anziehung von zwei physischen Körpern ein solches Beispiel, weil bisher keine Konfiguration bekannt ist, unter der dieses Ergebnis nicht stabil erscheint. Bezüglich psychologischer Phänomene halte ich eine solche Persistenz jedoch für höchst unwahrscheinlich. Bezüglich geschlechtlicher Selbstkategorisierung wäre in meiner Studie vorgeführt, dass allein die Fragenreihenfolge eine mitwirkende Intra-aktion darstellen kann.

Ich halte deshalb eine Auseinandersetzung mit verschiedensten aktuellen Einsatzpunkten von geschlechtlicher Selbstkategorisierung für lohnenswert. Allein bei einem Blick auf die oben genannten vielfältigen Aufforderungen zur Selbstkategorisierung – private Situationen, Personalausweis, Krankenakte, Versicherungsvertrag oder wissenschaftliche Fragebögen – wird deutlich, dass einige Zusammenwirkungen und Konsequenzen unter der Annahme geringer Persistenz neu betrachtet werden müssen. Bei-

spielsweise ist dann anzunehmen, dass nicht nur Personen, die sich selbst als weiblich kategorisieren (in Zusammenwirkung mit weiteren wirkenden Konfigurationen) andere Schönheitshandlungen vollziehen als Personen, die sich selbst als männlich kategorisieren, sondern dass dies auch für die Personen gilt, die sich selbst situativ auf dem Kontinuum als *eher weiblich* markieren etc. In Folge muss je nach Einsatzbereich, in welchem geschlechtliche Selbstkategorisierung realisiert wird, neben der gesellschaftlichen auch die wissenschaftliche Praktikabilität und Notwendigkeit beachtet werden. In welchen (sozial-)wissenschaftlichen Argumentationen spielt geschlechtliche Selbstkategorisierung eine Rolle und verändert sich jene, wenn die passendere Beschreibung dieses Phänomens wäre, wenig persistent und sehr kontextabhängig zu sein? Betrachten wir beispielsweise die schon erwähnte (sozial-) wissenschaftliche Betrachtung, wie geschlechtliche Selbstkategorisierung mit dem Umgang mit als geschlechtsuntypisch kategorisierten Gleichaltrigen zusammenhängt. Pauletti et al. (2014) halten zunächst fest (weil es sich empirisch zeigen lässt) dass Kinder, die äußern, geschlechtliche Unterscheidung zu favorisieren, sich selbst als geschlechtsuntypisch erachten und kein großes Selbstvertrauen angeben, sich über die Zeit hinweg aggressiver gegenüber als geschlechtsuntypisch kategorisierten Gleichaltrigen zeigen. Wenn wir nun aber davon ausgehen müssten, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung sehr kontextabhängig ist, so verändert sich die Bedeutung dieses Befundes. Es ist zwar möglich, dass auch die Intra-aktionen, die Pauletti et al. (2014) diskutieren, immer wieder realisiert werden können. Dies ist jedoch dann nur eine mögliche Beschreibung von Realisierungen. Welche Realisierungen sind noch möglich, wenn geschlechtliche Selbstkategorisierung in dem von Pauletti et al. (2014) beschriebenen Kontext viel variabler ist, als diese annehmen? Welche Realisierungen sind noch möglich, wenn ihre anderen Konzepte – wie z. B. Selbstvertrauen – ebenfalls keine große Persistenz aufweisen würden? Dies sind Fragen, die sich alle Fragebögen stellen müssen, die scheinbar *nicht ohne geschlechtliche Selbstkategorisierung auskommen* (vgl. Döring, 2013): Welche Realisierungen sind noch möglich?

Da der Interessensfokus einer ARqE nicht darauf liegt, was *ist*, sondern darauf, was *funktioniert*, muss je nach Aussage über einen Sachverhalt klar sein, was situativ unter *funktionieren* verstanden wird. Erst dann können Realisierungen beschrieben werden, die verwendet werden können – ohne dass dies die einzig möglichen sein müssen. So könnten die Beschreibungen von Pauletti et al. (2014) verwendet werden, um in weiteren Konfigurationen aggressives Verhalten zu vermindern (dies wäre dann das Funktionieren und Verwenden). Möglicherweise eignen sich jedoch andere Beschreibungen besser. Weiterhin sollten Konzepte wie Selbstvertrauen, geschlechtliche Selbstkategorisierung und Geschlechtsuntypikalität nicht als inhärente stabile Eigenschaftsrealisierungen erachtet werden, bevor nicht ihre Persistenz untersucht und diskutiert wurde.

Interessant könnte eine Analyse sein, wieviele Nutzer_innen der Internetplattform *Facebook* nach der Bereitstellung von deutlich mehr als zwei Selbstkategorisierungsmöglichkeiten im Jahr 2014 ihre Geschlechtsangabe auf ihrer Profilseite umstellten und von einer vorher binären Kategorie zu einer nonbinären wechselten. Diese Wechsel könnten als Realisierung neuer Selbstkategorisierung nach Veränderung der Messkonfigurationen gelesen werden.

Bedeutung der Form der Geschlechtsabfrage und Reihenfolge

Dass die Reihenfolge einen Unterschied in der geschlechtlichen Selbstkategorisierung hervorrufen konnte, ist für folgende Überlegungen interessant. Einige psychologische Arbeiten diskutieren die verschiedensten Zusammenhänge zwischen sogenannter Geschlechtsidentität und weiteren Variablen, wie z. B. der Schulfach-, Studien- oder Berufswahl. So wollen beispielsweise Kessels, Heyder, Martin und Hannover (2014) eine Erklärung beisteuern, wie Schüler_innen auf lebenslang geschlechtlich gefärbte (Berufs-)Wege gelenkt werden. Sie verwenden für ihre Argumentation ein Verständnis von geschlechtlicher Selbstkategorisierung als *stabil*. Entsprechend empfehlen sie, dass Interventionen gegen einseitigen Fahrbahnen auf die mangelnde Passung zwischen sogenannter Geschlechtsidentität und geschlechtsstereotypen schulischen Entscheidungen abzielen sollten. Die

hier vorliegende Studie könnte dafür sprechen auszuprobieren, ob sich schulische Entscheidungen durch Fragebogenkonfigurationen steuern ließen, die eine bestimmte geschlechtliche Selbstkategorisierung begünstigen.⁷⁹ Sollte sich das realisieren lassen (sollte es also *funktionieren*), dann könnte eine Intervention sehr vereinfacht so aussehen: Vor der Wahl der Kurse für die Oberstufe in der Schule beantworten Schüler_innen Fragen, welche möglichst eine mittlere geschlechtliche Selbstkategorisierung herstellen.

Dies ist ein weiteres Beispiel für ein Phänomen, das sich empirisch zunächst in einer bestimmten Weise zeigen lässt, für das ARqE jedoch eine andere Interpretation anbietet, welche wiederum andere Folgeexperimente (z. B. ob die Fragebogenkonstellation eine Schulfächerwahl mitkonstruieren kann) und andere Folgehypothesen von Forschenden (z. B. darüber, wie eine Intervention aussehen kann) evoziert. Auch an einer solchen Stelle könnte es sein, dass Theoretiker_innen mit klassischer Perspektive argumentieren würden, dass die hypothetisierte Intervention eine unzulässige Beeinflussung von Schüler_innen darstellen würde. Jedoch aus der Perspektive, dass sogenannte Geschlechtsidentität etwas ist, das lokal und temporär realisiert wird, wäre auch die Wiederholung von Schülerinnen als *weiblich* eine ggf. unzulässige Beeinflussung. Diese Frage der Zulässigkeit muss dann auf anderer Ebene beantwortet werden – nämlich auf der Ebene „Welche Welt wollen wir?“ (vgl. auch Kapitel 4.2.5 zur Verantwortung von Forschenden und konsequenterweise auch von pädagogisch Handelnden)

Bedeutung der Bewertung der Fragen

Dass Studienpartner_innen die alternativen Fragen auf den gegebenen Skalen tatsächlich – wie von Döring (2014) spekuliert – als weniger seriös etc. markieren, ist meines Erachtens nicht per se, sondern nur im Hinblick auf weitere Zusammenhänge interessant. Dies gilt besonders, weil in der

⁷⁹ Sehr wahrscheinlich wäre das keine Idee von Kessels et al. (2014), eben weil jene von einer stabilen Geschlechtsidentität ausgehen. Hier wird ihre Idee, dass die mangelnde Passung problematisch (weil einschränkend in der Wahl von Handlungen) ist, mit der Herangehensweise an Geschlechtsidentität als zunächst unbestimmt verknüpft.

aktuellen Betrachtung offen gelassen werden muss, ob diese Bewertungen als eine Art innere Evaluation, unabhängig von Ihrer Abfrage, gesehen werden können, oder als erst durch die Abfrage hervorgerufene Bewertungen. Wenn beispielsweise *Als-weniger-seriös-Markieren* eher dazu führen würde, keine weiteren Fragen der Studie zu beantworten – was dem Wunsch der Forschenden entgegen stünde –, dann ist dies insofern interessant, als dass die Forschenden damit umgehen müssen. Wenn es jedoch keinen weiteren Zusammenhang – oder anders ausgedrückt, keine ersichtliche Folge dieser Art von Markierung – gibt, als dass Studienpartner_innen auf Nachfrage angeben, die alternativen Fragen als weniger seriös etc. zu empfinden, so ist diese Aussage zunächst bedeutungslos.

Wieder ist mit ARqE-Grundannahmen ein Ergebnis nicht per se interessant – vor allem nicht, weil Persistenz und Umfang der Lokalität eines Zusammenhangs bis jetzt unklar sind. Das Ergebnis wäre interessant, wenn es großen Konsens gäbe, dass das Beschriebene für viele Menschen zutrifft (im Sinne von *immer wieder neu hergestellt wird*) und mit großer Wahrscheinlichkeit auch über längere Zeit (so wie die gravitative Anziehung). Ansonsten ist es ein lokales und temporäres Ergebnis und es bleibt für eine Gesellschaft zu diskutieren, wie klein ein Wirkungsbereich sein darf bzw. wie groß er sein muss, damit Aussagen da-rüber als interessant gelten.

Kritik der Studie

Gerade auch in einer Studie, die aus Perspektive der ARqE durchgeführt wird, sollte sich ein Abschnitt der Diskussion selbstkritisch mit der Studie, ihren Voraussetzungen und möglichen Wirkungen auseinandersetzen. Dies soll keine Doppelung zu den stets begleitenden kritischen Reflexionen von *cut*-Setzungen durch die Studienkonfigurationen (wie beispielsweise, dass Bewertungen möglicherweise allein durch die Frage danach hergestellt werden) sein, sondern zusätzliche Problemstellen thematisieren bzw. Problemstellen zusammenfassen und ihre Problemhaftigkeit einordnen.

Beispielsweise sollte sich eine ARqE-Studie der Frage widmen, welche Art von regulatorischen Operationen die Reifizierung des Konzeptes Geschlecht

überhaupt beinhaltet und wie diese regulatorischen Operationen zu bewerten sind. In der vorliegenden Studie wurde die momentane Häufigkeit und Relevanz des Konzeptes an bezeichnetem Ort und zu bezeichneter Zeit als Grund angeführt, das Konzept zu wiederholen und damit zu reifizieren. Allgemein sollten Studien sich umfassend damit beschäftigen, welche alternativen Realisierungen möglich sind, als Menschen in Geschlechtskategorien einzuteilen, und weiterhin, aus welchen Gründen welche Realisierungen wünschenswert für eine Gesellschaft sein können.

In der Reflektion der möglichen Wirkung der Studie auf Studienpartner_innen muss erstens die Wiederholung des Konzeptes Geschlecht bedacht werden. Mit ihrem ganzen Aufbau wiederholt und stabilisiert die Studie das Konzept Geschlecht. Zwar bietet sie allen Studienpartner_innen explizit die Möglichkeit, sich außerhalb der gängigen zwei Kategorien einzugruppieren, indem Studienpartner_innen entweder etwas dazwischen oder die Option „weder noch“ wählen können. Dennoch fragt sie alle Studienpartner_innen direkt – und sogar zweimal – nach geschlechtlicher Selbstkategorisierung. Insgesamt wird das Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung für die konkreten Studienpartner_innen damit womöglich eher stabilisiert statt komplett kritisiert. Dies ist queertheoretisch problematisch und aus meiner Sicht nur akzeptabel, weil das Konzept Geschlecht aktuell in der angesprochenen Population sehr wahrscheinlich sehr alltäglich ist (vgl. Butler, 1990/2006; Perko, 2005; Warner, 1991). Eine solche Wiederholung würde ich dann für so problematisch halten, dass die Studie hätte unterlassen werden müssen, wenn eine Population angesprochen werden sollte, für die das Konzept Geschlecht (noch) nicht (so) selbstverständlich ist. Letzteres würde ich z. B. für Kinder oder Personen, die das Konzept Geschlecht ablehnen, annehmen. Erstere wurden aus diesem Grund von der Teilnahme ausgeschlossen, Letztere kommen auch in unserer aktuellen heteronormativen Gesellschaft vor und damit möglicherweise auch in der berichteten Stichprobe. Diese würden von dem verwendeten Fragebogen erneut zur geschlechtlichen Selbstkategorisierung angehalten, was aus queertheoretischer Sicht als an der Studie problematisch zu bewerten ist.

Aus queertheoretischer Sicht wünschenswerterweise kann die klassische Geschlechterbinarität immerhin destabilisiert werden. Jeder Studienpartner_in jedem Studienpartner wurde bei der Beantwortung der alternativen Geschlechtsabfrage zumindest angeboten, neben „weiblich“ und „männlich“ alternative Antwortmöglichkeiten in Betracht zu ziehen. Ein_e Studienpartner_in antwortete beispielsweise auf die klassische Binärfrage mit „weiblich“ und kreuzte auf dem Kontinuum zweimal „männlich“ an. Damit bewegten sich ihre_seine Kontinuumantworten weiterhin im Binärschema (und wurden auch als binär gezählt). Sie bewegen sich jedoch außerhalb der heteronormativen Annahme, dass Personen konstant dasselbe Geschlecht angeben sollten bzw. gesunde Menschen dies tun. Ich verstehe dies als Bekräftigung der Beschreibung, dass Menschen bei dieser alternativen Geschlechtsabfrage zumindest über Alternativen zu „weiblich“ und „männlich“ nachdenken. Insgesamt führte die Studienkonstellation dazu, dass Studienpartner_innen sich *auch nonbinär* geschlechtlich kategorisierten. Daraus schließe ich, dass die verwendeten Frageformen für Studienpartner_innen zwar das Konzept Geschlecht reifizierten, jedoch das Konzept Geschlechterbinarität destabilisierten. Sollte darüberhinaus die Rezeption solcher Studien bei anderen Forschenden das Konzept Geschlecht destabilisieren, wäre dies eine weitere queertheoretisch wünschenswerte Wirkung.

Diese Beispielstudie weist also auch aus queertheoretischer Sicht problematische Umsetzungen auf. Dies soll jedoch verdeutlichen, dass einem Abwägungsprozess nicht zu entkommen ist und ARqE-informierte Ausarbeitungen darüber, was als wünschenswert gelten kann, noch ausstehen.

Aus ARqE-Perspektive ist weiterhin zu fragen, ob die Verwendung von geschlechtlichen Binärkategorien bei der Abfrage einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung nicht den *regulatorischen Operationen* von Butler entspricht, was zu vermeiden wäre.

Butler benennt jene „restriktiven Diskurse“ als regulatorische Operationen, die darauf bestehen, dass es ausschließlich *Frau* und *Mann* als intelligible Möglichkeiten gibt:

Thus, a restrictive discourse on gender that insists on the binary of man and woman as the exclusive way to understand the gender field performs a regulatory operation of power that naturalizes the hegemonic instance and forecloses the thinkability of its disruption. (Butler, 2004, S. 43)

Stellt also die Ausgestaltung des Fragebogens einen restriktiven Diskurs über Geschlecht dar, der nur *Mann* und *Frau* als verstehbar zulässt?

Die klassisch binär gestellte Geschlechtsabfrage ist tatsächlich eine regulatorische Operation, auch im Sinne einer Einschränkung, denn sie wiederholt die Suggestion, dass es auf die Frage nach dem Geschlecht als plausible Antworten nur „weiblich“ und „männlich“ gäbe. Sie reduziert die Antwortmöglichkeiten von Personen innerhalb einer gesellschaftlich noch als sehr relevant erachteten Bezeichnung und beteiligt sich an der Wiederholung heteronormativer Geschlechterbinarität. Allerdings wurde in der Studie explizit darauf geachtet, dass keine Person *nur* mit der binär gestellten Frage konfrontiert wurde. Alle Studienpartner_innen erhielten – wenn auch in unterschiedlicher zeitlicher Abfolge – zudem die alternative Frage- und Antwortform. Der Fragebogen realisiert – trotz teilweiser Wiederholung der klassischen Form – ein Aufbrechen der reinen Binarität. In meinen Augen wiederholt der Fragebogen als Ganzes daher den restriktiven Diskurs nicht.

Sollte durch das Arrangement (Reihenfolge) und die Gestalt der Fragen im bestehenden Kontext (z. B. im Hinblick auf Konversationsnormen, die besagen, dass eine sinnvolle zweite Frage nicht dasselbe erfragt wie eine vorher gestellte) der Eindruck bei Studienpartner_innen evoziert worden sein, dass sogenanntes *biologisches Geschlecht* von sogenanntem *sozialen Geschlecht* zu trennen sei, würde der Fragebogen allerdings ein queertheoretisch zu kritisierendes Ergebnis fördern. Dies halte ich im Moment aber für nicht beurteilbar.

Neben der Verwendung von Geschlechtskonzeptionen wirft zudem die Realisierung der Bewertung von Fragen als „seriös“ etc. gleich mehrere Probleme auf. Zwar findet sich eine in Abhängigkeit von der Frageart (klassisch

oder alternativ gestellte Fragen) unterschiedliche Markierung der Likert-Skalen. Das Ergebnis bewerte ich jedoch als lokal und temporär mit geringem Geltungsbereich und Geltungszeitraum. Es bleibt zudem unklar, ob dieses Ergebnis allein durch die Messung hergestellt wurde oder andere Intra-aktionen außer der Messung an der Realisierung beteiligt waren. Ein solcher Sachverhalt ist insgesamt ungünstig und für solcherlei Forschungsteile sollten aus ARqE-Perspektive keine Ressourcen eingesetzt werden.

Für die vorliegende Arbeit lohnen die eingesetzten Ressourcen, weil der Fokus auf die Erläuterung der ARqE-Perspektive gerichtet ist und es nicht primär darum geht, Effekt-Realisierungen vorzuführen. In einer rein inhaltlichen Studie wäre aus ARqE-Perspektive von einem Vorgehen abzuraten, das Bewertungen misst, ohne davon ausgehen zu können, dass mehr als die Messung alleine diese herstellt (vgl. Kapitel 4.2.3) bzw. ohne die Absicht, weitere Zusammenwirkungen zu beleuchten.

Insgesamt muss in einem Forschungsprozess, welcher von der Mitherstellung seiner Gegenstände ausgeht, ein neuer Umgang mit ethischen Entscheidungen entwickelt werden. Im Moment fehlen Standards dafür. Ebenfalls fehlt Forschung aus ARqE-Perspektive im inhaltlichen Bereich. Bei zahlreichen Phänomenen – allein in dieser Beispielstudie – ist bislang unklar, welche Intra-aktionen an der jeweiligen Realisierung beteiligt sind und in welchen Kontexten wir welche Ergebnisse materialisiert vorfinden. Beispielsweise können sich Eltern heutzutage in Deutschland die größte Mühe geben, ihr Kind nicht geschlechtlich zu kategorisieren, aber die Umwelt wird es dennoch beinahe allumfassend tun. Für andere Konzepte (wie z. B. *Extraversion vs. Introversion*) wirken dagegen vielleicht nicht jederzeit und allorts Intra-aktionen, die diese herstellen.

Wenn ARqE-Forschung in relevanter Menge einmal vorliegen sollte, könnte eher ein Konsens gefunden werden, was alles zu spezifischen Realisierungen beiträgt. Konzepte wie Selbstvertrauen, geschlechtliche Selbstkategorisierung und Geschlechtsuntypikalität sollten in jedem Fall nicht per se als inhärente stabile Eigenschaftsrealisierungen erachtet werden, bevor nicht ihre

Persistenz untersucht und diskutiert wurde. Alternative Realisierungsmöglichkeiten sollten empirisch erprobt werden. So lässt sich auch der Realisierungsversuch *kontextabhängige geschlechtliche Selbstkategorisierung* noch ausweiten und verbessern.

Die heteronormative Grundannahme über Geschlechterbinarität wird in der Studie nur teilweise aufgebrochen, da sie zu einem gewissen Teil auch wiederholt wird. Die heteronormative Grundannahme, dass *Frauen* „normalerweise“ *weiblich* und *Männer* „normalerweise“ *männlich* sind, wird nicht wiederholt. Der Fragebogen legt den Studienpartner_innen auch nirgends nahe, dass dies bessere Kombinationen seien als andere mögliche Kombinationen. Ebenso versucht der Fragebogen, die Antwort „weder noch“ als gleichwertige, intelligible und gewöhnliche Antwortmöglichkeit anzubieten. Wenn weiterhin Intra-aktionen wirken, die diese Antwort unwahrscheinlicher machen, so ist dies m. E. wenig durch die Konfiguration des Fragebogens gegeben.

Wichtig ist, dass von keiner stabilen geschlechtlichen Identität ausgegangen wird. Gleichzeitig wird eine solche Konzeption auch nicht verhindert, so dass Studienpartner_innen problemlos für sich eine stabile geschlechtliche Identitätskonstruktion annehmen können – dies ist schlicht für die Studie irrelevant. Damit kann sie an dieser Stelle einen queertheoretisch positiv zu bewertenden Ort mit ungewöhnlichen Freiheitsgraden in Bezug auf individuelle Identitätskonstruktionen bieten. Die in der Studie fokussierte situierte Selbstkategorisierung interessiert unabhängig davon, ob sich diese individuell stabil oder veränderlich zeigt.

Bezüglich Intersektionalitätsansprüchen ist die Fremdkategorisierung nur bei der Anwerbung der Studienpartner_innen in Kinder versus Erwachsene relevant. Diese Fremdkategorisierung sollte durchkreuzt mit anderen Differenzachsen gesehen werden. In anderen Kulturkreisen würden eventuell die minderjährigen und ggf. auch noch älteren Studienpartner_innen nicht als Erwachsene verstanden oder andersherum die hier ausgeschlossenen Kinder als ungerechtfertigt ausgeschlossen betrachtet.

Bezüglich Wirkung von Machtpositionen gebe ich Folgendes zu bedenken: Der Fragebogen wurde als Teil einer Doktorarbeit präsentiert. Dies hatte möglicherweise andere Wirkungen im Hinblick auf die entstandenen Antworten, als wenn er beispielsweise als von Schüler_innen stammend präsentiert worden wäre. Wenn die Präsentation als Doktorarbeit (überhaupt) zu Gedanken bei Studienpartner_innen führte, könnte dies die machtvolle Position von Wissenschaft stärken und trüge nicht zum Abbau dieser Hierarchie bei. Allerdings ist auch – in die Richtung, in die Döring (2013) vermutete – denkbar, dass diese Art der Fragen und ihre folgende Einschätzung als *dubios* das Bild der Wissenschaft verschlechterte. Wie genau solcherlei Fragebögen sich auf bestimmte Diskurse über Wissenschaft auswirken, kann ich anhand der Studie nicht sagen.

Im Verlauf der Fragebogenbeantwortung geben Studienpartner_innen mitunter als recht privat empfundene Informationen an für sie fremde Personen weiter. Auch wenn die Fragen anonym beantwortet wurden und jede Frage ausgelassen werden konnte, könnten aktuelle soziale Normen nahelegen, dass man eine einmal begonnene Beantwortung nicht (gleich) wieder abbrechen sollte – auch wenn man die Fragen mittlerweile lieber doch nicht beantworten würde. Eine Person brach die Beantwortung des Fragebogens mit der Begründung ab, dass die Fragen zu privat seien. Dies zeigt, dass die verwendeten Fragen als *zu privat* empfunden werden können. Forschende sind demnach meist schon deshalb in der mächtigeren Position, weil sie – anders als die Studienpartner_innen – keine persönlichen Informationen preisgeben sollen. Die klassische Art eines Fragebogens erhält dieses Machtgefälle statt es aufzubrechen.

Weiterhin sind aus machtkritischer Perspektive Interpretationen von Forschenden über Studienpartner_innen problematisch – vor allem wenn diese nicht mit den Studienpartner_innen rückgekoppelt wurden (beispielsweise Dialog-Konsens-Methoden beinhalten eine solche Rückkoppelung, siehe Scheele und Groeben, 1988). Die vorliegende Studie erprobt eine geschlechternvielfältige Realisierung und zielt nicht explizit darauf ab, Personen oder ihr Verhalten zu interpretieren. Dennoch kommen Interpretationen über Studienpartner_innen vor – etwa, wenn jene

als höchstwahrscheinlich heteronormativ geprägt angenommen werden. Da diese Aussagen aber nicht Ergebnisse der Studie sind, beteiligt sich die Studie nicht vorrangig an einer Klassifikation von Personen. Intendiert war vielmehr, die Gleichbehandlung von aktuell kulturell typischer und untypischer geschlechtlicher Selbstkategorisierung und damit deren zukünftige kulturelle Gleichberechtigung zu fördern.

Die in der Studie vorgeführte Realisierung von Geschlechtervielfalt, ist – schon vor Besprechung der Studie – sprachlicher Natur, da nur Frage- und Antwort-Verhalten beachtet wurde, das sprachlich hergestellt ist. Sowohl der Ergebnis-mitbestimmende Apparat wie auch die resultierenden Realisierungen sind in diesem Fall sprachlich.

Abschließend möchte ich erwähnen, dass die Studie eventuell Anregungen dahingehend liefern kann, in einer zukünftigen Auseinandersetzung bzw. ARqE-Studie das Alter als angeblich bedeutungsvolles inhärentes Merkmal von Menschen zu entselbstverständlichen. Wie eingangs spekuliert, kommt von Studienpartner_innen, die ihr Alter als 15 – 18 angeben, die Nennung vor, dass eine Beurteilung als Minder- oder Volljährig ja nur eine Außenkategorisierung ist. Es gibt also Situationen, in denen Menschen nicht ihr sogenanntes (als Merkmal verstandenes) Alter für ihre Erfahrungen verantwortlich machen, sondern den (gesellschaftlichen) Umgang damit. In dieser Studie wurde auf geschlechtliche Kategorisierung fokussiert und auf weitere Analysen bezüglich der Begründungen, warum Menschen ihr Alter (nicht) auffällt, verzichtet.

Insgesamt zeigt die Studie, dass bei Menschen, die an einem öffentlichen, zentralen Ort einer deutschen Großstadt einen Fragebogen ausfüllen, bei der Frage nach geschlechtlicher Selbstkategorisierung sowohl die Frageart als auch die Reihenfolge eine *cut*-produzierende Konfiguration sein kann, die die resultierende Realisierung mitbestimmt. Da eine vom Fragebogen angebotene Varianz bei der Selbstkategorisierung durchaus in Anspruch genommen wird, gleichzeitig aber ein vorgegebenes Binärschema weder verändert wird noch unbeantwortet bleibt, sollten zukünftige Fragen nach

geschlechtlicher Selbstkategorisierung diese *cut*-Produktionen in ihren eigenen Designs beachten.

5.6 Fazit der Erprobung

Diese Auseinandersetzung mit einer Studie konnte nur exemplarisch einige Formulierungen und inhaltliche Punkte aufgreifen. Es wird deutlich, dass für die konkrete Gestaltung von (psychologischen) empirischen Arbeiten, die einen *Agential Realism* zugrunde legen und eine queertheoretische Perspektive einnehmen, noch zahlreiche Praktiken entwickelt werden müssen. Erste Schritte von Vorgehensweisen wurden hier dennoch aufgezeigt und diskutiert.

Heteronormativität wird insofern aufgebrochen, als das klassische Binärschema für geschlechtliche Selbstkategorisierung nicht nur wiederholt, sondern in der alternativen Abfrage auch neu gestaltet wird. Queerend ist dabei, dass jede_r Studienpartner_in auch die alternative Abfrage bearbeitete und nicht manche nur die klassische, Binarität reifizierende Abfrage erhielten. Heteronormativität stützend wäre dagegen, wenn die Gestalt der Fragebögen bei den Studienpartner_inne_n die Annahme evozierte, dass es nur bei sogenanntem *sozialem Geschlecht* sinnvolle und nicht-pathologische Varianz geben kann, aber nicht bei sogenanntem *biologischem Geschlecht*. Damit ist die vorliegende Studie mit ihrem Gehalt an Aufbrechen von Heteronormativität wohl nicht die stärkste Konfiguration, kann aber – so hoffe ich – dennoch die alternative Denkrichtung vorführen.

Queerend bezüglich Identitätskategorien ist die Studie insofern, als sie über Geschlecht – was mitunter als Ressource einer sehr starken und wichtigen Identitätskategorie beschrieben wird – nicht als Identitätskategorie spricht. Die geschlechtliche Einordnung wird nur als situierte Selbstkategorisierung behandelt und an keiner Stelle als eine Fremdkategorisierung verwendet. Weiterhin wird auch den Lesenden, die *geschlechtliche Selbstkategorisierung* als identitäre

Kategorisierung verstehen, zu verdeutlichen versucht, wie kontextabhängig das Ergebnis einer Kategorisierung ist. Damit schreibt die Studie – wie queertheoretisch gefordert – die Einordnung nicht fest, sondern zeigt deren Flexibilität und Situiertheit und lässt gleichzeitig Raum für individuelle Selbstdefinitionen der Personen.

Intersektional hätte eine soziale Kategorie betrachtet werden müssen, wenn die Studie über Mitglieder einer sogenannten Gruppierung gesprochen hätte. Das tut sie in einem Fall, da von außen in sogenannte Kinder und sogenannte Erwachsene unterschieden wurde. Diese Differenzierungsachse kann in anderen Settings anders verlaufen, wenn Personen, die in Deutschland als Kinder gelten, an anderen Orten als schon erwachsen verstanden werden, oder Personen, die in Deutschland als Erwachsene gelten, an anderen Orten als Kinder gelten. Wenn in der Studie über sogenannte Kinder gesprochen wird (um sie als Studienpartner_innen auszuschließen), dann wird gleichzeitig über ein heutiges, deutsches Verständnis von Kindsein gesprochen. Weitere aktive Fremdkategorisierungen werden in der Studie nicht vorgenommen, sondern es werden mitwirkende Konfigurationen der Herstellung thematisiert. Deshalb kann der Intersektionalitätsanspruch bezüglich Identitätskategorien in den Hintergrund treten. Dass alle Studienpartner_innen eine mit anderen Differenzierungsachsen verschränkte Vorstellung von *weiblich* etc. haben, ist grundsätzliche Logik des Vorgehens und für die hervorgebrachten Effekte irrelevant.

Im Vorgehen des Realisierungsversuchs und der Diskussion der mitwirkenden Intra-aktionen ist implementiert, dass Macht (im Foucault'schen Sinne) Phänomene hervorbringt und es keine Position außerhalb von wirkenden Machtverhältnissen gibt. Durch Zu-grundelegen der Logik des *Agential Realism* wird ständig reflektiert, dass in der Betrachtungssituation der Studie selbst – quasi in ihrem Messvorgang – Machtrelationen wirken und gewisse Konzepte stabilisiert, andere destabilisiert werden. Die Sensibilität gegenüber machtungleichen Positionen zeigt die Studie beispielsweise bei der Diskussion von Interpretationen über Studienpartner_innen als heteronormativ geprägte Stichprobe. Insgesamt weist die Studie aber durch den Fokus auf das Erproben einer geschlechternormativen Realisierung einen geringen Grad an externer Einord-

nung von Studienpartner_innen auf und beteiligt sich dadurch nicht maßgeblich an der Stabilisierung von Wissenschaft als jene Instanz, die immer besser als Individuen Aussagen über Realitäten treffen könnte.

Bezüglich der Bedeutung von Sprache und Sprechakten kommt zum Tragen, dass die Antworten sprachlicher Natur sind. Auch wenn das Setzen eines Kreuzes auf einem Kontinuum eine nicht-sprachliche Komponente aufweist, halte ich die sprachliche Komponente für die weit bedeutsamere, da das Kontinuum erst durch die sprachliche Bezeichnung Bedeutung erhält. Die Bedeutung der Sprache für die Herstellung der geschlechtlichen Selbstkategorisierung wird hier nicht weiter diskutiert. Es soll jedoch klar kommuniziert werden, dass die erprobte Realisierung in diesem Fall sprachlicher Art ist.

Die queertheoretische Anforderung nach Beachtung der Historizität und Kontextabhängigkeit eines jeden Konzeptes wird durch Spezifizierungen des Ortes und der Zeit sowie durch das Design eingelöst, wobei letzteres die Kontextabhängigkeit geradezu vorführen will. Selbst für beispielsweise die *Bewertung als un/seriös* wird in Frage gestellt, ob diese zwangsläufig entsteht, da keinerlei Hinweise vorliegen, dass sie auch ohne ihre explizite Abfrage entstanden wäre. So wird geradezu auf die Spitze getrieben, dass eine Bewertung möglicherweise nur am Ort und zur Zeit der Fragebogenbeantwortung existiert, weil dieser Akt die Bewertung erst evoziert.

Was solche Studien alles dekonstruieren (können), wenn sie rezipiert und ernst genommen werden, ist eine offene Frage. Aus meiner queertheoretisch informierten Perspektive halte ich u. a. folgende Dekonstruktionen für besonders erstrebenswert: Dekonstruktion von Geschlechterbinarität, Dekonstruktion von Konstrukten als kontextlos gegeben, Dekonstruktion von Forschenden als per-se Wissenden, Dekonstruktion von Wissen als ort- und zeitlose Faktenkenntnisse. Ich gehe davon aus, dass nicht etwa einzelne Studien diese Dekonstruktionen einzulösen vermögen, sondern eher *Herangehensweisen* wie queperfeministische Kritik, *Situated Knowledges*⁸⁰ und *Agential Realism* dazu geeignet sind. Ziel

⁸⁰ Im Sinne von Donna Haraway (beispielsweise 1988)

dieser Arbeit ist es jedoch auch, mit ARqE eine Form empirischer Forschung vorzustellen, deren – erst noch durchzuführende – Studien in der Zusammenschau ebenfalls dekonstruierende Wirkung entfalten können.

Vorrangiges Ziel dieses Kapitels ist es, einen Eindruck über das Vorgehen von ARqE-Studien zu geben, und weniger, konkrete Aussagen über situiert wirkende Intra-aktionen im Sinne einer ARqE zu generieren. Auch wenn meines Erachtens ein erstes Vorführen gelungen ist, hätte ich aus der aktuellen Perspektive zwei Punkte des Studiendesigns anders gestalten können, um ein stärkeres Argument formulieren zu können.

Erstens wäre die Demonstration, dass die Formulierung des *Messinstrumentes* den erzeugten Gegenstand mit herstellt ggf. noch überzeugender, wenn sich nur die nonbinäre *Antwortformulierung* – und nicht auch die *Frageformulierung* – von der klassisch binären Variante unterscheiden würde. In den oben getroffenen Entscheidungen hatte ich der Ähnlichkeit der beiden nonbinären Fragen untereinander Priorität eingeräumt (vgl. S. 207), statt der Ähnlichkeit der binären und nonbinären Abfrage. Auch wenn die Ähnlichkeit zwischen der binären und nonbinären Abfrage aus ARqE-Perspektive nicht nötig ist, würde sie mir nun auf dem Weg von einem klassischen hin zu einem ARqE-informierten Design als ein kleinschrittigerer Übergang erscheinen. Dafür müsste eine Formulierung der Geschlechtsabfrage gefunden werden, die für beide Antwortformate passt. Alternativ müsste riskiert werden, dass es aktuell an den umgrenzten Orten merkwürdig wirken kann, wenn eine Frage in identischer Form zweimal gestellt wird. Eine weitere Möglichkeit wäre, diese Bedingung doch interindividuell zu variieren. Dann müssten aus ARqE-Perspektive jene Personen, die ausschließlich die binäre Formulierung vorgelegt bekommen, ein differenziertes Debriefing erhalten, welches die reifizeirte Heteronormativität aufzubrechen versucht. Allerdings ist in diesem Zusammenhang interessant, welche Auswirkungen es hatte, dass die Internetplattform *Facebook* in 2014 die Möglichkeit einführte, Geschlecht nicht nur als entweder *weiblich* oder *männlich*, sondern als *benutzerdefiniert* anzugeben. Jede Person, die ihre Geschlechtsangabe in benutzerdefiniert geändert hat, wäre eine Demonstration der wirkenden Intra-aktion durch das Antwortformat, auch wenn die Frage identisch geblieben

ist. Ich gehe zusammenfassend davon aus, dass für die geschlechtliche Selbstkategorisierung in unserer heutigen Kultur sowohl das Antwortformat alleine, wie auch Frageformat mit Antwortformat zusammen eine *cut*-erwirkende Intraaktion sein kann.

Zweitens hätte das von Döring verwendete Wort „dubios“ in der Herstellung der Bewertung der Fragen vorkommen sollen (vgl. Döring, 2013, die vermutete, nonbinäre Geschlechtsfragen könnten eine ganze Studie als „dubios“ erscheinen lassen). Ich sehe aus jetziger Perspektive keinen Grund, dieses Wort nicht genauso auszuprobieren wie die anderen auch. Im Gegenteil legt die Besprechung von Dörings These im Rahmen der Studie die Verwendung des Wortes „dubios“ geradezu nahe.

Abschließend möchte ich noch eine andere Auseinandersetzung als Erprobung der ARqE-Perspektive vorschlagen. In meinem Artikel “Queering Identities in Psychology: Blind Alleys and Avenues” (Scholz, 2016; in *Queering Paradigms VI: Interventions, Ethics, and Glocalities*) betrachte ich die psychologisch klassische Selbstkategorisierungstheorie von Turner, Hogg, Oakes, Reicher und Wetherell (1987) und welche Umformulierungen der Theorie aus queertheoretischer Sicht nötig wären. Ohne explizit den *Agential Realism* zu nennen, verwende ich darin eine Herangehensweise an Phänomene als situiert, an Realisierungen als non-essentiell sowie an Identitäten als lokal und temporär und expliziere die im Text ebenfalls gesetzten *cuts*, die selbst kontextabhängig sind. Dieser Artikel stellt keine Studie vor, sondern betrachtet eine psychologische Theorie sowie deren queertheoretisch adaptierbaren Anteile und diskutiert queertheoretisch wünschenswerte Neuerungen. Mit solchen Auseinandersetzungen möchte ich anregen, mit *Science* zu arbeiten und im Sinne von Barad und Butler keine *human-independent facts about nature* (vgl. Barad, 1996, S. 162) zu generieren, sondern *intra-actively entangled ones* (vgl. Barad, 2007).

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





6 Die *agential cuts* dieser Arbeit

Mit dieser Arbeit versuche ich zu zeigen, dass mit dem *Agential Realism* als wissenschaftstheoretische Position eine queer(end)e Experimentalpsychologie möglich ist, die ihr queer(end)es Potential nicht durch ihre Themenwahl, sondern durch ihre grundlegende Herangehensweise an Phänomene erhält. Wie also legt man ein Experiment an, das auf *Dann*-Gegebenheiten einer Entität schließen will, während man gleichzeitig eine Differenz als Resultat dessen erachtet, wie Mächtigere eine historische Situation interpretieren (vgl. Einleitung S. 3)? – Als Antwort schlage ich vor, diese mächtige Position aktiv einzunehmen und möglichst verantwortungsvoll damit umzugehen, dass Forschende mitunter die Differenz-Herstellenden oder Differenz-Wiederholenden sind. Dieses *möglichst verantwortungsvoll* sehe ich als die große Herausforderung, die den Einbezug von in klassischem Realismus bisher als unwissenschaftlich geltenden Werten benötigt. Auch mit experimentalpsychologischen Differenz-Herstellungern können interessante situative Zusammenwirkungen und somit situierte Möglichkeitsräume beschrieben werden, die anzeigen, welche Realisierungsmöglichkeiten eine spezifische Konfiguration zulässt. Ebenso können Realisierungsräume beschrieben werden, die anzeigen, um welche Werte die Realisierungen pendeln. Eine weitere Herausforderung für ARqE sehe ich darin, was als *interessant* gilt, wenn nicht mehr Forschungsgrund sein kann, etwas über Gegebenheiten der Welt zu konstatieren, sondern immer nur situiertes Wissen geäußert werden kann. Zunächst könnte jeder Möglichkeitsraum als interessant gelten. Wenn aber prinzipiell ethische Überlegungen jede *cut*-Setzung lenken sollen, bei der Forschende eine Differenz herstellen oder wiederholen, sieht man sich mit fast jedem Experiment mit Fragen konfrontiert, die zahlreiche Forschende auch schon heute kennen. Ein Beispiel hierfür wäre die Forschung mit menschlichen Stammzellen, für deren Studiendesigns nicht nur die technische Machbarkeit entscheidend ist, sondern auch ethische Entscheidungen einer Gesellschaft eine große Rolle spielen. Aus solchen Debatten kann vermutlich viel über die praktische Umsetzbarkeit gelernt werden – beispielsweise die Sinnhaftigkeit und Einsetzbarkeit von Ethikkommissionen. Wenn einzelne Entschei-

dungen eines Forschungsprozesses – z. B. aufgrund geringer(er) Tragweite – leichter zu fällen sind, könnte dies ein Grund sein, der sich auf die praktischen Umsetzungen auswirkt, aber nicht ethische Überlegungen obsolet macht. Mit Blick auf die Mitwirkungen von Forschenden werden u. U. zahlreiche Konfigurationen deutlich, in denen Forschende am Machterhalt dominanter Gruppen beteiligt waren bzw. es immer noch sind, was aus queertheoretischer Perspektive zu ändern ist.

In zahlreichen Konfigurationen mögen die Mitwirkungen von experimentalpsychologischen Messungen vernachlässigbar sein. Dies kann jedoch nicht vorausgesetzt werden und es stellt damit eine weitere Herausforderung für queer(end)e Experimentalpsycholog_inn_en dar, dies erkennen zu können. Zudem kann sich die Feststellung von *ist zu vernachlässigen* auch nur auf ein *relativ zu X* beziehen. So sehr wie es dafür, dass ich meinen Sessel im Raum finde, zu vernachlässigen ist, dass das Lichteinschalten meine Möbel verrückt, so wenig ist dies bei der genauen Positionsmessung eines Teilchens zu vernachlässigen. Das Urteil, dass es zu vernachlässigen wäre, dass per Versuchs- und Messanordnung ein Teil von Studienpartner_inne_n zu *Schnelleregehenden* und ein anderen Teil zu *Langsameregehenden* gemacht werden (zum Beispiel bei Bargh, Chen & Burrows, 1996), macht nur in Relation zu einem weiteren Wert Sinn, beispielsweise dass diese Kategorisierung keine weiteren Auswirkungen habe. Das heißt für ARqE steht auch viel Forschung über relative Konsequenzen von situierten Forschungssettings an. Dies ersetzt keinesfalls ethische Abwägungen. Es informiert ethische Abwägungen viel eher, wenn der Möglichkeitsraum und der Realisierungsraum von Konsequenzen eines bestimmten Effektes besser beschrieben werden können. Wenn eine bestimmte, aufgrund bestimmter Werte unerwünschte, Realisierung in einem konkreten Setting als sehr unwahrscheinlich anzunehmen ist, dann kann dies als Begründung verwendet werden, dass in diesem Fall die Differenzherstellung durch die Forschende zu vernachlässigen ist. Doch auch dies wäre eine situierte Entscheidung und nichts, was in der Natur der Sache selbst läge.

Eingangs habe ich die Frage aufgeworfen, wie in einem Experiment eine Quantifizierung von Gegebenheiten und gleichzeitig deren Dekonstruktion

angestrebt werden kann. Dieselben *relata* sind nur zu dekonstruieren, wenn trotz – oder eventuell sogar aufgrund – ihrer Quantifizierung ihre Bedingungsabhängigkeit deutlich wird. Wenn beispielsweise die Anzahl und die inhaltlichen Möglichkeiten von momentaner geschlechtlicher Selbstkategorisierung für einen spezifischen Kontext abgewogen werden, kann es gelingen, deren Situiertheit zu verdeutlichen und trotzdem mit einer Auswahl eine Quantifizierung zu vollziehen, die gleichzeitig die Inhärenz- und Stabilitätsannahmen von Geschlechtsidentität dekonstruiert. Einfacher ist vermutlich, bei Quantifizierung der einen *relata* andere *relata* zu dekonstruieren, was ich – je nach *relata*, um die es sich handelt – immer noch als queer(end)e Handlung im Sinne Butlers erachten würde, da auch queertheoretisch keine gänzliche Kategorienlosigkeit angestrebt wird, sondern eine Verschiebung hin zu größerer Chancengleichheit (vgl. Kapitel 2.3). Wiederum kann es auch nur situativ im Einzelfall, relativ zu einem bestimmten Wert, beurteilt werden, ob dieses spezifische Quantifizieren der einen *relata* bei gleichzeitiger Dekonstruktion anderer *relata* eine queer(end)e Handlung ist. Wenn ich es für akzeptabel halte, ein Experiment als queer(end) zu beurteilen, auch wenn bestimmte *relata* durch ihre Konfigurationen nur quantifiziert und nicht dekonstruiert werden, macht dies wieder die Relativität jeden Urteils und die Unausweichlichkeit von Diskussionen über solche Einschätzungen deutlich. Eine ARqE-Forschungsgemeinschaft müsste sich diesen Herausforderungen in Zukunft stellen.

Wenn ich behaupte, dass mit Barads *Agential Realism* eine queer(end)e Experimentalpsychologie möglich ist, befindet sich meine Argumentation selbst in Konfigurationen und hängt vom situierten *Apparatus of Knowledge* (im Sinne Butlers wie Barads) ab. Ich spreche beispielsweise über Experimente als wissenproduzierende, die mit spezifischen Voraussetzungen arbeiten (Kapitel 3). Anschließend spreche ich über alternative Voraussetzungen für ein alternatives experimentelles Handeln (Kapitel 4), welches dennoch in bestimmte Verständnisweisen eingebunden ist. So ist jedes einzelne Konzept innerhalb meiner Aussagen verwoben in Lesarten, Praktiken und situierten Möglichkeitsraum. Damit referenziert die Arbeit auf bestimmte Diskurse (z. B. die einer akademischen Experimentalpsychologie bzw. *Queer Theory* bestimmter Länder), beteiligt sich an der Diskussion, an der bestimmte Menschen beteiligt und bestimmte andere

Stimmen nicht beteiligt sind und will dabei ein weiterführender Diskussionsbeitrag sein. Weiterhin erzeugt meine Argumentation selbst differenzierende *cuts*. Konzepte, mit denen ich arbeite – z. B. *Queer Theory*, *Agential Realism* oder Experimentalpsychologie–, stelle ich selbst situiert mit her bzw. wiederhole deren Herstellung. Durch meine Formulierungen trenne ich manche Konzepte als geschlossen heraus, während andere als Vermischtes dargestellt werden. Im Folgenden werfe ich einen Blick auf die Relationen dieser herausgeschnittenen Figuren untereinander und berücksichtige dabei folgende Verhältnisse *Agential Realism* zu *Queer Theory*, wissenschaftstheoretische Position zu Methodenwahl, Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus zu Experimentalpsychologie mit AR.

Agential Realism : Queer Theory

Die queertheoretischen Eingangszitate dieser Arbeit (von Wittig und Butler, vgl. S. 1) habe ich bereits so ausgewählt, um später eine gewisse Nähe des *Agential Realism* zu queertheoretischen Positionen herzustellen bzw. zu wiederholen. Kapitel 4.3 versucht, die Queerness der ARqE (über ihre Selbstbezeichnung als solche hinaus) zu zeigen. Barads eigene Schnitte, zwischen *Agential Realism* und *Queer Theory* einmal eine Grenze zu ziehen und einmal nicht, erscheinen mir situativ. Einerseits benennt sie die „Performativität der Natur“ als queer (Barad, 2012, *Natures Queer Performativity*) und präsentiert den *Agential Realism* als Grundhaltung, mit der die Queerness der Welt – im Gegensatz zu repräsentationalistischen Grundhaltungen – leicht lesbar wird. Weitere Beispiele von *radikal queeren Konfigurationen* diskutiert sie u.a. in *Transmaterialities* (Barad, 2015). Andererseits formuliert sie klare Abgrenzungen, wo ihr der *Agential Realism* über queertheoretische Positionen hinauszugehen scheint. Zumindest im Jahr 2008 erachtet(e) sie beispielsweise noch als nötig: “a radical rethinking of the nature of experience (for example, touch and vision), of theory, and their interrelationship, as well as many other core concepts that are still taken for granted by queer theorists” (Barad, 2008, S. 336). In Barads aktuellem Hauptwerk *Meeting the Universe Halfway* (2007) finden sich zahlreiche Abgrenzungen gegenüber Butlers Positionen. Barad bezeichnet Butlers Positionen dabei

nicht als grundverschieden vom *Agential Realism*, aber als im Vergleich zu diesem verkürzt und “limited to the production of human bodies (and only certain aspects of their production, at that)” (Barad, 2007, S. 145). Diese Einschätzungen teile ich nicht, sondern sehe Barads Abgrenzung an dieser Stelle wie die einer Botanikerin, die – über Botanik hinaus – eine Theorie der Verbundenheit der Lebensformen entworfen hat (aber über diese mit Referenzierung auf Botanik spricht) und nun einer Zoologin, die – über Zoologie hinaus – ebenfalls eine Theorie der Verbundenheit der Lebensformen entwickelt hat (aber über diese mit Referenzierung auf Zoologie spricht), vorwirft, nur über Zoologie zu sprechen. Meines Erachtens entwirft auch die *Queer Theory* eine Perspektive auf ontologische, epistemologische und erst recht ethische Fragen unserer Welt. Diese sind jedoch nur sehr selten in einen empirischen Diskurs eingebettet. Bei *ethicoepistemologischen* Fragen in queertheoretischen Analysen standen höchstens zu Anfang Geschlechts- und Sexualitätskategorien im Fokus. Sofort wurden diese in Verschränkung mit weiteren Strukturierungskategorien wie Ethnizität, Klasse, Alter und Fähigkeiten betrachtet. Insgesamt geht es um die Grundhaltung gegenüber Wissen und Handeln in der Welt. Noch immer geht es in queeren Analysen darum zu erkennen, welche Effekte dadurch erzeugt werden, wie wer über wen spricht, wie wer gegenüber wem handelt und wie negative Auswirkungen dessen reduziert bis verhindert werden können. Bee Scherer beschreibt:

[Q]ueer interventions can be understood as countering the psychosocial violence against queer subjects; these are done through concrete acts of resistance in the public sphere through activism, art(ivism); political and civic disobedience and protest; through individual, contextual modes of resistance, counter-scripts and resilience. (Scherer, 2016, S. 1-2)

So gehen die Einsatzgebiete eines queeren(den) Denkens weit über klassische wissenschaftliche Interessen hinaus. Im Fokus queeren(den) Denkens steht die Kritik an einem Handeln, das auf als standpunktlos angesehenem Wissen beruht. Theoretiker_innen wie Aktivist_inn_en versuchen Schritt für Schritt aufzuzeigen, dass dieses sogenannte Wissen tatsächlich werte- und voraussetzungsgebunden ist. Dies zeigt meines Erachtens das wissenschaftstheoretische

Interesse der Queertheorien, auch wenn bisher seltener auf empirische Forschung geblickt wurde, doch die queer(end)e Kritik kann und soll in allen Feldern menschlicher Betätigung geübt werden und ganz besonders in allen wissenschaftlichen Disziplinen und allen Methoden. Sullivan und Murray (2009) formulieren als queer(end)es Ziel die Destabilisierung des Selbstverständlichen: “Queer, at least as we understand it, is a heterogeneous and multidisciplinary practice aimed at ‘bringing forth’ and thus denaturalising the taken for granted, the invisibilised, the normalised; in short, the *dispositifs* or technés of (necessarily material) (un)becoming.” (Sullivan & Murray, 2009, S. 4) Solche queertheoretischen Analysen zeigen das *Gemachtsein* von (sozialen) Kategorien auf, wie Barads Analysen die Bedingungsabhängigkeit materieller Entitäten aufzeigen. Der Großteil der bisherigen queertheoretischen Analysen mag sich darauf beziehen, was wir als *menschlichen Bereich* abgrenzen könnten. Queertheoretische Intention ist es jedoch gerade, solche Abgrenzungen zu dekonstruieren. In ihrer Einleitung zu *Queering the Non/Human* schreiben Giffney und Hird (2008, S. 5): “Queer is employed here as a collection of methodologies to unpick binaries and reread gaps, silences and in-between spaces.” Nach meiner Einschätzung nimmt Butler ebensowenig eine Begrenzung auf einen sogenannten *menschlichen Bereich* vor. In *Körper von Gewicht* schreibt sie:

Was ich an Stelle dieser Konzeptionen von Konstruktion vorschlagen möchte, ist eine Rückkehr zum Begriff der Materie, jedoch nicht als Ort oder Oberfläche vorgestellt, sondern als *ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen*. Daß Materie immer etwas zu Materie Gewordenes ist, muß meiner Meinung nach mit Bezug auf die produktiven und eben auch materialisierenden Effekte von regulierender Macht im Foucaultschen Sinne gedacht werden. Dementsprechend lautet die Frage künftig nicht mehr, wie das soziale Geschlecht als eine und durch eine bestimmte Interpretation des biologischen Geschlechts konstituiert wird (eine Frage, bei der die ‚Materie‘ des biologischen Geschlechts von der Theorie ausgespart bleibt), sondern vielmehr: Durch welche regulierenden Normen wird das biologische Geschlecht selbst materialisiert? Und wie erklärt sich, daß die Behandlung der Materialität des biologischen Geschlechts als

eines Gegebenen die normativen Bedingungen für dessen Auftreten voraussetzt und konsolidiert? (Butler, 1993/1997, S. 32)

Butler interessiert sich sowohl für *Materie*, wie für nicht-materielle Phänomene, auch ohne dazwischen eine Grenze zu ziehen, sondern gerade in deren Verschränkung. Es scheint mir lediglich so, dass solche Fragen wie „Durch welche regulierenden Normen wird das biologische Geschlecht selbst materialisiert?“ (siehe Zitat von eben, Butler, 1993/1997, S. 3) in Folge ihrer Publikation detaillierter von anderen Theoretiker_inn_en (z.B. Voss, 2011, 2013), ausgeführt wurden. Dies bedeutet aber nicht, dass Butler nicht das Gewordensein von *dann*-materiellen Strukturen mitdenken würde.

Entsprechend erachte ich den *Agential Realism* nicht als eine Grundhaltung, die über Queertheorien hinaus geht, sondern als eine, die eine Brücke schlägt, an der queere Kritiken bisher lediglich wenig interessiert waren: Sie schlägt diese Brücke damit, eine Ausformulierung der wissenschaftstheoretischen Position zu liefern, mit der quantitative Experimente möglich sind, um anschließend Aussagen über situierte Phänomene treffen zu können. Queertheorien haben stark auf die Dekonstruktion Machtgefälle erhaltenden Wissens fokussiert und wenig Interesse an der Formulierung von sogenannten Tatsachen – und seien es lokale, temporäre – gezeigt. Ich halte die queertheoretisch informierte Formulierung von situiertem Wissen für lohnenswert. Ebenso ist die anzuwendende Methode für das Gewinnen einer situierten Einsicht situativ auszuwählen, was zu dem interessanten Verhältnis von wissenschaftstheoretischer Position zu Methodenwahl führt.

Wissenschaftstheoretische Position : Methodenwahl

Neben den vielen quantitativ Forschenden mit klassisch realistischer Position gibt es zahlreiche Forscher_innen, die metatheoretisch von klassischem Realismus ausgehen und ein spezifisches Phänomen qualitativ erforschen. Ebenso sind Forschende denkbar, die nicht von klassischem Realismus ausgehen und dennoch quantitative Methoden verwenden. So kann ich die Methodenwahl, ob beispielsweise qualitativ oder quantitativ vorgegangen wird, als orthogonal zur

metatheoretischen Position, ob beispielsweise klassischer Realismus angenommen wird oder nicht, begreifen. Das eine müsste nicht mit dem anderen zusammenhängen. Entsprechend wird oft von gegenstandsangemessenen und nicht von wissenschaftstheorieabhängigen Methoden gesprochen. Praktisch scheint es aber dennoch eine Korrelation (in der europäisch und US-amerikanisch geprägten Psychologie) derart zu geben, dass quantitatives Vorgehen aktuell fast ausschließlich vom klassischen Realismus ausgeht (vgl. z. B. Kapitel 3.1). Selbstverständlich ist der *Agential Realism* nicht die einzige alternative wissenschaftstheoretische Position, die quantitatives Vorgehen erlaubt. Ich habe in dieser Arbeit auf den *Agential Realism* fokussiert und angestrebt zu zeigen, dass die Suche nach Zusammenwirkungen auch ohne klassisch realistische Position funktioniert und Sinn macht; dies jedoch nicht als Hintergrund für die Suche nach Wahrheit (vgl. Popper, 2002, siehe Kapitel 2.1.1, S. 79), sondern für Einsichten über situierte Möglichkeits- und Realisierungsräume. Wer eine queerere Welt anstrebt und trotzdem quantitativ Zusammenwirkungen beschreiben will, ist meines Erachtens nicht länger in einem Widerspruch gefangen, sondern kann mit *Agential Realism* eine queer(end)e Experimentalpsychologie betreiben. Das soll nicht bedeuten, dass dies immer die passendere Kombination für alle ist, die queer(end) psychologisch forschen wollen. Vielerlei Aussagen sind sicher immer noch besser durch qualitative Methoden zu erzielen. Die Frage, wie sich *Agential Realism* für qualitative Methoden eignet, habe ich bisher nicht behandelt. Mein Interesse galt zunächst der Konfrontation und Dekonstruktion der Widersprüchlichkeiten von queeren Kritiken und klassischem experimentalpsychologischem Vorgehen. Ich gehe davon aus, dass die wissenschaftstheoretische Position nicht direkt die auszuwählende Methode vorgibt. Dennoch beinhaltet sie erkenntnistheoretische Axiome, die beispielsweise vorgeben, wie mit Schwierigkeiten wie dem Einfluss durch die Messung umzugehen ist. Wenn man klassisch realistisch von bedingungslos bestehenden stabilen Entitäten ausgeht, macht es Sinn, nach deren Beschaffenheit zu fragen, Einflüsse der Messung als Störgröße zu behandeln und entsprechend zu versuchen, diese Einflüsse zu minimieren. Methoden wiederum bauen auf gewisse Voraussetzungen auf. Daher mag die Methodewahl indirekt doch durch die konkreten erkenntnistheoretischen Annahmen einer wissenschaftstheoretischen Position (z. B. Entitätenrealismus) mitbestimmt sein.

Bezüglich eines *t*-Tests habe ich in dieser Arbeit diskutiert, dass dieser auch aus einer AR-Position heraus anwendbar ist. Anders als aus der klassisch realistischen Position wird jedoch kein zufälliger Messfehler angenommen. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass das *Pendeln* von Werten den Realisierungsraum für eine Konstellation anzeigt. Nichtsdestotrotz steht für viele etablierte psychologische quantitative Methoden noch die detaillierte Prüfung ihrer Voraussetzungen für eine Kompatibilitätseinschätzung bezüglich *Agential Realism* aus. Dies ist ebenfalls eine der zukünftigen Herausforderungen für ARqE, worauf ich weiter unten zurückkomme. Zuvor soll der angesprochene Unterschied zwischen klassischem Realismus und *Agential Realism* in der Herangehensweise an erkenntnistheoretische Probleme erneut kurz beleuchtet werden.

Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus : Experimentalpsychologie mit Agential Realism

Einige quertheoretische Kritiken an Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus – zum Beispiel die Erinnerung an Kontextabhängigkeit eines Phänomens – können von dieser verstanden und anerkannt werden. Im Umgang mit dieser Kritik zeigt sich jedoch eine grundlegend unterschiedliche Herangehensweise von klassischem Realismus und *Agential Realism*. Der AR inkorporiert die Einsicht, dass Kontext eine Rolle spielt, in die Idee vom Erkenntnisgewinn. Die klassisch realistisch arbeitende Experimentalpsychologie geht dagegen davon aus, dass Kontexteinflüsse prinzipiell quantifizier- und berücksichtigbar sind und geht entsprechend weiterhin davon aus, einen *wahren* Effekt finden zu können (vgl. Kapitel 3). Ich möchte dies an der Diskussion von zwei Artikeln von Klaus Fiedler verdeutlichen – die nebenbei bemerkt sogar weiter als gewöhnlich in Richtung einer *agential realist* Perspektive gehen.

Fiedler (2011) greift in seinem Artikel “Voodoo Correlations are Everywhere – Not Only in Neuroscience” eine Feststellung von Vul, Harris, Winkielman und Pashler (2009) auf, die ein Vorgehen in den Neurowissenschaften kritisieren, um deren grundsätzliche Kritik auch für psychologische Forschung zu diskutieren. Inhaltlich geht es darum, dass durch gewisse

Entscheidungen im Studiendesign Korrelationen vergrößert werden können. Fiedler (2011) kann das von Vul et al. (2009) kritisierte Vorgehen in die Psychologie übertragen und zudem zahlreiche weitere Beispiele nennen, in denen Entscheidungen der Forschenden das Ergebnis mitbestimmen: “[I]ndependence can be lost in many other arbitrary sampling decisions in the research process, such as the selection and publication of research questions and the operationalization of variables, tasks, stimuli, and instructions.” (Fiedler, 2011, S. 164) Er diskutiert Einflüsse in Form von: “biases from the study design”, “biases from selecting variables and measures”, “biases from the analyses” und “biases from selective correction, publication, and funding of research”. Nach Vorlegen zahlreicher Einflussfaktoren gilt sein Interesse dann folgender Frage: “What remedies or countermeasures may avoid or reduce those biases?” (S. 168) Seine Reaktion auf die Einsicht, dass eine Vielzahl von Entscheidungen im Forschungsprozess das Ergebnis mitbestimmen, besteht also in dem Versuch, solche *Verzerrungen* (*biases*) zu vermeiden oder wenigstens zu reduzieren. Damit wird weiter das Ideal von “unbiased methodologies” (Fiedler, 2011, S. 169) verfolgt.

In seinem Artikel “From intrapsychic to ecological theories in social psychology: Outlines of a functional theory approach” kann Fiedler (2014) ebenfalls zahlreiche empirische Beispiele dafür anführen, dass der weitere Kontext auf die Ergebnisse wirkt. Er differenziert diesbezüglich zwischen *intrapsychic processes* und *extrapsychic conditions*. Seine Diagnose ist (wie auch meine eigene, vgl. Kapitel 3), dass letztere in psychologischer Forschung kaum beachtet werden: “There is little interest in such extrapsychic conditions (...) Social psychologists exhibit little interest in such genuinely social conditions (...) They not even seem to propagate a conceptual framework that gives meaning to environmental variables.” (Fiedler, 2014, S. 666) Er plädiert dafür, diese extrapsychischen Bedingungen in Form eines *environmental approach* in Zukunft besser zu beachten, und ist mit dieser Forderung nahe an Positionen des *Agential Realism* und der *Queer Theory*. Doch letztlich betrachtet er die Beachtung extrapsychischer Bedingungen als Strategie, um sogenannte *explanatorische Distanz* zu vergrößern (“How to increase explanatory distance”, S. 659):

[E]xplanatory concepts have to be sufficiently distant and detached from the phenomena they are to explain. Moreover, theoretical concepts have to appear ‘objective’ in the sense that they can be measured independently of the dependent measures meant to capture the phenomena to be explained. (Fiedler, 2014, S. 658)

Fiedler spricht sich also deshalb für die Beachtung von extrapsychischen Bedingungen als mitverantwortlich für das Ergebnis aus, um dadurch die Objektivität und die Distanz zwischen Explanans und Explanandum zu steigern. Dies hält er vor allem deshalb für erstrebenswert, weil er davon ausgeht, dass Objektivität und jene Distanz zentrale Bestandteile von wissenschaftlichem Fortschritt seien: “In other words, theoretical distance and objectivity are not just useful for the public image; they are key properties of scientific growth.” (Fiedler, 2014, S. 659)

Fiedler geht es also nicht nur um die Vermeidung von Zirkularität, sondern vor allem um eine sogenannte objektivierende Trennung der erklärenden theoretischen Konzepte von dem gemessenen Ergebnis. Dies widerspricht dem zentralen Verständnis des *Agential Realism*, dass die Messweise – also die *agencies of observation* – und damit auch die theoretischen Konzepte das gemessene Ergebnis mitbestimmen und ohne letzere auch gar keine Messung möglich wäre. Laut Barad setzen ja gerade erst die Konzepte, mit denen an eine Messung herangegangen wird, jene *agential cuts*, die die dann-bestimmten *relata* situativ aus ihren *relations* herauschneiden. So kann *aggressives Verhalten* nicht ohne Annahmen und Setzungen über das Konzept Aggression beschrieben werden. Gleiches gilt für eine Kausalrelation mit dem Resultat *aggressives Verhalten*, die nicht ohne Annahmen und Setzungen über auslösende Komponenten beschrieben werden kann.

Fiedlers Vorgehensweise zeigt ein gewisses Maß an Selbstanwendung der psychologisch wohl unumstrittenen Einsicht, dass sich Menschen unter verschiedenen Bedingungen mitunter verschieden verhalten und fühlen. Entsprechend plädiert er für Umwelt-Theorien, folgt dabei jedoch weiter dem Entitätenrealismus, dass menschliches Verhalten etwas ist, was – zumindest theoretisch – objektiv beschrieben werden könnte. Seiner Ansicht nach stehen

dieser Beschreibung lediglich epistemologische Probleme bzgl. Objektivität entgegen, weshalb es seiner Meinung nach sinnvoll wäre, sogenannte Verzerrungen aufzuspüren und zu reduzieren.

Hegarty und Bruckmüller (2013) gehen mit der Einsicht über non-neutrale Beschreibungen und Erklärungen anders um und liefern damit eine Anwendung für die Anerkennung von *relata* als *within-relations*. Sie beschreiben das Phänomen, dass ein Vergleich nicht formuliert werden kann, ohne das eine Vergleichsobjekt als Figur und das andere als Hintergrund zu positionieren (zumindest in den Sprachen des europäisch und US-amerikanisch geprägten Raumes). Im Beispiel „Männer haben mehr Einkommen als Frauen“ sind *Männer* die Figur von dem Hintergrund *Frauen*, während es bei „Frauen haben weniger Einkommen als Männer“ umgekehrt ist. Logisch wird in beiden Fällen dasselbe gesagt. Eine unterschiedliche Anordnung von *Figur* und *Hintergrund* hat jedoch Auswirkungen auf gemessenen Einschätzungen. Dies gilt für sinnlose Silben (wie „ZUM is near GAX“, vgl. Gleitman, Gleitman, Miller & Ostrin, 1996; zit. n. Hegarty & Bruckmüller, 2013) und für menschliche Gruppen: Der als Hintergrund positionierten Gruppe wird jeweils höherer Status und mehr Macht zugesprochen (vgl. Bruckmüller & Abele, 2010; zit. n. Hegarty & Bruckmüller, 2013). Dies ist für kulturelle Bereiche relevant, in denen sich eine bestimmte Gruppe als Hintergrund etabliert hat. So sind beispielsweise auf der Führungsetage der Wirtschaft *Männer* die Norm bzw. der Hintergrund und *Frauen* die (dann-erklärungsbedürftige) Figur. Vergleiche werden typischerweise so formuliert, dass sie diese Konfigurationen widerspiegeln: Im aktuellen Beispiel würden *Frauen* als Figur positioniert und artikuliert „wie Frauen sich von Männern unterscheiden“. Dadurch werden Status- und Machtunterschiede als größer und legitimer erachtet und vermehrt statusbezogene Geschlechterstereotype zugeschrieben, als wenn der Vergleich umgekehrt formuliert wird („wie Männer sich von Frauen unterscheiden“; Hegarty & Bruckmüller, 2013).

In der Beschreibung dieser empirischen Ergebnisse vollziehen Hegarty und Bruckmüller mehrere ARqE-Schritte. Zum einen lokalisieren sie die Ursachen für gefundene Asymmetrien nicht allein in der kognitiven Mechanik der Handelnden, sondern erachten diese als „resulting from history, communication

pragmatics, learning and knowledge activation” (Hegarty & Bruckmüller, 2013, S. 177). Damit wenden Sie schon die von Fiedler geforderte Beachtung der extrapsychischen Bedingungen an.

Darüber hinaus wenden sie das Foucault’sche Machtverständnis von Disziplinarmacht an. Demnach übt nicht eine mächtige Person sichtbar Macht über statusniedrigere Personen (*Disziplinierte*) aus. Vielmehr werden die Disziplinierten sichtbar gemacht, wodurch es für Institutionen leichter wird, mit diesen Individuen in einer Weise umzugehen, die objektiv, rational und fair erscheint, obwohl sie einem Standpunkt angehört. Hegarty und Bruckmüller (2013) lesen die Auswirkungen von asymmetrischen Beschreibungen und Erklärungen von Gruppenunterschieden als Realisierung von Disziplinarmacht, weil die als Figur exponierte Gruppe durch die Sichtbarmachung diszipliniert wird und Auswirkungen erfährt. Wichtig ist, dass dies nicht nur in ihrem Experiment geschieht, sondern auch dann, wenn sogenannte Laien einen Vergleich formulieren und erst recht wenn sich in einer Kultur in bestimmten Bereichen eine bestimmte Konstellation (wie *Männer als Norm*) etabliert hat. Die Autor_inn_en beschreiben außerdem die asymmetrischen Formulierungen (inklusive Auswirkungen) von Forschenden und betreiben damit die vom AR geforderte Selbstanwendung, Einflüsse nicht nur bei ihren Studienpartner_innen zu erkennen, sondern bei allen Handelnden/Sprechenden. Ihr Beispiel führt außerdem vor, dass es wie im Foucault’schen Verständnis kein *Außerhalb von Machtrelationen* gibt. Es ist unmöglich, eine vergleichende Aussage *neutral* oder symmetrisch zu treffen. Selbst wenn beide Formulierungen genannt würden, würde eine zuerst genannt, was wieder asymmetrische Auswirkungen hat. Es macht also keinen Sinn zu versuchen, die Asymmetrie nicht zu begehen. Vielmehr müsste man aktiv anders damit umgehen, wenn man die Auswirkungen problematisch findet. Die Arbeit von Hegarty & Bruckmüller (2013) legt zum Beispiel nahe, solche Formulierungen u. U. bewusst *untypisch* zu formulieren, wenn man beispielsweise der Etablierung einer Gruppe als Norm entgegenwirken möchte. Die Autor_inn_en fordern mehr Arbeit zu diesen Einsichten, unerwünschte Auswirkungen beeinflussen zu können, doch nennen sie die Asymmetrien absichtlich nicht Verzerrungen (*biases*), weil dies implizieren würde, dass sie eine unverzerrte Formulierung kennen würden. Sie streben also nicht an, sogenannte

Verzerrungen zu vermeiden sondern mit situativ unvermeidlichen Asymmetrien möglichst konstruktiv umzugehen.

Ich stelle diese Arbeit vor allem aufgrund ihres insgesamten Blicks auf Situationseinflüsse als gutes Beispiel vor. Ich möchte dennoch bezüglich der empirischen Durchführung etwas äußern, was einen anderen Punkt des *Agential Realism* betrifft. In Kapitel 5 habe ich herausgestellt, dass wir bei psychologischen Messungen zunächst herausarbeiten müssen, ob wir darin das Ergebnis nicht ausschließlich für das experimentelle Setting herstellen. So kann ich auch für die von Hegarty und Bruckmüller (2013) beschriebenen Studiendesigns fragen, ob die Einschätzungen als *statushöher* oder *legitimer* nicht erst durch die experimentelle Nachfrage danach hergestellt werden. Selbst wenn dem so wäre, hält ihre Argumentation meines Erachtens insgesamt trotzdem stand. Sozial relevant wird eine Auswirkung wie *es legitim zu finden, dass Frauen weniger Geld verdienen als Männer* dann, wenn darüber nachgedacht wird – egal durch wen oder was die Einschätzung evoziert wird. Es könnte also sein, dass die Legitimationseinschätzung erst entsteht, wenn irgendwas oder irgendwer danach fragt (d. h. die Konfigurationen dafür bestehen), und erst dann die Auswirkung geschieht – doch nur dann ist sie auch sozial relevant. Wenn sie nicht entsteht, wenn keine_r danach fragt, dann ist es auch irrelevant, weil niemand darüber nachdenkt. Dies kann analog zu folgendem Beispiel gesehen werden: Wenn wir nach dem Mond navigieren wollen, wäre es egal, wenn der Mond erst „entstehen würde, wenn wir hinsehen“ (vgl. Einsteins polemische Frage), denn sobald wir navigieren wollen, sehen wir hin und der Mond ist da.

Nach der Betrachtung der Verhältnisse von *Agential Realism* zu *Queer Theory*, der wissenschaftstheoretischen Position zur Methodenwahl und der Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus zur Experimentalpsychologie mit *Agential Realism*, möchte ich nun auf die weitere Entwicklung einer ARqE blicken. Die Arbeit von Hegarty und Bruckmüller (2013) als Positivbeispiel für eine *agential realist* Herangehensweise anzuerkennen, kann zu der Frage führen, ob es also schon AR-Experimentalpsychologie gibt, die nur nicht dieses Label trägt. Ich spreche nun einige potentielle AR-Beispiele in Experimen-

talpsychologie an; danach folgt eine Zusammenfassung meines Entwurfes der ARqE.

Die Tragweite der Kontextabhängigkeit eines jeden Phänomens wurde beispielsweise auch schon im Bereich der quantitativen *social cognition*-Forschung diskutiert. In Kapitel 3.2.5, unter den Einschätzungen der Queerness der Experimentalpsychologie, wie auch in Kapitel 4.2.2, beim Entwurf der ARqE, habe ich die Ansätze der *Situated Cognition* kurz angesprochen, weil jene der queertheoretischen wie *agential realist* Forderung nachzukommen scheinen, den Kontext mit zum Phänomen zu denken. Nun will ich nach der ausführlichen Besprechung einer ARqE-Konzeption noch einmal einen Blick darauf werfen. Prinzipiell wird bei diesen Arbeiten auf Andy Clark referenziert, der 1997 mit “Being there: Putting brain, body and world together again” eine Art Grundlage für die *Situated Cognition* geliefert zu haben scheint. Legt die Verständnisweise der *Situated Cognition* ein geeignetes Vorgehen für die ARqE nahe? Meine Antwort ist: Sie könnte, aber meistens geht sie nicht weit genug.

Eine neben der von Clark potentiell ebenfalls aufzunehmende Grundlagenarbeit für die *Situated Cognition* liefert die Philosophin Miriam Solomon (2007) mit ihrem Text “Situating Cognition” im *Handbook of the Philosophy of Science. Philosophy of Psychology and Cognitive Science* (Ed.: Paul Thagard). Sie referenziert auf zahlreiche frühere Einsichten (z. B. von Suchman über Clark und Haraway bis Latour und Hacking, vgl. Solomon, 2007, S. 413) um zu konstatieren, dass “[R]epresentations of the world, learning, memory, planning, action and linguistic meaning are embedded in the environment, tools, social arrangements and configurations of the human body” (Solomon, 2007, S. 413). Außerdem hält sie fest: “[I]deologies that inform scientific creativity and scientific decision-making derive, in large part, from social variables including family psychodynamics, political orientation and societal position” (S. 413). Und weiter: “[S]cientists have situated knowledge practices that are constituted around local experimental successes and are dependent on particular tools, domains, historical contexts and forms of social organization” (413). Sie schließt ihren Artikel mit der Position: “[T]he most that scientists find is local regularities. I am arguing for a similar position in epistemology.” (S. 426)

In Gänze scheint ihre Perspektive nicht von der Experimentalpsychologie aufgenommen worden zu sein, obwohl gleichzeitig die Kontextabhängigkeit für psychologische Forschung diskutiert wurde. Smith und Semin (2007) konstatieren in ihrem Text "Situated Social Cognition": "More progress might be made with a theoretical approach that makes interdependence and mutual constraint between person and context a central focus rather than a mere distraction from the inner representations" (S. 134). Allerdings erhält ihr Plädoyer – anders als das von Solomon – den Eindruck, dass es nur ein Phänomen bei Studienpartner_innen sei und keines, über das auch Forschende während ihres Erkenntnisprozesses nachdenken müssten (vgl. oben S. 115). Trotz Äußerungen wie "contexts pervasively influence social thought and action" (S. 135) und "[c]ommunication fundamentally shapes and even constitutes cognition, making cognition truly social" (S. 134), sowie der Einsicht, dass auch in Gegenstände, die wir verwenden, Wissen eingelassen ist (S. 134), wird an diesen Stellen nie auf "scientific thought and action" verwiesen oder festgestellt, dass "science truly social" ist bzw. auch unsere wissenschaftlichen Messapparate Gegenstände sind, in die Wissen eingelassen ist. Obwohl Smith und Semin (2007) eine Arbeit von Norenzayan und Schwarz (1999) zitieren, die die Bedeutung der oben genannten Punkte auf die Ebene der Einflüsse in Forschungsanstrangungen heben, gehen Smith und Semin insgesamt nicht soweit wie beispielsweise Gergen (2011), der die Verbundenheit von allem zum grundlegenden Ausgangspunkt nimmt.

Dies scheint sich im Feld durchzuziehen. Auch Yeh und Barsalou (2006) sprechen sich in "The Situated Nature of Concepts" dafür aus, alles unter Berücksichtigung des Kontextes zu betrachten: "The purpose of this review is to motivate the inclusion of background situations in future theories and in the research that accompanies them." (S. 359). Doch obwohl sie Situationseffekte als fundamental für Kognition erachten und als "present continuously during everyday activity" (S. 373), scheinen sie das nur auf Studienpartner_innen zu beziehen – die Bedeutung für Forschungsprozesse und deren Situiertheit wird mit keinem Wort diskutiert. Selbiges gilt auch für neuere Artikel, beispielsweise von Barsalou (2016) über "Situated Conceptualizations".

Ähnlich verläuft es in einer Spezialausgabe des Journals *Social Cognition* mit dem Heft-Titel “Situated Social Cognition” (*Social Cognition*, 2013, Vol. 31, No. 2). Die Wichtigkeit, situationale Einflüsse einzuberechnen, wird mit zunehmender *Evidenz* begründet, dass auch ein größerer Kontext (statt beispielsweise nur die Stimulusgestalt) Ergebnisse beeinflusst. Das Ziel sind “findings that bear a broader ecological validity” (Jonas & Cesario, 2013, S. 123), doch es wird nicht diskutiert, dass auch Forschende unter situationalen Einflüssen stehen. Am ehesten sind es wieder Schwarz und Kolleg_inn_en (Uskul, Oyserman, Schwarz, Lee & Xu, 2013), die dieses Phänomen auch auf den Forschungsprozess beziehen. Sie konnten vorführen, dass neben der kulturellen Mentalität der antwortenden Personen auch die formalen Eigenschaften des Fragebogens (wie in meinem Kapitel 5) das Ergebnis mitbestimmen können. Es ist abzuwarten, inwieweit sich die Einsichten von Schwarz und Kolleg_inn_en durchsetzen, dass die Situiertheit auch für Forschungsergebnisse gilt.

Anschließend wäre relevant, wie dieser Einsicht begegnet würde. Bisher baut die Experimentalpsychologie diese Einsicht nicht grundlegend in ihre Forschungslogik ein. Vielmehr gelten ihre Bestrebungen weiterhin dem Versuch, *Verzerrungen* (von einer Wahrheit) zu verringern. So wirbt Brewer (2012) im Text zur “Theory Ladenness” angesichts dieser *biases* zu “reduce”, “override incorrect” und “even out” (S. 328-329). Näher an Perspektiven der ARqE wäre der Ansatz der *Situated Cognition*, wenn er die Situiertheit auch auf den Forschungsprozess bezöge und dann nicht die Nivellierung dieser Situiertheit anstreben würde, sondern einen konstruktiven Umgang damit.

Ein anderes, womöglich vielversprechendes Feld für eine AR-Experimentalpsychologie ist die *Quantum Cognition*-Forschung, die ich schon in Kapitel 4.2.3 bei der Entwicklung der ARqE erwähnt habe. Unter diesem Label gibt es eine wachsende Zahl von Forschungsarbeiten, Konferenzen und Kooperationen von verschiedenen Wissenschaftler_innen, die den Formalismus der Quantentheorie auf den Bereich der Kognition anwenden. Manche tun dies, wie in Kapitel 4.2.3 schon erwähnt, weil sie eine bessere Vorhersagekraft der quantentheoretischen Wahrscheinlichkeitsmodelle sehen, und andere, weil sie davon ausgehen, dass quantenmechanische Phänomene beim Funktionieren des Gehirns

eine Rolle spielen.⁸¹ Die Forschenden scheinen sich dahingehend einig zu sein, dass die quantentheoretischen Formalismen sich für die Beschreibung von kognitiven Phänomenen, wie Entscheidungsfindung, Erinnerung oder Sprache, besser eignen als beispielsweise die Zugrundelegung Bool'scher Algebra: "The main argument for applying the formal apparatus of quantum theory to the domain of cognition has to do with the flexibility, instability, and context-dependency of natural concepts that manifest themselves as fleeting contents of conscious experience." (Quantum Cognition Network, 2016) Möglicherweise kann die Methodenanwendung der *Quantum Cogniton*-Forschung ein fruchtbares Gebiet für die ARqE und ihre eigene Methodenauseinandersetzung bieten (vgl. auch Kapitel 4.2.3). In solchen Potentialen zeigt sich der Bedarf differenzierter Auseinandersetzungen mit methodologischen Voraussetzungen, Einschränkungen und Möglichkeiten für ARqE. Abschließend möchte ich noch erwähnen, dass in der *Theoretischen Psychologie* (vgl. *International Society for Theoretical Psychology* (ISTP) und das Journal *Theory & Psychology*) qua Interessensfokus immer wieder epistemologische und ontologische Grundlagen diskutiert werden (mitunter auch mit zu Barad vergleichbaren Teilperspektiven). Bisher scheinen diese Auseinandersetzungen jedoch keine grundlegende Änderung von Positionen in der Experimentalpsychologie bewirkt zu haben.

Für eine kurze Zusammenfassung der ARqE möchte ich festhalten, dass ich Herstellung der disziplinären Abgrenzung zwischen Psychologie und anderen Fächern wiederholt habe, während diese Grenze in Zukunft auch dekonstruiert werden könnte. Aktuell erachte ich diese Trennung als durch zahlreiche Konfigurationen (vgl. Kapitel 3) realisiert. Diese Konfigurationen stellen gleichermaßen Fachkonferenzen, Fachverbände, Fachzeitschriften etc. her. Deshalb erachte ich das vorläufige Wiederholen für sinnvoll. Außerdem erscheint mir ein Queeren der Disziplin günstiger aus der Disziplin heraus⁸², indem (wir) Experi-

⁸¹ Zwar werden die beiden Felder bei Wikipedia deutlich voneinander unterschieden, doch auf der Homepage des *Networks Quantum Cognition* finden sich sowohl die Verlinkung zu den Hypothesen des *Quantum Minds* wie auch die Vermischung der Forschenden mit unterschiedlichen Gründen für die Anwendung. Daher scheint mir die Trennung an dieser Stelle nicht so gravierend.

⁸² so wie Heinz-Jürgen Voß als Biolog in die biologischen Konzeptionen anders wirkungsvoll dekonstruieren kann, als beispielsweise ich das könnte.

mentalpsycholog_innen zunächst selbst (unsere) Konzeptionen von Objektivität, von Test-Ergebnissen, von Interpretationen, von Frageweisen etc. queeren. Doch aus *Agential Realist Queer(ing)*-Perspektive kann auch erstrebenswert sein, die disziplinären Grenzen überhaupt zu dekonstruieren, wonach dann eine Bezeichnung als Psychologie abzulegen wäre. Dann wäre für die Zukunft womöglich eine *Agential Realist Queer(ing) Science* angestrebt, wobei ich in dieser Arbeit auf (situativ) praktikable Differenzierungsmöglichkeiten innerhalb einer solchen (z. B. welches *Fach* man dann studieren würde) nicht weiter eingehen werde.

Was kann diese von mir skizzierte ARqE Forschenden bieten? Experimentalpsycholog_inn_en, die (weiter) nach Nähe zur Wahrheit streben, könnte interessieren, wenn ARqE-Vorgehen genauere Vorhersagen liefert. Dies müsste sich in Zukunft zeigen. Jene Experimentalpsycholog_inn_en, die einerseits davon fasziniert sind, dass menschliches Verhalten manchmal vorhergesagt werden kann, und andererseits Menschen nicht normieren wollen, wird interessieren, dass ARqE *relata-in-relations* sieht. Sie werden womöglich damit arbeiten, dass Wissenschaft situativ „funktioniert“⁸³, aber dies nicht bedeutet, menschenunabhängige Fakten über die Natur zu entdecken. Queertheoretiker_innen kann interessieren, dass Experimente nützlich sein können und nicht zwingend normierend sind; dass es vielmehr darauf ankommt, *wie* Experimente gemacht und welche Schlüsse aus ihren Ergebnissen gezogen werden. Dass Wissenschaft funktioniert, können wir – so meine Hoffnung – auch situiert und queertheoretisch positiv benutzen. *Agential Realist_innen* halten es vermutlich für selbstverständlich, dass ihre Perspektiven auch für die Psychologie und ihre Phänomene wichtig sind. Für sie ist möglicherweise interessant zu sehen, wie sich diese Bedeutung für die Psychologie übersetzen lassen könnte. Letzteres habe ich mit der Entwicklung von ARqE in dieser Arbeit darzustellen versucht.

Eventuell ist es diese Unterschiedlichkeit der Perspektiven darauf, was interessiert, bzw. auch, was als Neuerung oder Markantes einer Position verstanden wird, die dazu führt, jeweils verschiedene Aspekte zu betonen. Für den Blick auf eine Experimentalpsychologie, die zum Großteil davon ausgeht, dass Materie

⁸³ Vgl. Zitat von Barad (1996, S. 162) und meine Einleitung S. 8

Phänomene determiniert, scheint mir die Betonung der Mitwirkungsmacht der Forschenden wichtig. Deshalb habe ich dies in der vorliegenden Arbeit mehr in den Vordergrund gestellt als die Grenzen, die durch materielle Konfigurationen situativ wirken können. Für andere Perspektiven kann der entscheidende Beitrag des *Agential Realism* sein, dass auch Materie eine (wenn auch nicht im menschlichen Sinne) Mitwirkungsmacht haben soll. Für meine Argumentation ist die *agential realist*-Perspektive auf materiell-diskursive Konfigurationen der fruchtbare Punkt – welche entsprechend des Konzeptes der Intra-aktion nicht als Additionen zweier Bereiche verstanden werden, sondern als untrennbar verschränkte –, um über die Mitwirkung von Forschenden bei sogenannten naturwissenschaftlichen Experimenten zu sprechen.

Gegenüber klassischen Forschungsfragen nach Beschaffenheiten ist es eine Neuerung der ARqE zu fragen, welche Realisierungsmöglichkeiten es noch gibt. Wenn es mehrere Gestalten eines Phänomens gibt, können situativ Entscheidungen nötig sein, welche Gestalt zu bevorzugen ist. Im Falle von Licht scheint es für die verschiedenen *Gestalten* von Licht (Teilchen, Welle) verschiedene *Nutznießler* zu geben. Das Chlorophyll in Pflanzen scheint die Teilchen zu *verwenden*, während ein Fensterkristall, der kleine Regenbögen in ein Zimmer wirft, die Wellen *verwendet*. Eine Kultur, die sich auf Distinktion verlässt, kann die Stereotypisierungsfähigkeit von Menschen *verwenden*. Eine Kultur, die sich auf *Communion*⁸⁴ verlässt, würde vielleicht andere menschliche Fähigkeiten *verwenden*. Zu sagen, der Mensch stereotypisiere unweigerlich, ist entsprechend etwas anderes, als zu sagen, der Mensch hat die Fähigkeit zu stereotypisieren. Solche Entscheidungen werden zweifelsohne immer wieder getroffen. Als problematisch erachte ich jedoch, wenn diese nicht als Entscheidungen wahrgenommen und benannt, sondern die resultierenden Ergebnisse als neutrale Fakten erachtet werden. Thomas Teo (2008, 2010) diskutiert in diesem Zusammenhang besonders die Fälle, in denen bei der Interpretation von Daten bestimmte Gruppen als unterlegen dargestellt werden. Dies ist nicht per se Ergebnis der Daten, sondern resultiert aus Entscheidungen von Forschenden, weshalb Teo es (in Erweiterung des Konzeptes epistemischer Gewalt) *epistemological violence*

⁸⁴ i.S.v. Gemeinschaft, Verbundenheit, Teilhabe

(Teo, 2008) nennt. Es könnte interessant sein, sich damit zu befassen, welche Kriterien für solche Entscheidungsfindungen bereits herangezogen werden. Gerade für eine ARqE, die ihren Forschenden (Mit-)Verantwortung für die Gestalten ihrer Ergebnisse zuschreibt, ist es zudem besonder wichtig, zukünftig Kriterien für diese Entscheidungen zu entwickeln.

Da in solche Kriterien auch einfließt, wie wir leben wollen, müssen solche Aushandlungsprozesse nicht nur innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin, sondern gesamtgesellschaftlich geführt werden. Von Vorschlägen für einen solchen Prozess sehe ich in dieser Arbeit ab, da dies hochkomplexe Aushandlungsprozesse von verschiedenen Werten erfordert. Man stelle sich nur die noch vergleichsweise simple Konstellation vor, dass einige Menschen wollen, dass sogenannte Männer und sogenannte Frauen differenziert werden und andere wollen dies nicht. Wir können allein durch Konfiguration unserer Messapparate Verschiedenheit oder Gleichheit herstellen – welche Gestalt ist erstrebenswerter? Queertheoretische Analysen können für einige solcher Fragen bereits Antworten liefern und Werte wie Begründungen für weitere Entscheidungsfindungen bereitstellen, doch nicht immer. Vor dem Angang dieser Herausforderungen ist es jedoch wichtig, dass die Macht von Forschenden wahrgenommen wird und nicht weiter unproblematisiert epistemologische Gewalt ausgeübt werden kann.

Wenn die leitende Frage für Forschung ist, wie wir leben wollen, und wenn Möglichkeiten statt Gegebenheiten gesucht werden, dann müssen auch (neue) Kriterien entwickelt werden, wie die Interessantheit einer Forschungsfrage beurteilt wird. Bisher gilt als einzige Rechtfertigung, sich einer Forschungsfrage zu widmen, dass man bisher zu wenig über das Thema weiß (wobei immer einseitiges Wissen für nur manche Bevölkerungsgruppen produziert wurde). Wenn nun aber die Welt nicht etwas wie einem Uhrwerk entspricht, dessen Mechanik wir entdecken können, sondern vielmehr verschiedenste Möglichkeitsräume bereithält (je nachdem welche Konfiguration *wir-in-relations* situativ realisieren), kann die Suche dann weiterhin – wie im Humboldt'schen Ideal vom zweckfreien Wissenserwerb – allen möglichen Realisierungsformen gelten?

Bislang habe ich mich darauf zurückgezogen, dass Forschungsfragen begründet werden müssen (vgl. Kapitel 5.2). Dies soll Reflektionen provozieren, warum man Forschungsfragen in einer bestimmten Art und Weise formuliert und nicht anders. Zweifelsohne ist auch dieser Frage, wie die Güte von Begründungen für Formulierungsweisen von Forschungsfragen aus ARqE-Perspektive beurteilt werden, noch nachzugehen. Ebenso habe ich in Kapitel 5 den Grad der Bewusstheit für eine bestimmte Problematik angesprochen, welcher häufig schwer zu beurteilen ist bzw. je nach Standpunkt auch sehr verschieden beurteilt wird. Wie schwer wiegt beispielsweise die queertheoretisch kritisch gesehene Reifikation von Geschlechterbinarität in welcher Konstellation und wie gut ist die Problematik analysiert? Für solche Fragen kann es keinen universalen Kriterienkatalog geben. Dennoch halte ich Diskussionen über die Abwägung von Forschungsanstrengungen, die unsere Welt mitgestalten (statt sie nur abzubilden), für unausweichlich.

Die Problematik der gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft trennt die klassisch betriebene Psychologie von kritisch, feministisch und queertheoretisch informierten Wissenschaften. Für die feministisch und queertheoretisch fundierten Gender Studies erachte ich den Eingangs von Steffens und Ebert (2010) festgestellten Graben gegenüber „dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie“ (vgl. Steffens & Ebert, 2010, S. 194) wie diese als sehr groß. Sie schreiben: „Es ist jedoch zu beachten, dass eine gemeinsame Basis noch zu schaffen ist: Welche Methoden gelten als anerkannt, um Erkenntnisfortschritte zu erzielen? Welche Konzepte werden wie verwendet und haben welche Implikationen? (...) Auf welcher Abstraktionsebene forschen wir?“ (Steffens & Ebert, 2014, S. 203, siehe auch oben S. 2).

Für eine Disziplin, die wie die Experimentalpsychologie quantitativ vorgehen will, halte ich den *Agential Realism* für eine „gemeinsame Basis“ zur Überwindung dieses Grabens (vgl. Steffens & Ebert, 2014, S. 203). So bietet die ARqE schon zahlreiche Weiterentwicklungen und Lösungen an. In der ARqE ist gefordert, dass jede Forschungsanstrengung selbst explizieren und begründen muss, auf welcher Abstraktionsebene sie forscht. Ebenso muss die (und sei es temporäre und lokale) Festlegung von Konzepten expliziert und begründet wer-

den. Die Implikationen dieser Festlegungen sind dann wiederum selbst kontextabhängig. Die Antwort der ARqE auf die Frage nach der Anerkennung von Methoden – unabhängig davon, dass sich *Anerkennung* auch erst in Zukunft zeigen wird – lässt sich aufspalten in Anerkennung von „(1) Methoden zur Datenerhebung, (2) Methoden zur Datenauswertung, (3) Methoden zur Hypothesenbildung und (4) Methoden zum Hypothesentest.“ (vgl. Lauth & Sareiter, 2005, S. 15) Hier ist zweifelsohne noch (Entwicklungs- und Umgestaltungs-)Arbeit zu leisten. Die Güte einer eingesetzten Methode zeigt sich gemäß ARqE nicht mehr in Reliabilität, Validität und Objektivität im klassischen Sinne. Vielmehr müssen die Methoden eine vorher spezifizierte Funktion erfüllen (und Forschende Barads Konzeption von Objektivität umsetzen). Wenn wir weiterhin davon ausgehen, dass Methoden mitkreieren, dann müssen auch die in dieser Arbeit entwickelten Gütekriterien eingelöst werden (und sei es graduell):

- Es wird Bewusstheit für die und reflektierter Umgang mit den Relationen von Relata gefordert.
- Es ist möglichst eindeutig verstehbar über alle mitwirkenden Intraaktionen (auch Einstellungen und Überzeugungen der Forschenden) zu kommunizieren.
- Kausalrelationen werden nur in ihrer Bedingungsabhängigkeit beschrieben.
- Vorannahmen und Perspektiven von Forschenden sind zu nennen; der Diskurs, in dem eine Beschreibung geschieht, ist zu explizieren.
- Forschende müssen selbstreflexiv und begründet mit ihrer Forschung und deren Wirkungen umgehen (nicht in direkt politischem Sinn, sondern dahingehend, welche Gestalt sie mitgestalten).

Eine versierte Weiterentwicklung oder passendere Formulierung dieser Kriterien sowie die Neuentwicklung weiterer Kriterien für eine *gute* ARqE halte ich für äußerst wünschenswert. Diese Arbeit hatte zum Ziel, den Anfang der Synthese einer queer(end)en Experimentalpsychologie zu machen. Mit dieser Arbeit erhebe ich den Anspruch, konkrete Anwendungsmöglichkeiten der meta-theoretischen Positionen zu liefern, auch wenn direkte Forschungsarbeiten bisher

von anderen Kolleg_inn_en geliefert wurden. Konkrete Erinnerungen für zukünftige Forschungsanstrengungen sind:

- Keine Feststellung über Phänomene und keine Begründung von Forschungsfragen kann lauten, dass etwas *so sei* und lediglich sogenannte Fakten der Welt entdeckt werden sollen – dies kann lediglich über lokal und temporär eingeschränkte, situative Zusammenhänge gesagt werden, die dennoch einen Realisierungsraum, und nicht nur eine einzelne Realisierungsmöglichkeit bieten.
- Wir erforschen die relations der relata-within-relations.
- Wir forschen nicht nach Erklärungen auf der Ebene von stabilen Eigenschaften von Entitäten, sondern auf der Ebene von spezifischen Konfigurationen eines Phänomens.
- Als Forschende erkennen wir an, dass *Abweichung* ein relationaler Begriff dazu ist, was wir vorher als *Norm* definiert haben; von einem anderen Standpunkt aus wäre beides möglicherweise vertauscht. Wir können mit Achsenkreuzen arbeiten, solange explizit ist, dass diese nicht in einer *Natur der Sache* liegen, sondern durch Konfigurationen hergestellt sind.
- Wir erkunden den Möglichkeitsraum.
- Wir erkennen einen Realisierungsraum, statt ein Resultat plus zufälligen Fehler.
- Entsprechend Augoustinos und Kolleg_inn_en wiederholen wir nicht den früheren Fehler: “[We do not] exempt [ourselves] and [our] theories from the constructivist principles [we] apply to the subjects of [our] research and theorizing.” (vgl. Augoustinos et al., 2014, S. 20)
- Nach einer empirischen Realisierungserprobung (z. B. „Menschen stereotypisieren“) erachten wir dies als menschliche Möglichkeit und nicht als Unweigerlichkeit (z. B. kann dann eine Folgefrage lauten: „Wann stereotypisieren Menschen nicht?“)

Analogien wie Zahnräder im Kopf (vgl. u. a. Titelbild von Kashima et al., 2008, siehe auch Kap. 3.1.3) verbieten sich entsprechend. Passender wäre ein Bild wie das der Hände MC Eschers, die sich gegenseitig zeichnen. Die *Agential*

Realist Queer(ing) Psychology geht von der gleichzeitigen Existenz von *Bedingungen und Agency* aus.

Judith Butler sagt über ihr Buch “Notes toward a performative theory of assembly”: “The thesis of this book is that none of us acts without the conditions to act, even though sometimes we must act to install and preserve those very conditions.” (Butler, 2015, S. 16) Was in diesem Satz paradox klingen mag, spricht Butler im direkt folgenden Satz an – es ist nur in einer klassisch realistischen, deterministischen Perspektive scheinbar paradox. Der Satz exemplifiziert die Perspektive der gleichzeitigen Anerkennung von *Bedingungen und Agency*. Darin ist Butlers Einsicht meines Erachtens deckungsgleich mit Barads und entgegen der Annahme, dass stabile Entitäten nach Logik von Newton’scher Mechanik ein Uhrwerk bilden. Psychologische Forschung kann die Logik Newton’scher Mechanik verlassen und das *Agential Realist* queer(end)e In-Beziehung-Setzen einnehmen; queer(end)e Experimentalpsychologie ist dann kein Widerspruch. Die *relata* als *in-relations* zu sehen, zwingt uns Forschende dazu, nicht nach individuellen Essenzen zu suchen, sondern die jeweilige Relationalität⁸⁵ zu finden. Die Existenz von *agential cuts* bestätigt auch, dass wir situative Grenzen finden und nicht alles beliebig hergestellt werden kann. Gleichzeitig bedeuten *agential cuts* auch *agency*, (Mit-) Wirkungsmacht, und dass wir Neugestaltungen *mitbewirken* können – *in relations*. Forschung kann helfen, Möglichkeits- und Realisierungsräume anstelle einschränkender irrelationaler Eigenschaftsaussagen zu entdecken. Damit ist Forschung ein Werkzeug, um die Frage zu explorieren „Wie geht es außerdem?“ So wie auch queere Menschen, ohne andere einzuschränken, immer wieder die Möglichkeiten des Lebens ausprobier(t)en und durch das Lossagen von essentialisierenden Festschreibungen – wie angeblich dies *sei* und jenes *nur so* funktioniere – neue Realisierungen von Leben entdeck(t)en, welche weniger Einschränkungen und *cuts*, sondern mehr Freiheiten mitbringen, sowie Weiter-

⁸⁵ Es wird kein Zufall sein, dass „etwas zu relativieren“ im Deutschen die negative Konnotation trägt, etwas abzuschwächen oder einzuschränken (vgl. u. a. Wiktionary (2016): „die Bedeutung von etwas abschwächen, indem man es zu einer anderen Sache in Beziehung setzt“ und Dudenredaktion (2016): „zu etwas anderem in Beziehung setzen und dadurch in seinem Wert o. Ä. einschränken“).

entwicklung anstoßen. Entscheidend ist also die Frage: Welche Welt ist noch möglich? Verbunden mit der Frage: Welche Welt wollen wir?

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Literatur

- Allport, G.W. (1954). *The nature of prejudice*. Reading, MA: Addison-Wesley.
- American Psychological Association. (2008). *Answers to your questions: For a better understanding of sexual orientation and homosexuality*. Washington, DC: Author. <http://apa.org/topics/orientation.pdf> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- American Psychological Association, Task Force on Gender Identity and Gender Variance (2009). *Report of the Task Force on Gender Identity and Gender Variance*. Washington, DC: Author. <http://apa.org/pi/lgbctransgender/2008TaskForceReport.html> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- American Psychological Association. (2010). *Publication Manual of the American Psychological Association* (6th ed.). Washington, DC: Author.
- Ansara, Y.G. (2012). Cisgenderism in medical settings: Challenging structural violence through collaborative partnerships. In I. Rivers & R. Ward (Eds.), *Out of the ordinary: LGBT lives* (pp. 102-122). Cambridge: Cambridge Scholars Publishing.
- Anzaldúa, G. (1998). To(o) queer the writer – loca, escritora y chicana. In C. Trujillo (Ed.), *Living chicana theory* (pp. 263-276). Berkeley: Third Woman Press.
- Anzaldúa, G. (2007). *Borderlands. La frontera. The new mestiza* (4th ed.). San Francisco: Aunt Lute Books.
- Aronson, E., Wilson, T.D. & Akert, R.M. (2004). *Sozialpsychologie* (4. Aufl.). München: Pearson Studium.
- Asendorpf, J.B. (2011). *Persönlichkeitspsychologie*. Heidelberg: Springer.
- Augoustinos, M., Walker, I. & Donaghue, N. (2014). *Social cognition: an integrated introduction*. Los Angeles: Sage.
- Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen e.V. & Deutsche Gesellschaft für Psychologie e.V. (2016). *Berufsethische Richtlinien*. <http://bdp-verband.org/bdp/verband/ethik.shtml> (letzter Abruf am 4.3.2017)

- Balzer Carr, B., Ben Hagai, E., & Zurbriggen, E. L. (2015). Queering Bem: Theoretical intersections between Sandra Bem's scholarship and queer theory. *Sex Roles*. doi:10.1007/s11199-015-0546-1
- Barad, K. (1996). Meeting the universe halfway: realism and social constructivism without contradiction. In L. Hankinson Nelson & J. Nelson (Eds.), *Feminism, science, and the philosophy of science* (pp. 161-194). Dordrecht, Holland: Kluwer Press.
- Barad, K. (2007). *Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning*. Durham: Duke University Press.
- Barad, K. (2008). Queer causation and the ethics of mattering. In N. Giffney & M.J. Hird (Eds.), *Queering the non/human* (pp. 311-338). Aldershot: Ashgate Press.
- Barad, K. (2012). Nature's queer performativity. *Kvinder, Køn og forskning/ Women, Gender and Research, 1-2*, 25-53.
- Barad, K. (2015). Transmaterialities. *A Journal of Lesbian and Gay Studies, 21*, 2-3. doi:10.1215/10642684-2843239
- Bargh, J.A., Chen, M. & Burrows, L. (1996). Automaticity of social behavior: Direct effects of trait construct and stereotype activation on action. *Journal of Personality and Social Psychology, 71*(2), 230-244.
- Barsalou, L.W. (2016). Situated conceptualizations: Theory and applications. In Y. Coello & M. H. Fischer (Eds.), *Foundations of embodied cognition, Volume 1: Perceptual and emotional embodiment* (pp. 11-37). East Sussex: Psychology Press.
- Bem, S.L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 42*, 155-62.
- Bem, S.L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review, 88*(4), 354-364.
- Bem, S.L. & De Jong, H.L. (2013). *Theoretical issues in psychology: an introduction* (3rd ed.). Los Angeles: Sage.
- Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen e.V. (BDP) & Deutsche Gesellschaft für Psychologie e.V. (DGPs) (2016). *Berufsethische Richtlinien*. <http://bdp-verband.org/bdp/verband/ethik.shtml> (letzter Zugriff am 4.3.2017)

- Bless, H., Fiedler, K. & Strack, F. (2004). *Social cognition: How individuals construct social reality*. Philadelphia: Psychology Press.
- Bortz, J. & Döring, N. (2003). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Heidelberg: Springer.
- Boström, K. K. (2016). *Die psychometrische Messung von Gender: Inwiefern sind nicht-binäre Geschlechtsidentitäten intelligibel?* (Unveröffentlichte Bachelorarbeit). Köln: Universität zu Köln.
- Bowleg, L. (2008). When black + lesbian + woman ≠ black lesbian woman: The methodological challenges of qualitative and quantitative intersectionality research. *Sex Roles*, 59, 312-325. doi:10.1007/s11199-008-9400-z
- Braun, V. (2000). Heterosexism in focus group research: Collusion and challenge. *Feminism Psychology*, 10, 133. doi:10.1177/0959353500010001015
- Brewer, W.F. (2012). The theory ladenness of the mental processes used in the scientific enterprise 1: Evidence from cognitive psychology and the history of science. In R.W. Proctor & E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: Implicit and explicit processes* (289-333). Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780199753628.003.0013
- Browne, K. & Nash, C.J. (2010). *Queer methods and methodologies*. London: Routledge.
- Bruckmüller, S. (2013). Singled out as the effect to be explained: Implications for collective self-esteem. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 39, 237-249. doi:10.1177/0146167212471686
- Bruckmüller, S., Hegarty, P. & Abele, A.E. (2012). Framing gender differences: Linguistic normativity affects perceptions of power and gender stereotypes. *European Journal of Social Psychology*, 42, 210-218. doi:10.1002/ejsp.858
- Bruza, P., Busemeyer, J.R. Gabora, L. (2009). Introduction to the special issue on quantum cognition. *Journal of Mathematical Psychology*, 53, 303-305.

- Burman, E. (1990). Differing with deconstruction: A feminist critique. In I. Parker & J. Shotter (Eds.), *Deconstructing Social Psychology* (pp. 208-220). London: Routledge.
- Busemeyer, J. (2007). *Quantum probability tutorial*. Retrieved from pages.iu.edu/~jbusemey/
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (K. Würdemann, Übers.). Frankfurt/Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1993: Bodies That Matter)
- Butler, J. (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Butler, J. (2006). *Gender trouble. Feminism and the subversion of identity* (3rd ed.). New York: Routledge. (Original erschienen 1990: Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity)
- Butler, J. (2011). *How discourse creates homosexuality*. <http://bigthink.com/judithbutler> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Butler, J. (2015). *Notes toward a performative theory of assembly*. Cambridge: Harvard University Press.
- Cadinu, M., Galdi, S. & Maass, A. (2013). Chameleonic social identities: Context induces shifts in homosexuals' self-stereotyping and self-categorization. *European Journal of Social Psychology*, 43, 471-481.
- Carter, D. (2004). *Stonewall. The riots that sparked the gay revolution*. New York: St. Martin's Press.
- Castoriadis, C. (1984). *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Castro Varela, M. do M. & Dhawan, N. (2005). *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Chalmers, A.F. (1989). *Wege der Wissenschaft. Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Berlin: Springer.
- Chebu, A. (2014). *Anleitung zum Schwarz sein*. Münster: Unrast Verlag.
- Clark, A. (1997). *Being there: Putting brain, body and world together again*. Cambridge: MIT Press.
- Clark, A. & Chalmers, D. (1998). The extended mind. *Analysis*, 58(1), 7-19.
- Clarke, V. & Braun, V. (2009). Gender. In D. Fox, I. Prilleltensky & S. Austin (Eds.), *Critical Psychology* (2nd ed., pp. 232-249). London: Sage.

- Clarke, V., Ellis, S., Peel, E. & Riggs, D.W. (2010). *Lesbian, gay, bisexual, trans and queer psychology: An introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Clemans, K.H., DeRose, L.M., Graber, J.A., & Brooks-Gunn, J. (2010). Gender in adolescence. In J.C. Chrisler & D.R. McCreary (Eds.), *Handbook of Gender Research in Psychology* (pp. 527-557). New York: Springer Publishing.
- Cohen, J. (1988). *Statistical power analysis for the behavioral sciences* (2nd ed.). Hillsdale: Erlbaum.
- Collins, P.H. (1990). *Black feminist thought. Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment* (2nd ed.). Boston: Unwin Hyman.
- Committee on Lesbian and Gay Concerns (1991). Avoiding heterosexual bias in language. *American Psychologist*, 46, 973–974.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and anti-racist politics. *University of Chicago Legal Forum*, 140, 139-167.
- Crenshaw, K. (1993). Mapping the margins: Intersectionality, identity politics, and violence against women of color. *Stanford Law Review*, 43, 1241-1299.
- Danziger, K. (1990). *Constructing the subject: Historical origins of psychological research*. New York: Cambridge University Press.
- Danziger, K. (1997). *Naming the mind: How psychology found its language*. London: Sage.
- de Lauretis, T. (1991). Queer theory. Lesbian and gay sexualities: An introduction. *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, 3(2), iii-xviii.
- Dennett, D. (1987). *The Intentional Stance*. Cambridge: MIT Press.
- Derrida, J. (1987). Florian Roetzer: Gespräch mit Jacques Derrida. *Falter (Beilage)*, 302, 11-12.
- Deutschen Gesellschaft für Psychologie (2016). *Richtlinien zur Manuskriptgestaltung* (4. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Diamond, L.M. & Butterworth, M. (2008). Questioning gender and sexual identity: Dynamic links over time. *Sex Roles*, 59, 365-376. doi:10.1007/s11199-008-9425-3

- Diefenbacher, S., Landhäußer, A. & Pfattheicher, S. (2012). *Small group-meeting zum Themenkomplex „Macht, Moral & Normen“ im Frühjahr 2012 an der Universität Ulm*. Call for paper.
- Diekmann, A.B. & Eagly, A.H. (2000). Stereotypes as dynamic constructs: Women and men of the past, present, and future. *Personality and Social Psychological Bulletin*, 26, 1171-1188. doi:10.1177/0146167200262001
- Dienes, Z. (2008). *Understanding psychology as a science: An introduction to scientific and statistical inference*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Döring, N. (2013). Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie. *GENDER*, 2, 94-113.
- Dorough, A. & Pfattheicher, S. (2014). 3. *Small group-meeting zum Themenkomplex „Macht, Moral & Normen“ im März 2014 an der Universität Göttingen*. Call for paper.
- Dudenredaktion (o.J.). „Relativieren“ auf Duden online. <http://duden.de/rechtschreibung/relativieren> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Duron, L. (2013). *Raising my rainbow. Adventures in raising a fabulous, gender creative son*. New York: Broadway Books.
- Dwyer, A. (2010). Saving schools from abomination and abnormal sex: A discourse analysis of online public commentary about “queering” school spaces. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms* (Vol 1, pp. 197-215). Oxford u.a.: Peter Lang.
- Eagly, A. (1987). *Sex differences in social behavior: A social-role interpretation*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates.
- Eagly, A. (2012). Bias, feminism, and the psychology of investigating gender. In R.W. Proctor & E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: Implicit and explicit processes* (pp. 267-287). Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780199753628.003.0012
- Easton, D. & Liszt, C.A. (1997). *The ethical slut: A guide to infinite sexual possibilities*. Emeryville: Greenery Press.
- Ebeling, S. (2006). De/Konstruktion von Geschlecht und Sexualität. In S. Ebeling & S. Schmitz (Hrsg.), *Geschlechterforschung und Naturwissen-*

- schaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel* (S. 281-296). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ebeling, S. & Schmitz, S. (Hrsg.). (2006). *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ebert, I.D. & Steffens, M.C. (2013). Positionsartikel zum Forschungsprogramm explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute. *Gender, 3*, 26-40.
- Eckes, T. (2004). Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 165-176). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Edwards, D., Ashmore, M. & Potter, J. (1995). Death and furniture: The rhetoric, politics and theology of bottom line arguments against relativism. *History of the Human Sciences, 8*, 25-49.
- Eid, M., Gollwitzer, M. & Schmitt, M. (2013). Statistik und Forschungsmethoden: Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Engel, A. (2005). Die Verschränkung von Sexualität und Ökonomie. Subjekt-konstituierung unter neoliberalen Vorzeichen. In W. Ernst (Hrsg.), *Leben und Wirtschaften - Geschlechterkonstruktionen durch Arbeit* (S. 136-152). Münster: LIT Verlag.
- Fausto-Sterling, A. (1993). The five sexes. Why male and female are not enough. *The Sciences, March/April*, 20-24.
- Feist**, G.J. (2012). The psychology of science is off and running but where do we go from here? In R.W. Proctor and E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: implicit and explicit processes* (pp. 13-39). New York: Oxford University Press.
- Ferguson, M.J. & Zayas, V. (2009). Automatic evaluation. *A Journal of the Association for Psychological Science, 18*(6), 362-366.
- Fiedler, K. (2011). Voodoo Correlations Are Everywhere – Not Only in Neuroscience. *Perspectives on Psychological Science, 6*(2), 163-171. doi:10.1177/1745691611400237

- Fiedler, K. (2014). From intrapsychic to ecological theories in social psychology: Outlines of a functional theory approach. *European Journal of Social Psychology, 44*, 657-670.
- Fiedler, K. (2016). Empfehlungen der DGPs-Kommission „Qualität der psychologischen Forschung“, *Psychologische Rundschau, 67*(1), 59-74. doi:10.1026/0033-3042/a000316
- Fiedler, K. & Bless, H. (2003). Soziale Kognition. In W. Stroebe, K. Jonas & M. Hewstone (Hrsg.), *Sozialpsychologie* (4. Aufl., S. 125-163). Berlin: Springer.
- Fisher, T.D., Davis, C.M., Yarber, W.L. & Davis, S.L. (2010). *Handbook of sexuality-related measures* (3rd ed.). London: Routledge.
- Foucault, M. (1968). *Psychologie und Geisteskrankheit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1976). *Mikrophysik der Macht*. Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gabora, L. & Aerts, D. (2002). Contextualizing concepts using a mathematical generalization of the quantum formalism. *Journal of Experimental and Theoretical Artificial Intelligence 14*(4), 327-358.
- Gadener, V. (1984). *Theorie und Erfahrung in der psychologischen Forschung*. Tübingen: Mohr.
- Gadener, V. (2004). *Philosophie der Psychologie*. Bern: Huber.
- Galton, F. (1875/1895). *English men of science: Their nature and nurture*. New York: Appleton.
- Garcia, C. (2010). General queer; or, Lee Edelman and the oppositional meaning of queer. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms* (Vol. 1, p. 11-25). Bern: Peter Lang.
- Garner, T. (2011). Chest surgeries of a different ‘nature’. *Annual Review of Critical Psychology, 11*, 337-356.
- Gergen, K.J. (1996). Social psychology as social construction: The emerging vision. In C. McGarty and A. Haslam (Eds.), *The Message of Social*

- Psychology: Perspectives on Mind in Society* (pp. 113-128). Oxford: Blackwell.
- Gergen, K. (2011). *Relational being: beyond self and community*. Oxford: Oxford University Press.
- Gerrig, R.J. & P.G. Zimbardo (2008). *Psychologie* (18., aktualisierte Auflage). München: Pearson Studium.
- Giffney, N. & Hird, M. (2008). Introduction: Queering the non/human. In N. Giffney & M. Hird (Eds.), *Queering the non/human* (pp. 1-16). Aldershot: Ashgate.
- Gilman, S.L. (2008). Constructing schizophrenia as a category of mental illness. In E.R. Wallace & J. Gach (Eds.), *History of psychiatry and medical psychology* (pp. 461-483). New York: Springer.
- Goff, P.A., Thomas, M.A., & Jackson, M.C. (2008). "Ain't I a woman?": Towards an intersectional approach to person perception and group-based harms. *Sex Roles*, 59, 392-403.
- Goldfried, M.R. (2001). Integrating gay, lesbian, and bisexual issues into mainstream psychology. *American Psychologist*, 56(11), 977-988.
- Greenwald, A.G. (2012). Scientists are human: implicit cognition and researcher conflict of interest. In R.W. Proctor & E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: Implicit and explicit processes* (pp. 255-266). Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780199753628.003.0011
- Griesebner, A. (2005). *Feministische Geschichtswissenschaft: Eine Einführung. Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*. Wien: Löcker.
- Groeben, N. (1997). *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Band I, Metatheoretische Perspektiven*. Münster: Aschendorff.
- Groeben, N. & Scheele, B. (2005). Zur anthropologischen Relation von Selbst- und Objektbild im psychologischen Erkenntnisprozess. In G.M. Bente, N. Groeben, U. Schmidt-Denter, G. Fischer, W. Hussy & E. Stephan (Hrsg.), *Kölner Psychologische Studien. Beiträge zur natur-, kultur-, sozialwissenschaftlichen Psychologie, Jahrgang X, Heft 1* (S. 1-16). Köln: Universität zu Köln.
- Halperin, D.M. (1991). Sex before sexuality: Pederasty, politics, and power in classical Athens. In M.B. Duberman, M. Vicinus, & G. Chauncey Jr.

- (Eds.), *Hidden from History: reclaiming the gay and lesbian past* (pp. 37-53). London: Penguin.
- Halperin, D.M. (1995). *Saint = Foucault. Towards a gay hagiography*. Oxford: Oxford University Press.
- Halperin, D.M. (2003). *The normalization of queer theory*. Philadelphia: Harworth Press.
- Haraway, D. (1988). Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.
- Hare-Mustin, R.T., & Marecek, J. (1990). *Making a difference: Psychology and the construction of gender*. New Haven: Yale University Press.
- Hark, S. (2004). *Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen*. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 104-111). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hark, S. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hartsock, N.C.M. (1987). The feminist standpoint: Developing the ground for a specifically feminist historical materialism. In S. Harding (Ed.), *Feminism and Methodology. Social Science Issues* (pp. 157-180). Bloomington: Indiana University Press.
- Harré, R. & Secord, P. (1972). *The explanation of social behavior*. Oxford: Basil Blackwell.
- Hegarty, P. (2001). "Real Science", deception experiments and the gender of my lab coat: Toward a new laboratory manual for lesbian and gay psychology. *International Journal of Critical Psychology*, 1(4), 91-108.
- Hegarty, P. (2002). "More feminine than 999 men out of 1,000" – measuring sex roles and gender nonconformity in psychology. In T. Lester (Ed.), *Gender nonconformity, race, and sexuality: charting the connections* (pp. 62-83). Madison: University of Wisconsin Press.
- Hegarty, P. (2007). Getting dirty. Psychology's history of power. *History of Psychology*, 10(2), 75-91.

- Hegarty, P. (2011). Becoming curious: An introduction to the special issue on queer theory and psychology. *Psychology and Sexuality*, 2, 1-3.
- Hegarty, P. & Buechel, C. (2006). Androcentric reporting of gender differences in APA journals: 1965-2004. *Review of General Psychology*, 10(4), 377-389.
- Hegarty, P. & Bruckmüller, S. (2013). Asymmetric explanations of group differences: Experimental evidence of Foucault's disciplinary power. *Social and Personality Psychology Compass*, 7(3), 176-186.
- Henrich, J., Heine, S.J., Norenzayan, A. (2010). The weirdest people in the world. *Behavioral and Brain Sciences*, 33(2-3), 61-83. doi:10.1017/S0140525X0999152X.
- Herd, G. (1996). *Third sex, third gender: beyond sexual dimorphism in culture and history*. New York: Zone Books.
- Herek, G.M., Kimmel, D.C., Amaro, A. & Melton, G.B. (1991). Avoiding heterosexual bias in psychological research. *American Psychologist*, 46(9), 957-963.
- Herek, G.M. & McLemore, K.A. (2013). Sexual prejudice. *Annual Review of Psychology*, 64, 309-333.
- Herzog, W. (2012). *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hogg, M.A. & McGarty, C. (1990). Self-categorization and social identity. In D. Abrams & M.A. Hogg (Eds.), *Social identity theory: Constructive and critical advances* (pp. 10-27). New York: Springer.
- Hornsey, M.J. (2008). Social identity theory and self-categorization theory: A historical review. *Social and Personality Psychology Compass*, 2(1), 204-222.
- Hyde, J.S. (2005). The gender similarities hypothesis. *American Psychologist*, 60(6), 581-592.
- Hyde, J.S. (2007). New directions in the study of gender similarities and differences. *Current Directions in Psychological Science*, 16(5), 259-263.
- Jagose, A. (1996). *Queer theory. An introduction*. New York: University Press.
- Jonas, K.J., & Cesario, J. (2013). Introduction to the Special Issue: Situated social cognition. *Social Cognition*, 31(2), 119-124.

- Irmen, L. & Linner, U. (2005). Die Repräsentation generisch maskuliner Personenbezeichnungen. Eine theoretische Integration bisheriger Befunde. *Zeitschrift für Psychologie*, 213(3), 167-175.
- Joel, D. (2012). Genetic-gonadal-genitals sex (3G-sex) and the misconception of brain and gender, or, why 3G-males and 3G-females have intersex brain and intersex gender. *Biology of Sex Differences*, 3, 27-33.
- Kalish, C. (2002). Gold, jade, and emeralby: The value of naturalness for theories of concepts and categories. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, 22(1), 45-66.
- Kashima, Y., Fiedler, K. & Freytag, P. (2008). *Stereotype dynamics: language-based approaches to the formation, maintenance, and transformation of stereotypes*. New York: Lawrence Erlbaum Associates.
- Kessels, U., Heyder, A., Latsch, M. & Hannover, B. (2014). How gender differences in academic engagement relate to students' genderidentity. *Educational Research*, 56, 219-228. doi:10.1080/00131881.2014.898916
- Kessler, S.J. (1990). The medical construction of gender: Case management of intersexed infants. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 16(1), 3-26.
- Kessler, S.J. & McKenna, W. (1978). *Gender. An ethnomethodological approach*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kessler, S.J. & McKenna, W. (2006). Toward a Theory of Gender. In S. Stryker & S. Whittle (Eds.), *The transgender studies reader* (pp. 165-182). London: Taylor & Francis.
- Kim, U. (1999). After the "crisis" in social psychology: The development of the transactional model of science. *Asian Journal of Social Psychology*, 2, 1-19.
- Klauer, K.C. & Wegener, I. (1998). Unraveling social categorization in the „who said what?“ paradigm. *Journal of Personality and Social Psychology*, 75(5), 1155-1178.
- Kuper, L.E., Nussbaum, R. & Mustanski, B. (2012). Exploring the diversity of gender and sexual orientation identities in an online sample of transgender individuals. *Journal of Sex Research*, 49(2-3), 244-254.

- Lambert-Mogiliansky, A. (2013). Comments on episodic superposition of memory states. *Topics in Cognitive Science*, 6, 63-66.
- Lauth, B. & Sareiter, J. (2005). *Wissenschaftliche Erkenntnis. Eine ideengeschichtliche Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Paderborn: Mentis Verlag.
- Lenk, H. (1991). *Wissenschaft und Ethik*. Stuttgart: Reclam.
- Lewis, S.E. (2013). Queer subversion or heteronormative reinforcement? Linguistic Performativity in the identity construction of a young, bisexual-identified Brazilian LGBT activist. In K. O'Mara & L. Morrish (Eds.), *Queering Paradigms III. Queer impact and practices* (pp. 201-235). Oxford u.a.: Peter Lang.
- Lienert, G.A. (1989). *Testaufbau und Testanalyse*. München: PsychologieVerlagsUnion.
- Longino, H. (1990). *Science as social knowledge. Values and objectivity in scientific inquiry*. Princeton: University Press.
- Longino, H. (1994). In search for feminist epistemology. *Monist*, 77(4), 472-485.
- Ma, V. & Schoeneman, T.J. (1997). Individualism versus collectivism: a comparison of Kenyan and American self-concepts. *Basic and Applied Social Psychology*, 19(2), 261-273.
- Maccoby, E. & Jacklin, C. (1974). *The psychology of sex differences*. Stanford: Stanford University Press.
- Marecek, J., Crawford, M. & Popp, D. (2004). On the construction of gender, sex and sexualities. In A.H. Eagly, A.E. Beall & R.J. Sternberg (Eds.), *The psychology of gender* (2nd ed., pp. 192-216). New York: Guilford Press.
- Mertens, W. & Fuchs, G. (1978). *Krise der Sozialpsychologie*. München: Ehrenwirth.
- Merton, R.K. (1973). *The Sociology of science. Theoretical and empirical investigations*. Chicago: University of Chicago Press.
- Millett, K. (1970). *Sexual politics*. Chicago: University of Illinois Press.
- Miller D.T, Taylor B. & Buck M.L. (1991). Gender gaps: Who needs to be explained? *Journal of Personality and Social Psychology*, 61(1), 5-12.

- Morin, S.F. (1977). Heterosexual bias in psychological research on lesbianism and male homosexuality. *American Psychologist*, 32, 629-637.
- Morin, S. & Rothblum, E. (1991). Removing the stigma: Fifteen years of progress. *The American Psychologist*, 46, 947-949.
- Morton, T.A., Postmes, T., Haslam, S.A. & Hornsey, M.J. (2009). Theorizing gender in the face of social change: Is there anything essential about essentialism? *Journal of Personality and Social Psychology*, 96(3), 653-664. doi:10.1037/a0012966.
- Myers, D.G. (2007). *Psychologie* (2. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Nagle, J. (1997). Stroking my inner fag. In C. Queen & L. Schimel (Eds.), *PoMoSexuals. Challenging assumptions about gender and sexuality* (pp. 122-126). San Francisco: Cleis Press.
- Neisser, U. (1974). *Kognitive Psychologie*. Stuttgart: Klett.
- Nölleke, B. (2013). *Geschichte der Psychoanalyse in Frankreich*. https://psychoanalytikerinnen.de/frankreich_geschichte.html (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Newman, L.K. (2002). Sex, gender and culture: Issues in the definition, assessment and treatment of gender identity disorder. *Clinical Child Psychology and Psychiatry*, 7(3), 352-359.
- Norenzayan, A. & Schwarz, N. (1999). Telling what they want to know: Participants tailor causal attributions to researchers' interests. *European Journal of Social Psychology*, 29, 1011-1020.
- Panter, A.T., Daye, C.E., Allen, E.R., Wightman, L.F. & Deo, M.E. (2009). It matters how and when you ask: Self-reported race/ethnicity of incoming law students. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology*, 15(1), 51-66.
- Parker, I. (1989). *The crisis in modern social psychology – and how to end it*. London: Routledge.
- Parker, I. & Shotter, J. (1990). *Deconstructing social psychology*. London & New York: Routledge.
- Parlee, M.B. (1996). Situated knowledges of personal embodiment: Transgender activists' and psychological theorists' perspectives on 'sex' and 'gender'. *Theory & Psychology*, 6(4), 625-645.

- Pauletti, R.E., Cooper, P.J. & Perry, D.G. (2014). Influences of gender identity on children's maltreatment of gender-nonconforming peers: A person x target analysis of aggression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 106(5), 843-866.
- Perko, G. (2005). *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. Köln: PapyRossa.
- Popper, K. (2002). *Realismus und das Ziel der Wissenschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Pothos, E.M. & Busemeyer, J.R. (2009). A quantum probability explanation for violations of 'rational' decision theory. *Proceedings of the Royal Society B: Biological Sciences*, 276(1665), 2171-2178. doi:10.1098/rspb.2009.0121
- Pothos, E.M. & Busemeyer, J.R. (2013). Can quantum probability provide a new direction for cognitive modeling? *Behavioral and Brain Sciences*, 36, 255-327. doi:10.1017/S0140525X12001525
- Prentice, D.A. & Carranza, E. (2002). What women and men should be, shouldn't be, are allowed to be, and don't have to be: The contents of prescriptive gender stereotypes. *Psychology of Women Quarterly*, 26, 269-281.
- Purdie-Vaughns, V. & Eibach, R.P. (2008). Intersectional invisibility: The ideological sources and social consequences of the non-prototypicality of intersectional subordinates. *Sex Roles*, 59(5), 377-391.
- Quantum Cognition Network (2016). <http://quantum-cognition.de/themes/themes.html> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Ravenscroft, I. (2008). *Philosophie des Geistes. Eine Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Rich, A. (1980). Compulsory heterosexuality and lesbian existence. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 5(4), 631-660. doi:10.1086/493756
- Riger, S. (1992). Epistemological debates, feminist voices: Science, social values, and the study of women. *American Psychologist*, 47, 730-740.
- Robbins, P. & Aydede, M. (2009). *The Cambridge Handbook of Situated Cognition*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Robbins, P. & Aydede, M. (2009). A short primer on situated cognition. In P. Robbins & M. Aydede (Eds.), *The Cambridge Handbook of Situated Cognition* (pp. 3-10). Cambridge: Cambridge University Press.
- Rogers, W.S. (2003). *Social psychology: Experimental and critical approaches*. Maidenhead: Open University Press.
- Roth, M., Hammelstein, P. & Brähler, E. (2014). *Need inventory of sensation seeking: NISS: Ein Fragebogen zur Erfassung des dispositionalen Bedürfnisses nach Stimulation*. Göttingen: Hogrefe.
- Rothmund, J. & Scheele, B. (2004). Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. Lösungsmöglichkeiten für das Genus-Sexus-Problem auf Textebene. *Zeitschrift für Psychologie*, 212(1), 40-54.
- Ruscio, J. & Ruscio, A.M. (2008). Categories and dimensions. *Current Directions in Psychological Science*, 17(3), 203-207.
- Rubin, G. (1975). The Traffic in Women: Notes on the 'Political Economy' of Sex. In R. Reiter (Ed.), *Toward an anthropology of women* (pp. 157-210). New York: Monthly Review Press.
- Rubin, G. (1984). Thinking sex: Notes for a radical theory of the politics of sexuality. In H. Ablove, M.A. Barale & D.M. Halperin (Eds.), *The Lesbian and Gay Studies Reader* (pp. 3-44). New York: Routledge.
- Rubin, Z. & Peplau, L.A. (1975). Who believes in a just world? *Journal of Social Issues*, 31(3), 65-89.
- Rudman, L.A. & Glick, P. (2008). *The social psychology of gender: How power and intimacy shape gender relations*. New York: Guilford.
- Sampson, E.E. (1978). Scientific paradigms and social values: Wanted—a scientific revolution. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36(11), 1332–1343.
- Sampson, E.E. (1993). Identity politics. *American Psychologist*, 48(12), 1219-1230.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1988). *Dialog-Konsens-Methoden. Zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien*. Tübingen: Francke Verlag.
- Scherer, B. (2016). Introduction: Queer interventions, ethics, and glocalities. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms VI. Interventions, ethics and glocalities* (pp. 1-12). Oxford: Peter Lang.

- Schlichter, A. (2005). Re-thinking sex. Feminismus, queere Theorie und die Kritik normativer Sexualpolitiken. In E. Haschemi Yekani & B. Michaelis (Hrsg.), *Quer durch die Geisteswissenschaften* (S. 132-156). Berlin: Querverlag.
- Schmitz, S. (2014). Agentieller Realismus als Rahmenwerk für die Science & Technology Studies. In D. Lengersdorf & M. Wieser (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies* (S. 279-291). Wiesbaden: Springer.
- Scholz, J. (2016). Queering Identities in Psychology: Blind Alleys and Avenues. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms VI. Interventions, Ethics and Glocalities* (pp. 41-67). Oxford: Peter Lang.
- Schwarz, N. & Bohner, G. (2001). The construction of attitudes. In A. Tesser & N. Schwarz (Eds.), *Blackwell handbook of social psychology: Intrapersonal processes* (pp. 436-457). Oxford: Blackwell.
- Schwarz, N. & Strack, F. (1991). Context effects in attitude surveys: Applying cognitive theory to social research. In W. Stroebe & M. Hewstone (Eds.), *European Review of Social Psychology* (vol. 2, pp. 31-50). Chichester: Wiley.
- Schweizer, K. & Richter-Appelt, H. (2012). *Intersexualität kontrovers. Grundlagen, Erfahrungen, Positionen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sedgwick, E.K. (1990). *Epistemology of the closet*. Oakland: University of California Press.
- Sedgwick, E.K. (1993). *Tendencies*. Durham: Duke University Press.
- Shields, S.A. (2008). An intersectionality perspective. *Sex Roles*, 59, 301-311.
- Sieben, A. & Scholz, J. (2012). *(Queer-)Feministische Psychologien. Eine Einführung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Smith, R. (2005). The history of psychological categories. *Studies in History and Philosophy of Biological & Biomedical Sciences*, 36, 55-94.
- Smith, E.R. & Semin, G.R. (2007). Situated social cognition. *Current Directions in Psychological Science*, 16(3), 132-135.
- Smith, C.A., Johnston-Robledo, I., McHugh, M.C. & Chrisler, J.C. (2010). Words matter: The language of gender. In J.C. Chrisler & D.R. McCreary (Eds.), *Handbook of gender research in psychology, Vol 1:*

- Gender research in general and experimental psychology* (pp. 361-377), New York: Springer.
- Solomon, M. (2007). Situated Cognition. In P. Thagard (Ed.), *Handbook of the Philosophy of Psychology and Cognitive Science* (pp. 413-428). Amsterdam: Elsevier.
- Stahlberg, D. & Sczesny, S. (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau* 52(3), 131-140.
- Steffens, M.C. & Ebert, I.D. (2010). Sozialpsychologische Geschlechterforschung: Bereicherung der Gender Studies? *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*, 16(24), 189-202.
- Steffens, M.C., Landmann, S. & Mecklenbräuker, S. (2013). Participant sexual orientation matters. *Experimental Psychology*, 60(5), 362–367.
- Steffens, M.C. & Viladot, M.Á. (2015). *Gender at work. A social psychological perspective*. New York: Peter Lang.
- Stuhler, H. (2013). *Eine kritische Überprüfung der sozialpsychologischen Genderforschung auf intersektionale Konzeptionen von Identitätskategorien*. (Unveröffentlichte Bachelorarbeit). Jena: Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Sullivan, N. (2003). *A critical introduction to queer theory*. New York: New York University Press.
- Sullivan, N. & Murray, S. (2009). Introduction. In N. Sullivan & S. Murray (Eds.), *Somatechnics. Queering the technologisation of bodies* (pp. 1-10). London Routledge.
- Tajfel, H. & Wilkes, A.L. (1963). Classification and quantitative judgement. *British Journal of Psychology*, 54(2), 101-114.
- Taylor, S.E., Fiske, S.T., Etoff, N.L. & Ruderman, A.J. (1978). Categorical and contextual bases of person memory and stereotyping. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36(7), 778-793.
- Teo, T. (2008). From speculation to epistemological violence in psychology. A critical-hermeneutic reconstruction. *Theory & Psychology*, 18(1), 47-67.
- Teo, T. (2010). What is epistemological violence in the empirical social sciences? *Social and Personality Psychology Compass*, 4/5, 295-303.

- Tomelleri, S. & Castelli, L. (2012). On the nature of gender categorization. *Social Psychology*, 43(1), 14-27.
- Trautner, H.M. (1992). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Bd. 1: Grundlagen und Methoden*. Göttingen: Hogrefe.
- Trout, J.D. (2001). Measurement. In W.H. Newton-Smith (Ed.), *A companion to the philosophy of science* (pp. 265-276). Malden: Blackwell.
- Turner, W.B. (2000). *A genealogy of queer theory*. Philadelphia: Temple University Press.
- Turner, J.C., Hogg, M.A., Oakes, P.J., Reicher, S.D. & Wetherell, M.S. (1987). *Rediscovering the social group: A self-categorization theory*. New York: Blackwell.
- Unger, R.K. (1979). Toward a redefinition of sex and gender. *American Psychologist*, 34, 1085-1094.
- Unger, R.K. (1989). Sex, gender and epistemology. In M. Crawford & M. Gentry (Eds.), *Gender and thought* (pp. 17-35). New York: Springer.
- Unger, R.K. (1998). *Resisting gender: Twenty-five years of feminist psychology*. London: Sage.
- Uskul, A., Oyserman, D., Schwarz, N., Lee, S.W.S. & Xu, A.J. (2013). How successful you have been in life depends on the response scale used: The role of cultural mindsets in pragmatic inferences drawn from question format. *Social Cognition*, 31(2), 222-236.
- Vasey, P.L. & Bartlett, N.H. (2007). What can the samoan “fa’afafine” teach us about the western concept of gender identity disorder in childhood? *Perspectives in Biology and Medicine*, 50(4), 481-490.
- Villa, P.-I. (2003). *Judith Butler: campus Einführungen*. Frankfurt: Campus Verlag.
- von Foerster, H. (2005). Entdecken oder Erfinden? Wie läßt sich Verstehen verstehen? In H. Gumin & H. Meier (Hrsg.), *Einführung in den Konstruktivismus* (S. 41-88). München: Piper.
- von Glasersfeld, E. (2005). Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In H. Gumin & H. Meier (Hrsg.), *Einführung in den Konstruktivismus* (S. 9-39). München: Piper.

- Voß, H.-J. (2011). *Making sex revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive* (3. Aufl.). Bielefeld: Transcript.
- Voß, H.-J. (2012). *Intersexualität – Intersex. Eine Intervention*. Münster: Unrast-Verlag.
- Voß, H.-J. (2013). *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit* (3. Aufl.). Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Vul, E., Harris, C., Winkielman, P. & Pashler, H. (2009). Puzzlingly high correlations in fMRI studies of emotion, personality, and social cognition. *Perspectives on Psychological Science*, 4, 274–290.
- Wänke, M. (2007). What is said and what is meant: Conversational implicatures in natural conversations, research settings, media and advertising. In K. Fiedler (Ed.), *Frontiers in social psychology: Social communication* (pp. 223-256). London: Psychology Press.
- Walach, H. (2013). *Psychologie: Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte. Ein Lehrbuch* (3., überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Warner, L. (2008). A best practices guide to intersectional approaches in psychological research. *Sex Roles*, 59, 454-463.
- Warner, M. (1991). Fear of a queer planet. *Social Text*, 29, 3-17.
- Warner, M. (1999). *The trouble with normal. Sex, politics, and the ethics of queer life*. Cambridge: Harvard University Press.
- Watzlawick, P. (2005). *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*. München: Piper.
- West, C. & Zimmerman, D.H. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1(2), 125-151.
- Westermann, R. (2000). *Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik: Ein Lehrbuch zur psychologischen Methodenlehre*. Göttingen: Hogrefe.
- Wiktionaryredaktion (2016). „Relativieren“ auf Wiktionary online. <https://de.wiktionary.org/wiki/relativieren> (letzter Zugriff am 4.3.207)
- Wilkinson, S. (1996). *Feminist social psychologies: International perspectives*. Philadelphia: Open University Press.

- Winerman, L. (2014). Words matter. *Monitor on Psychology*, 45(3), retrieved from <http://apa.org/monitor/2014/03/words-matter.aspx> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Wittig, M. (1992). *The straight mind and other essays*. Boston: Beacon Press.
- Wittig, M. (1976/1992). The category of sex. In M. Wittig (Ed.), *The straight mind and other essays* (pp. 1-8). Boston: Beacon Press.
- Wittig, M. (1980/1992). The straight mind. In M. Wittig (Ed.), *The straight mind and other essays* (pp. 21-32). Boston: Beacon Press.
- Wittig, M. (1981/1992). One is not born a woman. In M. Wittig (Ed.), *The straight mind and other essays* (pp. 9-20). Boston: Beacon Press.
- Woltersdorff, V. (2004). Den Spieß umdrehen. Was sind queer politics und queer theory? *Iz3w*, 15-19.
- Yeh, W. & Barsalou, L.W. (2006). The situated nature of concepts. *American Journal of Psychology*, 119(3), 349-384.
- Zimbardo, P.G. & Gerrig, R.J. (2004). *Psychologie* (16., aktualisierte Auflage). München: Pearson Studium.